Saphir's Schriften.

Gesammt-Ausgabe.

M. G. Saphir's Schriften.

LG
S241

M. G. Saphir's Schriften.

Neunzehnter Band.

144865
12/1/18.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

1.

Der Allerweltsmann.

Es gibt Leute, die man nur „die Beliebten" nennt; es sind die Badeschwämme der menschlichen Gesellschaft, sie lassen sich füllen und auspressen von jeder Sache, und von Jedermann. Solche Allerweltsleute werden stark consumirt; man findet sie wie Weißbier fast in jedem Hause; man achtet sie nicht, aber man hat sie gerne um sich, wie ein Handbesteck, das man zu allen Dingen gebraucht und gebrauchen kann. Ein solcher „Allerweltsmann" muß von Jugend auf dazu erzogen werden, ein Allerweltsmann zu sein. So wie man von den Lauern erzählt, daß ihnen die Milz oder Leber herausgeschnitten wird, so muß dem Allerweltsmann Herz und Gehirn herausgeschnitten werden, wenn er ein tüchtiger Allerweltsmann werden soll. Es wird damit angefangen, daß er schon in der Jugend zu einem Allerweltskinde erzogen wird. Ein solches Allerweltskind muß alle Augenblick einen „schönen Diener!" machen, dabei die Beinchen einknicken, wie eine alte Jungfer; es muß alle Augenblick „danke schön!" sagen, muß alle

ledernen Hände und alle Schnupftabakfinger der Gesellschaft abküssen, muß jeden Kerl „Onkel!“ und jede Furie „Tante!“ nennen; es darf nichts begehren, damit es nur ja nicht lerne einen eigenen Willen haben; es darf nicht laut, und wacker herum rumoren, damit sich nur ja keine thätige Kraft entwickle; es darf bei Leibe nicht widersprechen, und wenn es auch Recht hat, das schickt sich nicht! Es gibt jedem die Hand, und geht zu Jedem wie ein Möpschen; ein solches Allerweltskind wird einmal gewiß ein Allerweltsmann! Nach dem Allerweltskinde wird er ein Allerweltsjüngling. Ein solcher Allerweltsjüngling macht pflichtmäßig allen Mädchen seines Reviers die Cour, bringt regelmäßig allen zu ihrem Geburtstage ein Ständchen, besorgt ihnen Musikalien, pflegt ihre Blumen, füttert ihre Canarienvögel, hält ihnen die Elle, wenn sie Band messen, bringt ihnen die Bücher aus der Leihbibliothek, holt die Theater- und Concertbillette, arrangirt die Pfänderspiele, tanzt bei Quadrillen vor, sendet den Clavierstimmer in's Haus, wählt Stickmuster, fädelt Perlen auf Seide, gibt den Goldfischen Wasser, vertreibt Sommersprossen und Leberflecken u. s. w. u. s. w. Ein solcher Allerweltsjüngling hat die größte Anlage zu einem Allerweltsmann!

Ein „Allerweltsmann“ *ist* und *ißt* in jedem Hause, wo man gut *ist* und *ißt*. Er findet alle Gerüchte und alle Meinungen gleich vortrefflich; er lobt

alles, was die Hausfrau lobt, und tadelt alles, was sie tadelt. Ein solcher Allerweltsmann ist die Toleranz selbst. Religionsfreiheit ist sein Princip; Jude oder Christ, das gilt ihm gleich, wenn der Tisch nur menschlich ist. Ein solcher Allerweltsmann schimpft auf A., wenn B. auf ihn schimpft, und lobt ihn, wenn ihn C. lobt. Er beklatscht einen Künstler, weil sein Nachbar klatscht, und tadelt ihn beim Abendessen, weil sein vis-à-vis ihn tadelt. Er sagt in einem Athemzug Ja und Nein auf eben dieselbe Sache zu zwei verschiedenen Personen. Ein solcher Allerweltsmann liest vor, macht Kartenkunststücke, putzt die Lichter, stellt die Stühle zurecht, gibt Gesellschaftsspiele an, findet alle Dilettanten himmlisch, und macht sich heimlich darüber lustig; er geht aus einer Gesellschaft in die andere, wie eine Münze ohne Gepräge, meint des Morgens, was sein Nachbar zur Rechten meint, und am Abend beschwört er dem Nachbar links das Gegentheil. Er bringt sich allen angekommenen Künstlern und Künstlerinnen auf, besorgt ihnen Lohnwagen, Visitenkarten, führt sie in Cirkel ein, macht Parteien für sie, wirbt Claqueurs für sie, betreibt die Insertionen, küßt ihnen zehntausendmal die Hand u. s. w. Ein solcher Allerweltsmann hat immer ein Lächeln für Jedermann, und wenn er den Rücken gekehrt hat, zuckt er die Achseln; er ist das Organ von Gesellschaften, er widerspricht nur solchen Sachen, von denen er haben will, daß sie

stark behauptet werden sollen; er beleidigt blos, um rührend abzubitten. Ein solcher Allerweltsmann ist wie eine Serviette für Jedermann; ein Rechenpfennig, der heute für diesen, morgen für jenen zählt; ein leerer Spiegel, der stets das zurücksehen läßt, was in ihn hineinschaut; seine Seele ist wie gesottene Butter, sie nimmt jeden Eindruck an, und rinnt sogleich wieder in einander; sein Urtheil ist wie ein Botenläufer, der heute für diesen und morgen für jenen sich die Füße abläuft, und sein Herz ist wie ein Durchhaus, das alles durchpassiren läßt, und nichts festhält. Ein solcher Allerweltsmann ist beliebt, denn er bezeugt alles, wozu man ihn aufruft, und von einem solchen sagt Madame A. zu Madame B.: „Kennen Sie den Herrn X.? Das ist ein lieber Mann! die Gütigkeit selbst!" Und Madame A. erwiedert: „O ja, ich kenne ihn, ein gemüthlicher Mensch! Morgen Mittag wird er bei mir essen!"

2.

Der weibliche Wildfang und die männliche Coquette.

Alles in der Natur und im Leben scheint ausgetauscht oder verwechselt worden zu sein. Der Sommer ist kalt, der Winter warm, und unsere Tage sind finster, die Nächte erhellt; die Kinder thun groß, die Großen kindisch; die Weiber sind männlich, und die

Männer weiblich; daher tragen die Damen Reitkleider und die Männer Damenmäntel. Wenn ich nicht hörte, daß Sibylla Fräulein genannt wird, ich würde sie Musje heißen, und wenn ich nicht hörte, daß Nidor Monsieur titulirt wird, ich würde ihn nur Mamsell nennen. Sibylla steht des Morgens auf, und greift — nach dem Morgengebet? Nein! — nach den Tageszeitungen. Darauf zieht sie an — die Schürze? Nein! — die Schreibe-Aermel, und geht — in die Küche? Nein! — in das Schreibezimmer; da schreibt sie — einen Wäschzettel? Nein! — eine Recension! Bald darauf spielt sie — Pianoforte? Nein! eine Partie Billard; dann macht sie — Gurken ein? Nein! — den Rothen in's Eckloch. Darauf nimmt sie Lection im Tanzen? Nein! — im Fechten! Sodann ruft sie — der Haushälterin? Nein! — dem Reitknechte, und setzt sich — an den Nähtisch? Nein! — auf's Pferd, und eilt hinaus — in die Speisekammer? Nein! — in den Thiergarten! Nachdem sie ein Paar Stunden in kurzem Trab, in gestrecktem Galop, und auch ventre à terre geritten, wobei dem zarten Mündchen alle Kunstwörter der edlen Stallkunst entschlüpften, geht's nach Hause. Am Tische trinkt sie ein Paar Gläser Wein, prüft ihn mit einer Kennermiene und mit der Zunge schmeckend. Abends klatscht sie im Theater, wie ein Mann, und ruft laut: „Bravo!" oder spielt eine Partie Whist oder Hazard, und liest noch im Bette ein Buch über die

Dressur der Pferde! Soll man nun ein solches Wesen Mamsell oder Musje nennen?

Das männliche Geschlecht, entrüstet darüber, daß die schwachen Wesen, Frauenzimmer genannt, sich ihrer Weiblichkeit ganz entäußernd, zu Männern, Reitern, und Jägern ausbilden, rächen sich dadurch, daß sie sich selbst zu Frauenzimmern umbilden, und manche unserer jungen Herren haben die Manieren des weiblichen Geschlechtes so eigen, daß sie es zur Virtuosität darin gebracht haben. So gibt es eine Anzahl junger Leute, die förmliche Coquetten sind. Wir wollen Melindor ein wenig näher betrachten, und wir bemerken alles an ihm, was wir bei einem Frauenzimmer mit dem Namen Coquette bezeichnen. Melindor will ausgehen (wir wollen einen Blick in die Werkstätte seines Seins und in sein Ankleidezimmer werfen), Jean und mehrere Stühle sind vollgepackt mit Kleidern; das Halstuch und die Nadel ist endlich in Ordnung; nun wird die Weste angezogen, wieder ausgezogen, eine andere probirt, eine gelbe Unterweste zu einer weißen Oberweste, oder eine weiße Unterweste zu einer schwarzen Oberweste u. s. w.; die Uhrkette wird um den Hals geschlungen, und durch ein Westenknopfloch gezogen; noch wird sie zu wenig gesehen, sie wird also in ein anderes Knopfloch gezogen; nun bildet sie aber keinen Cirkel über der Weste; sie wird also noch einmal durch's Knopfloch und durch den Kopf der Busennadel gezogen, und die geheimnißvolle unwiderstehliche

Chiffre ist fertig. Der Leibrock sitzt endlich auch, und von dem Taschentuche wird der gestickte Zipfel hervorgesucht, und mit einer Rückendrehung nach dem Spiegel so postirt, daß er aus der Tasche wie ein Täubchen aus dem Neste hervorguckt. Ein gelber Handschuh wird angezogen, der Hut aufgesetzt, umgedreht, abgeputzet, noch einmal in den Spiegel geguckt, und Melindor geht aus. Auf der Straße wird in conspectu populi noch in den andern Handschuh hineingeblasen, und derselbe sanft auf die Finger gezogen. Nun geht Melindor — coquettiren. Er geht die Linden entlang; drüben gehen zwei Damen, er schlängelt schnell hinüber, wirft ihnen einen Diagonalblick zu, zieht den Handschuh von der Hand, und haucht, wie in Gedanken, seinen Siegelring an; er geht einige Schritte vor den Damen, um seine Taille zu präsentiren, grüßt einige Damen, die vorüberfahren, ohne sie zu kennen, und blickt noch einmal nach den Damen zurück. Plötzlich sieht er auf der andern Seite ein Frauenzimmer, das zufällig nach der Seite hinsah, wo er ging. Das war ein Wink! Er schwebt hinüber, umzüngelt sie, zieht das feine Taschentuch bei dem Zipfel heraus, und entfaltet seine Weisheit. Darauf geht er vor ihr, dreht die Steine seiner Ringe nach der flachen Hand, legt diese nachlässig auf den Rücken, und läßt das Feuer der Steine für sich sprechen. Da lächeln drei Damen an einem Fenster in der ersten Etage. Das galt ihm, er säuselt

aus den Linden heraus, hüpft, die Füße hübsch auswärts, über die Straße, und präsentirt sich dem Fenster. Zum Glücke kömmt ein Bettler, und zum allererstenmale fühlt er sich bewogen, Almosen zu geben, blos um da verweilen zu können. Er zieht erst die Handschuhe ab, dann ein seidenes Börschen heraus, und macht es langsam auf, sucht die kleinste Münze, und läßt sie graziös in die Hand des Armen gleiten. Dabei läßt er wohlweislich seinen Handschuh fallen, um den Fensterdamen seine Tournure beim Aufheben zu zeigen. Aber das Hauptmanöver einer solchen männlichen Coquette ist Abends im Theater. Melindor steht im ersten Range, die gelben Handschuhe wie zwei Glaslaternen immer vor sich erhoben, wie ein aufwartender Bär. Die beiden gelben Handschuhhände dürfen nie unter die Brüstung kommen; zuweilen legt er sie auf die Brüstung, und trommelt mit den zehn gelben Deuthölzchen den Tact zur Musik. Nun kömmt das Opernglas, das wird erst mit dem weichen Taschentuche zart zwischen den Fingerspitzen abgestäubt, dann wird es zwischen die zwei Finger genommen, während die andern drei gespreizt abstehen. Rechts sitzt eine Dame, links ein Mädchen, gegenüber mehrere Damen, und einen Rang höher gegenüber sind auch mehrere niedliche Gesichtchen. O, du armer Herr Coquette! Wo blickst du zuerst hin? Wo verweilt dein Blick am längsten?! Jeden vorüberschweifenden Blick hält er an, und glaubt, er sei an ihn spedirt, und

immer streicht er sein Lockenköpfchen, das wie eine verlorne Schildwacht auf dem Gehirne steht, nach jener Gegend hin, in der er mit Jemand zu coquettiren glaubt. Im Zwischenacte geht er auf die andere Seite im ersten Range, und läßt die gelben Handschuhe vis-à-vis hinüber spielen und blitzen. Selten sieht er auf die Bühne, immer nach dem Publicum, noch seltener lispelt er jungfräulich ein dünnes „scharmant." Er hüstelt und nimmt einen Bonbon aus der Tasche, oder er nimmt ein Flacon vor die Nase, daß sich der Geruch über die ganze Loge verbreitet, und ein seliges Lächeln lagert sich auf sein leeres Gesicht, wenn die Damen es zu bemerken scheinen. Wenn das Stück zu Ende geht, schlägt er sich den Rockkragen in die Höhe, denn sie — das heißt, er hat zarte Nerven, und ist empfindlich gegen die Zugluft. Bevor er herausgeht, hält er es für Schuldigkeit noch mit einem Rundblick von allen Damen Abschied zu nehmen; darauf geht er nach Hause und zieht behaglich die gelben Handschuhe aus, mit deren Spiel er heute sehr zufrieden war. Nun aber frage ich: Soll man eine solche männliche Coquette „Musje," oder „Mamsell" nennen?

3.

Aufklärlinge und Dummfreche.

So bezeichne ich zwei Gattungen Pilzlinge in dem schönen Eden der Menschheit, zwei Harzausflüße

aus dem herrlichen Lebens- und Erkenntnißbaume, zwei Stadt- und Landplagen, für deren Abschaffung man allgemeine Buß- und Fasttage anordnen sollte. Wie soll ich den Aufklärling schildern? Er wandelt in tausend Gestalten herum, flattert als Libelle um das Waschbecken der Schönen, kriecht als Blindschleiche um die Füße der Vornehmen, lauscht als Wegelagerer an Promenaden und Spaziergängen, perorirt als Prediger in Caffee- und Gasthäusern, und lauscht wie eine Tigerkatze selbst an den heiligen, gottgeweihten Stellen der Andacht auf den Raub seiner Lüste.

Aufklärlinge heiße ich diese Gattung, zu der leider ein großer Theil der jetzigen Jugend gehört, darum, weil nur der falsche Begriff von Aufklärung, den sie hegen, ihre Verbildung, ihre moralische und geistige corrupte Erziehung und hauptsächlich die Vernachlässigung der höchsten Glückseligkeit, der höchsten Tugend und des höchsten Gutes dieses Lebens: der Religion, sie nackt an Geist und Seele, allen Besseren verächtlich und ekelhaft, hinausstößt in die Wüstenei ihres lebensleeren Lebens und ihres daseinlosen Daseins! Wie schmerzlich, wie seelenverletzend ist es nicht oft jedem guten Menschen, dem Religion, Tugend und Unschuld, diese göttliche und erhabene Dreieinigkeit, nicht zu leeren Spielmarken herabgesunken, wie schmerzlich wehe muß es einem solchen thun, wenn er das Heer von jungen Schöngeistern darin Triumphe suchen sieht, wenn sie mit schamlosem Gewitzel das

Allerheiligste verletzen, wenn sie es rühmlich finden, durch fade, erbärmliche und prangerwürdige Spöttelei über manche, der Anbetung sanctionirte Gegenstände, einen sie umgebenden Kreis von herzlosen und frechen Burschen zu einem wiehernden Gelächter zu bringen; wenn sie ihr Schwefelhölzchen an der großen Leuchte der Aufklärung anzuzünden wähnen; wenn sie durch Unglauben und hirnloses Zweifelgewäsch ihren illuminirten Geist documentiren; wenn sie mit flachem Schnabel aus den Faulsümpfen und Torfgründen einer Schandliteratur schöpfen, und es den Gesetzen der Tugend und Moral als Fluchwasser in's Gesicht spritzen; wenn sie mit frechem Hohn ihre Leibsentenz und Lieblingsmetapher: „Es gibt keine weibliche Tugend," ausschnarren und ausnäseln, mit Schandfloskeln und Odoardo-Gelächter selbst ihre bessere, innere Stimme übertäuben, und wie das Echo zu Grenoble, jeden Laster- und Schmähton ein Dutzend Mal ausballen und einen Tugendton kaum ein halbes Mal; wenn sie aller Schamhaftigkeit entwöhnt, im Grunde des leeren Herzens vernichtet, den Glauben an jungfräuliche Unschuld und weibliche Würde, selbst in der heiligen gefühlläuternden und herzerweiternden Umgebung reiner und erhabener Frauentugend, sich nicht entblöden, mit Anspielungen und Zweideutigkeiten diesen reinen Aether anzuhauchen, und das etle Spinngewebe über diese Ehrenpreis- und Augentrostblume hineinzuziehen; wem muß sich bei solchen Anlässen

die Faust nicht unwillkührlich ballen, wenn ihm diese Bohrwürmer und Giftmolche die Atmosphäre verpesten, wenn sie in der Verrenktheit ihrer Bildung, in ihrer Afteraufklärung selbst das Beste, das Moralischste, zu ihren Zwecken zu verdrehen wissen, und, wie der blinde Belisar in Hadrians Mausoleum sich mit den Meisterwerken Praxiteles und Lysippus vertheidigte, selbst die herrlichsten Grundsätze in schimpfliche Bolzen zuspitzen und losschießen? Diese Aufklärlinge, deren Namen Legion ist, und die wie Flugsand in alle Häuser dringen, durch die engsten Räume schlüpfen, und denen nichts unzugänglich ist, sind das der Moral und der Tugend, was ihre Stiefbrüder, die „Dummfrechen," dem geselligen Leben, den tables d'hôtes und überhaupt allen öffentlichen Kreisen sind. Die Frage: „Ist ein Dummer oder ein Narr erträglicher?" ist mir schon längst zu Gunsten des Narren entschieden. Ein Narr ist wenigstens ergötzlich, er ist ein verdorbenes Kaleidoskop, die Formen sind zwar nicht geregelt, aber es ist Farbenmischung; eben das Groteske des Durcheinanderfallens bringt wenigstens Abwechslung; ein Dummer aber ist ein ausgelöschtes Unschlittlicht, dem der Docht fehlt, es ist unmöglich, mehr Licht in das Talggesicht zu bringen.

Ein Narr ist ein Harlekin, unter tausend närrischen Sprüngen wird doch einer gefallen; aber ein Dummer ist ein Bleimännchen, fällt immer wieder in die nämliche Holzstellung zurück; wenn also schon

der friedliche Dumme, das reine Schafgesicht, dem Narren zurücksteht, wie muß nicht erst der Dummfreche, das Melangegesicht der Naseweisheit und Bengelei, der Gesellschaft ein unerträgliches Ueberbein sein? Man denke sich einen dummfrechen Menschen, dem die Augen in ewiger Schadenfreude herausglotzen, der stets blöde unter feistem Gesichtsspeck lächelt, der die Schöpsnasenflügel immer lauernd und witternd aufzieht, der sich wie ein Holzkeil in die Gesellschaft einzwängt, überall mit Dreistigkeit mitispricht, aber überall eine Dummheit, eine Plattheit, die nicht einmal Lachen erregt, ausstößt, der diese liebenswürdige Dummheit durch eine noble Frechheit schattirt; der ausholt und aushorcht, in seiner unbeschreiblich zarten Dummheit aber alles mißversteht und gerade das Gegentheil hört, von dem, was gesagt wird; man denke sich ein solches Mondkalb menschlicher Vernunft in einer heiteren Abendgesellschaft, das zu jeder geselligen Gesprächstanze einen eigenen dummfrechen Refrain extemporirt: man denke sich noch den Verdruß dazu, diesen Refrain nicht aus der Gesellschaft ausstreichen zu können, und man wird gestehen, daß auch der Dummfreche ein wahres Ungeheuer auf den Societäts-Inseln des menschlichen Lebens ist, und daß er zu Zeiten der Athenienser, gleich den unförmigen Kindern, in's Wasser hätte geworfen werden müssen.

4.

Der Mensch und seine Lebensjahre.

Als der ewige Schöpfer seine Schöpfung sah, daß sie wohlgemacht sei, rief er den Menschen und alle Creaturen vor sich, um die Lebensart und die Jahre zu bestimmen, die sie auf Erden zu leben hatten. Der Mensch trat hin vor den Ewigen und dieser sprach in Weisheit und Milde: „Du Mensch, bist der König der Schöpfung, Dir verleihe ich die aufrechte, edle Gestalt. Dir wird die Gabe des Denkens und die Gabe des Sprechens, Dir ist Alles unterthänig, das Gewilde des Feldes, das Geflügel am Himmel, das Gewürm der Erde und Alles, was im Wasser lebt. Du beherrschest jedes lebende Wesen, das Kraut des Feldes und die Früchte des Baumes sind Dein Eigenthum und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein dreißig!“ Da trat der Mensch murrend zur Seite: „Soll ich sein der König der Schöpfung und genießen des Daseins Reiz und Fülle, was nützet mir die kurze Spanne Zeit von dreißig Jahren!?“ So murrte der Mensch und betrachtete neidend die andern Thiere, von denen vielen der Ewige ein weit längeres Leben schenkte. Da kam auch der Esel an die Reihe und der Ewige sprach: „Du sollst Plagen und Mühe erdulden, sollst Lasten schleppen und Lasten tragen, erliegen unter den Streichen des Treibers, sollst schwitzen und keuchen und wenig Ruhe Dir

gönnen, magere Kost aus Dornen und Disteln ist Deine Speise und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein fünfzig!" Da fiel das arme Thier auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer, soll ich so elendes Leben dulden, soll für Schweiß und Streiche Dornen essen und Disteln, und so langes Leben führen? O, nimm mir zwanzig Jahre von meinem Leben!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Esel nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Nun kam auch die Reihe an den Hund, und der Ewige sprach: „Du sollst das Haus hüten und auf den Schätzen gefesselt liegen, Du sollst selbst dem Monde nicht trauen und jeden Schatten anbellen, Beine sollst Du nagen und Knochen, und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein vierzig!" Da fiel der arme Hund auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! sollen meine Lebensjahre so elend sein, soll ich das Haus und den Schatz nur bewachen, Beine nagen und die Schatten anbellen, o, so verringere meine Leidensjahre um zwanzig!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat heran und bat um die zwanzig Jahre, die der Hund nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte. Da traf die Reihe endlich den Affen, und der Ewige sprach: „Du sollst bloß aussehen wie ein Mensch, aber Du sollst blöde sein und kindisch, sollst mit gekrümmtem Rücken einhergehen, Du sollst ein

Spiel sein der Kinder, und eine Belustigung der Leute, und Deine Lebensjahre auf Erden sollen sein sechzig!" Da fiel der arme Affe auf die Knie und flehte: „Barmherziger Schöpfer! soll ich bloß aussehen wie ein Mensch, blöde sein, und ein Spiel der Kinder und Thoren, o, so mindere die Zahl meiner Jahre um dreißig!" Und der Mensch, der Lebensgierige, trat wieder heran und bat um die dreißig Jahre, die der Affe nicht haben wollte, und der gütige Schöpfer lächelte und gewährte die Bitte.

Als alle Thiere zogen von dannen nach ihrer Bestimmung, lebte der Mensch wie ein König der Schöpfung seine dreißig Menschenjahre, sorglos in heiterer Jugend. Da nahen die Jahre von dreißig bis fünfzig heran, da muß der Mensch sich mühen und plagen, er muß hereintragen den Bedarf, kärglich Speise genießen, schwere Streiche erdulden, um zusammen zu schleppen sein Bischen Brod. Das sind die Eselsjahre. Und hat er bis fünfzig Jahre etwas gesammelt, dann liegt der Mensch auf seinem Schatze und bewacht das Haus, traut dem Monde nicht, jeder Schatten ist ihm verdächtig, er bellt jeden Nahenden an und gönnt sich kaum ein paar Knochen. Das sind die Hundejahre. Lebt der Mensch über die Siebenzig, so verliert er seine Vernunft, er wird blöde und kindisch, geht mit gekrümmten Rücken, wird ein Spiel der Kinder und Thoren. Das endlich sind die Affenjahre.

5.

Der Zugemüse-Mann.

Es gibt Menschen, die bloß Zugemüse sind, als Zugemüse in Gesellschaften kommen, als Zugemüse an Mittagstafeln paradiren, kurz die bloß als Zugemüse in jeder Gesellschaft zu finden sind. Ein solcher Zugemüsemann gehört weder zu den Kraftbrühen der geistigen Conversation, noch zu der Sauce picante der beliebten Medisance, noch zu dem Confecte der geselligen Scherze, er ist nichts weniger und nichts mehr als — Zugemüse, weder für den Hunger noch für den Durst; allein es ist schon so gebräuchlich, man hat nun einmal Zugemüse, es ist schon so eingeführt und Niemand will das Zugemüse abschaffen, obwohl es nur wenige genießen. Solche Leute sind die unschädlichsten, die unnützlichsten; die ganze Welt liebt sie, Niemand haßt sie; sie stiften nichts Böses, sie stiften nichts Gutes. Es sind Vagoden mit einer ewigen Ja-Bewegung des Kopfes. Sie kommen mir bei Tische vor, wie die Brodkügelchen, die man zwischen den Fingern dreht, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, oder wie die Zahnstocher, mit denen man sich gedankenlos die Zähne stört. Ein solcher Zugemüsemann muß aber Alles sein: ein Adreßkalender, ein Intelligenzblatt, ein passe par tout, kurz ein lebendiger Plan der Stadt mit allen ihren Straßen, Gassen, Häusern, Promenaden und Conditoreien. Er

muß wie die bekannte Rarität auf zwölf Seiten aufzumachen sein, und auf jeder Seite muß eine ganze Bibel voll Neuigkeiten abzulesen sein. Ein solcher Zugemüsemann darf eigentlich keine eigene Farbe haben, er nimmt wie ein Chamäleon immer die Farbe des Gegenstandes an, dem er nahe ist; er kann als Roth-, Grün- und Blaukohl paradiren, wie eben die Humorfarbe des Tisches ist. In Gesellschaften nimmt er den eintretenden Damen das Umschlagetuch ab, weiset ihnen einen Sitz an, versichert jeder, es sei eben von ihr die Rede gewesen, streicht einen freundlichen Blick ein und zieht sich auf seinen Posten zurück. Fällt ein Taschentuch zu Boden, stürzt er wie ein Geier darauf los, übergibt es der Dame, erhält ein Lächeln, und zieht sich mit seinem Raube selig zurück. Bei Tische, zwischen zwei Damen, sitzt er steif wie eine Feuermauer, sieht mit einem Auge rechts, mit dem andern links, reicht Wein, Wasser, Essig, Oel, auch Salz, nur kein attisches. Wie Buridans Esel zwischen zwei Bündeln Heu, ißt er selbst nicht einen Bissen und ist bloß Tellerrendant seiner Nachbarinnen. Wenn die Tafel aufgehoben wird, schlägt er die Volte, indem er mit Blitzesschnelle seinen und der Damen Sessel hinter sich bringt, und zugleich wie ein Enterhaken in den Arm seiner Dame und mit ihr von dannen fährt. Beim Spiel ist er Marqueur, Whistmarke und Bostontafel, er verliert und versichert, gewonnen zu haben Nach dem Spiel apportirt er

die Muffe, den Hut und die Mantille, versichert, der Wagen sei eben vorgefahren, führt die Damen an den Wagen, bittet sie noch einmal das Tuch fest umzunehmen, da es sehr kalt sei, empfängt einen blanken Dank, und so macht er den Schlußpunkt der Gesellschaft und zieht sich zurück in seine friedliche Hütte. Ein solcher Zugemüsemann muß Rechnung halten über alle Liebschaften der Stadt. Der Theater-Friseur muß ihn frisiren, damit er alle Heiserkeiten erfährt; mit diplomatischem Scharfblick übersieht er alle gewonnenen und verlorenen Vielliebchen, und was dabei geschenkt wurde; mit geometrischer Genauigkeit gibt er die Größe der Shawls, Ringe und Perlen an, die alle Bräutigame seines Stadtviertels ihren Bräuten schenken. Er hat die persönliche Bekanntschaft gemacht von allen Hampelmännern, welche die Kinder zu Weihnachten geschenkt bekamen; auf zweihundert Schritte erkennt er sympathetisch alle Droschken und Reitpferde; mit Tagesanbruch muß er es schon wissen, wer gestern Abends im Whist einen Schlemm verschenkte, weil er statt Coeurdame Pique acht ausspielte; er muß zu jeder Minute des Tages wissen, wer heute die frischesten Austern und den besten Caviar hat u. s. w. Ein solcher Zugemüsemann scheint oft in mehreren Auflagen zu existiren; geht man unter den Linden, steigt er allda herum; geht man im Thiergarten, sieht man ihn im Thiergarten reiten; ist man in Charlottenburg, fährt er im Cabriolet

in Charlottenburg herum; ist man in Stralow oder Treptow, schwimmt er in einem Nachen auf der Spree heraus. Er ist in einem und demselben Augenblick im Theater, im Concert, in den Vorlesungen, bei der Liedertafel, auf der Börsenhalle und in einigen Abendcirkeln. Er spricht mit Einem, hört auf einen Zweiten, sieht nach einem Dritten, greift nach einem Vierten und steigt zugleich auf einen Fünften los. Solche Allerweltsmenschen und Zugemüsemänner sind übrigens wie Auslegekästen, die des Tages über, mit Neuigkeiten angefüllt, in die Welt hinausgeschoben, und des Nachts hereingezogen werden. Es sind die Buchdruckerspatien in dem Buche der Menschheit, sie bedeuten gar nichts, sind nichts, doch müssen sie da sein zur Deutlichkeit und Leserlichkeit der Andern; sie sind vom Schöpfer so ausgesäet, wie Rübsaamen in den Zwischenraum edler Gewächse, sie füllen den leeren Platz aus, ohne den bessern Pflanzen zu schaden.

6.

Der Gelegenheitsdichter.

Mit den Gelegenheitsdichtern geht es uns wie mit den Aerzten, es gibt fast mehr Aerzte als Kranke, so gibt es auch mehr Dichter als Gelegenheiten. Man betrachte nur einmal bei Gelegenheit eine Gelegenheit, als z. B. ein Jubelfest, eine gewonnene Schlacht, ein Todesmahl, und zähle die Gelegenheitsdichter, die diese eine Gelegenheit besangen! Bei dieser Gelegenheit

wird denn gelegentlich zusammengestohlen, was einem eben gelegen ist, denn: Gelegenheit macht Diebe! Ich habe mir die Mühe, nein die Pein gemacht, seit Jahren alle Wiegen-, Hochzeits-, Geburts-, Kindtaufs-, Namens-, Neujahrs-, silberne und gold'ne Hochzeits-, Krönungs-, Todes- und Todestagsfestgedichte zu sammeln, habe sie alle im Schweiße meines Angesichts und mit zerknirschtem Gemüth noch einmal gelesen, um ungefähr den Umriß heraus zu bekommen, nach dem sie alle gemacht sind. Sie hatten alle eine gewisse Familienähnlichkeit, und ich fand, daß alle ihre Väter einen Katzenbuckel hatten. Ich habe den Generalzuschnitt dieser Dinge gefunden, die Grundrisse und das Urbauholz, und es ist mir ein wahres Vergnügen, meinen Lesern und besonders meinen schönen Leserinnen, den Plan und das Bauholz aller Minuten-Kinder und à propos Geburten mitzutheilen. Man kommt so oft in die betrübte süße Nothwendigkeit, ein Gelegenheitsgedicht machen zu müssen, daß man die Materialien dazu, wie Schmalz und Eier in jeder soliden Wirthschaft finden muß, man wird jetzt so oft ganz unvermuthet Vater, Mutter u. s. w., man wird über Nacht oft hoch- und wohlgeboren, man kriegt so mir nichts dir nichts einen Namen, man wird in einer kurzen Sommernacht so oft aus dem Stegreif gekrönt, daß man zu allen diesen Vater-, Geburts-, Namens- und Krönungstagsfreuden sogleich ein Gedichtlein aus dem Aermel schütteln

muß. Folgende Grundpflöcke und Giebelbalken werden jedem bald den Grundriß lehren, woraus leicht ein Gelegenheits-Gebäude zu machen ist.

Bauholz zu einem Wiegengedicht: Drei Strophen. —

Erste Strophe. Grundpflock: Vaterliebe.
Seitenbretter: Liebe, Flamm', Triebe, Stamm.
Zweite Strophe. Grundpflock: Mutterliebe.
Seitenbretter: Freuden, Lust, Neiden, Brust.
Dritte Strophe. Grundpflock: Enkelfreuden.
Seitenbretter: Henkel, rinnt, Enkel, Kind.

Dieses von der ersten Sorte dieser Gattung, es wird sich dasselbe leicht ein jeder für seine Gelegenheit zurecht hobeln können.

Bauholz zu einem Hochzeitsgedichte. Zu einem solchen Gedichte muß junges, frisches Bauholz genommen werden, da alle Frauen wie grünes Holz, am Hochzeitstage, zugleich weinen und brennen. Zu einem solchen Gedichte sind vier Strophen nöthig.

Erste Strophe. Grundpflock: Aufruhr der Musen.
Seitenbretter: Musen, Reich, Busen, weich, Leyer, Feier.
Zweite Strophe. Grundpflock: Minnelohn.
Seitenbretter: Cythere, bloß, auf Ehre, Schooß, Ringe, singe.
Dritte Strophe. Grundpflock: Ehefreuden.
Seitenbretter: Stunden, schlägt, entbunden, hegt, Segen, Regen.

Vierte Strophe. Grundpflock: Zukunft.
Seitenbretter: Jugend, einst, Tugend, weinst. weise, Greise.

In der ersten Strophe ruft man in seiner Noth Apoll und die Musen an. Dieses Zehnaufgebot ist ein Entrechat zu der Strophen-Quadrille, das übrige wattirt man nach Belieben aus, sollte es zu kurz sein, läßt man etwas größere Buchstaben setzen. Anfang und Ende wird mit Stöcken und Buchhändler-Verzierungen vermehrt, zwischen die Strophen kommen einige Sternchen u. s. w.

Bauholz zu einem Geburtstagsgedicht. Das Maß nimmt der Verfasser an dem Kuchen oder Braten, der zu diesem Feste bereitet wird, da das Gedicht gewöhnlich Arm in Arm mit einem von diesen auf der Tafel erscheint. Drei Strophen reichen gewöhnlich hin.

Erste Strophe. Grundpflock: Geboren werden.
Seitenbretter: Geboren, Welt, erkoren, Held, Sonnenschein, Wonne sein.
Zweite Strophe. Grundpflock: Dasein.
Seitenbretter: Wesen, ist, erlesen, küßt, Beschwerdenzahl, Erdenthal.
Dritte Strophe. Grundpflock: Glückwunsch.
Seitenbretter: Wundert, Art, hundert, zart, Welt und Blut, Geld und Gut.

Diese Gedichte gerathen um so leichter, da der Dichter alles mitfühlt, Geburtsschmerzen und Geburtsfreuden.

Bauholz zu einem Leichengedicht. Vier Strophen.
Erste Strophe. Grundpflock: Nasenstüber für den Tod.
Seitenbretter: Jahre, roth, wahre, Noth, Bahre, todt, Eiche, Leiche!
Zweite Strophe. Grundpflock: Trauergeschrei.
Seitenbretter: Hammer, Herz', Jammer, Schmerz, Kammer, Herz, Zähren, nähren.
Dritte Strophe. Grundpflock: Todtenlob.
Seitenbretter: Weise, gelind, Kreise, Kind, leise, blind, Gaben, laben.
Vierte Strophe. Grundpflock: Trost.
Seitenbretter: Fröhlich, fort, selig, dort, allmälig, Ort, Getümmel, Himmel.

Diese Leichengedichte sind den Erben am nützlichsten, sie finden doch Stoff wirklich zu weinen, und ist der Gestorbene nur scheintodt, so überlebt er doch ein solches Gedicht nicht. Das Gedicht wird schwarz eingefaßt und mit einem Stundenglase verziert. Ja, man könnte auch den Verfasser dazu abdrucken, um die Zeit darzustellen, wie sie kurz und lang wird.

Bauholz zu Schmarotzer- und Magengedichten. Dazu sind Sonnette die beste Form.
Grundpflock: Kriecherei.
Seitenbretter: Alexander
lagern,
hagern

mit einander,
Mäander
Magern
Gagern
Brander!
Helden
melden
Aeonen,
beglücken
entzücken
Millionen!

Ein solches Gedicht einem reichen Mäcen auf die Schulter gepicht, zieht wie ein Vesicativ, d. h. es zieht etwas seiner Säfte, id est Kräfte, id est Vermögen, zu deutsch: „Geld" an sich.

Bauholz zu Theaterfesten und Prologen.

Gar nicht in Strophen, langer Redetalar.

Grundpflock: Kunst ohne Welt, Welt ohne Kunst.

Seitenbretter: Gränze
sticht,
Kränze
flicht,
Bühne
fiel,
Miene
Spiel.

erweiten
Feld,
bedeuten
Welt,
Bretter
Kunſt,
Wetter
Dunſt,
Verſificiren,
ſittig,
applaudiren
bitt' ich u. ſ. w.

Die letzten Zeilen müſſen immer eine Bettelei an das Publicum enthalten, um Beifall, um Nachſicht, um Klatſchen ꝛc. Man braucht nur alte abgetragene Prologe ein wenig auszuklopfen und aufzuputzen, dem lieben Zuſchauer grade auf den Kopf zuzuſagen: er iſt hochweiſe, einſichtsvoll, gelehrt, ſcharfſinnig, ſo wird der Dichter herausgerufen.

Bei allen dieſen Gedichten iſt nicht zu vergeſſen, daß man der Perſon, der man eine Artigkeit zudenkt, nur keck ganze Tiegel Schmeichel- und Speichelſaft in's Geſicht werfe, probatum est.

7.

Die männliche Coquette.

Weiber haben Launen, das, glaube ich, hat ſchon Adam von Eva geſagt und ſeitdem ſagen es alle

Männer; aber haben wir Männer keine Launen? Nur verhalten sich Männerlaunen zu Weiberlaunen wie Sturmwind zum Abendweste, wie Kanonendonner zum Zirpen eines Heimchens, wie Hagelwolken zu einem Mondhof. Allein wir Männer führen die Feder, und so heißt es denn in dem Codex der Schriftsteller: „Weiber haben Launen!" Eben so verhält es sich mit dem Ehrentitel „Coquette!" den wir so verschwenderisch jedem Frauenzimmer, das sich des freien Gebrauchs ihrer Augen bedient, beilegen. Wahrhaftig, wenn Frauen coquettiren, so haben sie doch, wenn auch nur scheinbar, den Vorwand, von der Natur darauf angewiesen zu sein: zu gefallen und gefallen zu wollen, durch Schönheit zu fesseln, durch Anmuth zu regieren und durch Liebenswürdigkeit die Stärke zu ersetzen, durch welche die Männer sie unterjochen mögen. Aber was soll man von Männern denken, die Coquetten sind? Die Zahl solcher männlichen Coquetten ist Legion! Es gibt Coquettenjünglinge, Coquettenmänner und Coquettengreise. Die Tag-Lebensgeschichte einer männlichen Coquette ist höchst merkwürdig und thatenreich! Er-sie steht des Morgens auf, nein noch nicht, gegen neun Uhr schlägt er-sie die Augen auf und ruft: „Johann!" Johann kömmt und muß Bericht erstatten, ob heute draußen Frack-, Oberrock- oder Mantelwetter ist. Nach diesem meteorologischen Morgenunterrichte wird mit Johann über die Kunst des Costüms ein gewichtiges Wort

abgehandelt. Darauf erhebt er=sie sich, windet die Papillotten aus seinen Locken und nun beginnt der erste Elementarunterricht in der Optik aus dem Hilfsbuche eines Handspiegels, den Johann in das Bett reicht. Darauf begibt sich das Pedal auf die Reise, und in halbsitzender Stellung im Bette wird schon für die Kunst gesorgt und gefragt: „Was ist heute für Theater?" Endlich ist er=sie ganz aus den Federn getreten, dem großen Trumeaux=Spiegel die erste Morgenaudienz in Lebensgröße ertheilt und mit einem Lächeln demselben seine Affection angedeutet worden. Das Frühstück und Walter Scott erscheinen, das erste wird zu, das zweite neben sich genommen, und in nachlässiger Halbsituation auf dem Sopha, wird für den unvorhergesehenen Fall eines Ueberfalls, Walter Scott auf dem Tische aufgeschlagen und mit dem seidenen Taschentuche die Ringe geputzt und wieder angehaucht, die Uhr aufgezogen, die Lorgnette in Ordnung gesetzt, die eingebogene Busennadel aufgerichtet, kurz das ganze Munitionscorps für die große Tagesschlacht in Schlagfertigkeit gesetzt. Er=sie erhebt sich noch einmal, sucht die Bonbons, die von gestern Abend noch zerstreut auf dem Tische liegen, zusammen, liest und ordnet die Visitenkarten am Spiegel noch einmal, legt sich Concert= und Redoutenbillette zurecht, wirft in liebenswürdiger Desordre ein buntes Tuch um den Hals, öffnet das Fenster und zeigt sich im reizenden Déshabillé dem Volke, der Nachbarschaf=

und dem vis-à-vis. Unter diesen mannigfachen Lasten der kostbaren Morgenstunden ist die eilfte Stunde, welche die Raupe zum Schmetterling machen soll, herangerückt, und unsere männliche Coquette, die bis jetzt als Broschüre herumging, wird bald in Prachteinband erscheinen. Schon legt Johann die geübte Hand an den Lockenbau! Jedes geringelte Haar muß eine Wolfsgrube für ein weibliches Herz, jede Locke eine Schießscharte der Liebesgötter und der ganze sinnige und verschlungene Bau eine Mauer mann propria werden. Wenn endlich dem Gotte der Toilette die Kopfsteuer entrichtet worden ist, geht es an die große Dechiffrir- und Hieroglyphen-Kunst, an das Binden der Halstuchschleife! Tausend kühne Entwürfe kreuzen sich in Johanns Kopfe, und tausendmal verwirft er-sie die Pläne seines Feldherrn! Tausend sinnige Umrisse entwirft Johann und tausendmal verwirft er-sie die kecken Erzeugnisse seines genialen Baumeisters! Eine eigene Schöpfung soll entstehen! Eine neue Kunstepoche soll in der Architektonik der Halstuchschleife heraufrücken! Noch liegt es dunkel vor dem Auge seiner innern Anschauung, aber die Kraft siegt und unbewußt aus dem Instincte des Genies bildet sich unter den Händen er-sie's eine Schöpfung groß und unvergleichlich, gleich den hängenden Gärten der Semiramis, gleich den verschlungenen Zügen auf den Pharaonen Egyptens, gleich dem sinnigen Gebäude Salomonis aus den Cedern Libanons! Nun

ehlt noch die Weste; Johann bringt eine, aber immer noch nicht die rechte. Wie Göthe's Zauberbesen sein Wasser, holt Johann immer neue Westen. Vergebens! noch will keine harmonisch zu dem Tuche passen. Nun „steu're nur zu, muthiger Segler! immer nach Westen!“ Endlich ist eine gefunden, ein Lächeln der Seligen schwebt über das Antlitz unserer männlichen Coquette, der Frack wird angezogen, die Ringe angesteckt, in sich selbst verliebt, legt er-sie sich selbst in goldne Ketten, und ein großer Uhrcarneol glänzt wie ein Briefsiegel an dem letzten Westenknopf. Endlich bläst er in die neuen Handschuhe und tritt hinaus in's freie Leben. Doch halt! o ihr Götter! Er eilt zurück — er vergaß — ha! er vergaß Eau de Cologne auf die Frackklappe zu schütten! nun ist auch diese letzte Oelung geschehen und es geht hinaus in die Welt, wo

Schöne Frauen
Sind zu schauen!

Nun mischt er-sie sich in die Reihen der Damen, in der unumstößlichen Ueberzeugung, jeder Blick, der an ihm vorüberstreift, sei eine geheime Botschaft der Liebe. Nicht auf Eine ist es abgesehen, ganze Colonnaden Frauenherzen müssen stürzen. Hier wird coquettirt, doch hingelächelt, herüber gewinkt, hinüber geblinzelt. Hier geht ein Mädchen, husch ist er vor ihr und präsentirt seine Taille; da geht eine Dame, husch ist er ihr zur Seite und spricht mit einem

Freunde ganz laut, in der Gewißheit, seine Stimme, seine Worte müssen sie bezaubern; dort fahren zwei Frauen, husch steht er an der Straße, lüftet wie zufällig den Hut, um sein schönes Haar zu zeigen; drüben sitzt ein Kreis des schönen Geschlechts, husch streicht er durch, zieht sein Taschentuch und ein aromatisches Luftband soll den Zirkel bezaubern. Ein Frauenzimmer sieht sich zufällig um, nun ist es gewiß, er hat eine Eroberung gemacht, und er geht immer hinter ihr drein. Da begegnet ihm ein anderes Mädchen, das eben, wie er sie erblickt, über etwas lächelt. Ja! das ist eine Avance: er dreht nun um und verfolgt diese. Da winkt eine Dritte einer Vierten zu; er nimmt den Wink in Beschlag für sich, und wird ein Trabant dieses neuen Gestirns. So will die männliche Coquette Alles bezaubern, so sieht er-sie überall Huldigung, geheime Neigung und Abenteuer. Abends im Theater ist die männliche Coquette in ewiger Bewegung, stets auf der Lauer, umherspähend wie und wo er-sie wohl verstohlen beobachtet wird, und wie viel weibliche Augen sich an diesen Reizen geheim satt schwelgen. Er-sie schickt seine Lorgnette auf die Entdeckungsreise aus, und diese kehrt immer mit neuen Siegen zurück. Dort scheint aus einer Loge ein Aeuglein auf ihn gerichtet, flugs eilt er-sie hin und stellt sich wie ein Karyatide unter die Loge. Da blitzt etwas unter einem Damenhute vom ersten Range herab; flugs fliegt er auf die entgegengesetzte Seite

hinauf und seine Blicke schwimmen wie Leander durch den Hellespont des Theaterraumes hinüber. Da hebt sich der Blick einer Tänzerin gerade in der Richtung gegen ihn in die Höhe; flugs ist er im Parquet auf der ersten Reihe, und wirft seine Augen wie Enterhaken über das Orchester hinüber. Da hustete ein Mädchen auf der zweiten oder dritten Bank; ha! das war ein Zeichen! Er sieht sich um und manövrirt so lange, bis er die Holde erblickt, auf die er einen solchen Eindruck gemacht hat! So ist die männliche Coquette stets beschäftigt, Eroberungen zu machen, zu liebeln ohne zu lieben, zu coquettiren u. s. w. Solche Exemplare gibt es zu Hunderten in jeder Stadt, und doch heißt es nur: die Frauen sind Coquetten!

8.

Die männliche Schöne.

„Eine Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheint lieblich dem Herzen, dem Auge lieblich erscheine sie stets"

Schiller

Schönheit ist das Gnadenband der Natur, der Freibrief der Schöpfung, ein passe-par-tout des Lebens. Allein Schönheit ist eben wie ein Empfehlungsschreiben, bloß die Gelegenheitsgeberin der ersten Bekanntschaft; derjenige, der diesen Brief mitbringt, muß dann ihn selbst erst rechtfertigen, sein Geist, sein Herz, seine Gesinnungen, sein Betragen, kurz

sein ganzes Wesen muß auch schön sein, wenn er dem Empfehlungsschreiben entsprechen soll.

Schönheit allein ist ein Bild ohne Seele, eine Landschaft ohne Licht und Schatten, ein Himmel ohne Sonnen-, Mond- und Sternenlicht; eine Blume ohne Duft; ein Sommer ohne Frucht, ein Meer ohne Salz; ein Wechsel ohne Accept; ein Auge ohne Leben; ein Spiegel ohne Bild; kurz ein gemaltes Feuer.

„Bei des stillen Reizes Mangel
Zieht kein schönes Angesicht,
Denn der Bissen sonder Angel,
Locket wohl, aber fänget nicht." —

Bei dem Manne ist Männlichkeit,
Bei den Frauen Weiblichkeit,

jener stille Reiz, der den anziehenden Haken an dem Angel der Schönheit macht. Weiblichkeit ist Lieblichkeit. Man sagt nicht: „Das ist ein lieblicher Mann!" eben so wenig wie man sagt: „Das ist ein liebliches Schwert!" aber man sagt: „Das ist ein liebliches Mädchen!" so gut wie man sagt: „Das ist eine liebliche Blume!" — Diese Lieblichkeit läßt sich nicht beschreiben, nicht andeuten, nicht malen, eben so wenig als sie sich erringen, erwerben, erhaschen oder erkünsteln läßt. Diese Lieblichkeit ist das Nadelgeld der verschwenderischen Schöpfung an ihre liebsten Töchter Sie ist die unschätzbare Mitgift für ihr ganzes Leben; ihr Brautkleid und Witwengehalt; sie ist die süße herrliche Ausstattung ihres ganzen Daseins.

Lieblich kann das schöne Geschlecht nur dadurch sein daß es unaffectirt weiblich ist. Weiblichkeit im zarten Sinne des zarten Wortes ist der feine Glanz, den eine Person des schönen Geschlechts auf dem Psyche-Flügel ihres Wesens trägt. Er wird nicht begriffen, nicht befaßt, aber er schimmert freundlich und wohlthuend, glänzend und doch einfach uns entgegen. Wo daher dieser Göttergürtel der weiblichen Anmuth in der Toilette einer Schönen fehlt, ist Schönheit nichts, als ein nichts geltendes Formular.

Hier sehen wir Azilia. Sie ist schön, wie eine Juno, ein rosiges Antlitz, durch zwei blitzende Augen beleuchtet, wird von dem Dunkel mächtiger Locken noch mehr gehoben; die Gestalt ist verkörperte Harmonie; sie besitzt dabei Geist und Wissen, aber es fehlt ihr Weiblichkeit! sie ist männlich, thut männlich und ringt nach Männlichkeit; und ihre ganze Schönheit steht da, wie ein prächtiger Göttertempel, in welchem ein fremdes Götzenbild verehrt wird, und wir bedauern blos, daß dieser Tempel so schön ist.

Azilia liebt alles Unweibliche. Sie fährt nicht etwa, nein, sie reitet, sie spielt nicht etwa Clavier, nein, die Violine; sie spricht nicht etwa, nein, sie donnert; wenn sie geht, so schreitet sie aus wie ein Feldwebel; wenn sie sitzt, so wiegt sie sich auf dem Stuhle, wie ein Mann; wenn sie spielt, so schlägt sie mit den Karten heftig auf den Tisch; wenn sie ißt, so ißt sie mit Hast; wenn sie trinkt, so leert sie

das ganze Glas auf einmal; wenn sie disputirt, so fährt sie mit den Händen in die Luft, wie eine Windmühle; im Theater geht sie wie ein Mann von einem Sitz zum andern, stellt sich in den Zwischenacten auf und lorgnettirt umher, urtheilt laut und viel; wenn sie tanzt, so betreibt sie es wie eine Arbeit, stundenlange, die tollsten Tänze, und lacht die Herren aus, daß sie früher ermüden als sie: ist sie in Gesellschaft, so nimmt sie auch eine Prise; in der größten Gesellschaft sitzt sie mit übergeschlagenen Beinen; im Concerte applaudirt sie laut und anhaltend; wenn sie schreibt, so sind es kecke Züge mit langen, auslaufenden, Strichen; ist eine Execution oder Hinrichtung, sie muß dabei sein, und erzählt dann, wie sie sie bis zum letzten Augenblicke mit ansah; ihre Kleidung ist stets schreiend und von auffallendem Schnitt; sie sticht und schlägt, sie spielt Billard und Pharao, sie spricht wie versteufelt von Krieg und Türkenschädel; kurz Azilia ist — ein schöner Mann!

Ihre Tournüre ist scharf, eckig, ohne Rundung, ohne Grazie; ihre Stimme ist schroff, hart, ohne Milde, ohne zarten Wohlklang; ihr ganzes Wesen ist stark, bestimmt, ausgetrieben und amazonenhaft, ohne Duft, ohne Zartheit, ohne Annehmlichkeit, ohne Reiz. Azilia hat Bewunderer, aber keine Verehrer; tausend Anbeter, aber nicht einen Liebhaber; man sieht sie denken und hört sie fühlen, aber man denkt und fühlt nicht mit, weil sie frevelnd aus ihren Grenzen getreten

und eine Bilderstürmerin der sanften, zarten, weiblichen Natur wurde. Azilia hat viele Courmacher, aber sie wird keinen Mann bekommen, denn es will jedermann eine Mutter, aber nicht noch einen Vater für seine Kinder.

9.

Der Süßling und der Sauertopf.

Wer kennt nicht Herrn Fontmann? und wer ihn kennt, hat der ihn je anders als süß gefunden? Ein ewiges Lächeln zieht sich, wie ein Honigkreis, nichts bedeutend und ausdruckslos um seine Lippen; die Augen sind in einer steten oscillirenden Bewegung, ich möchte es ein Augenzwingen nennen, seine Worte sind immer verzuckert, und sein Mund gleicht einer Conditorei, aus welcher für die ganze Welt blos Süßigkeiten herausgehen. Er trifft uns Morgens auf der Straße, fällt uns um den Hals, küßt uns, ist entzückt, schwört: „Morgenstunde hat Gold im Munde!“ Wir nämlich sind das Gold: er erzählt, er habe die Nacht von uns geträumt, das kam aber daher, weil er den vorigen Abend so viel Liebes und Gutes von uns gesprochen u. s. w.; er fragt mit demselben Syrupgesichte: „Wie befindet sich Ihre englische Frau Gemahlin, Ihre himmlische, kleine Louise, Ihr niedlicher Jockey und ihr herrlicher Grauschimmel?“ Er findet unsern Leibrock excellent, unsere Halsbinde einzig und unser Aussehen deliciös! Beim Abschied

küßt er uns wieder, lächelt uns noch einmal selig an, und stürzt auf einen andern zu, um ihn zu überzuckern. Wir treffen ihn des Mittags, er ist entzückt, preist die köstliche Luft, die uns ihm zuführt, lächelt selig, schwört, uns schon in einer Ewigkeit nicht gesehen zu haben, drückt uns eifrig die Hand, fragt, wo wir essen, und versichert, obwohl er da und dort ausgebeten ist, so zieht er doch unsere genußreiche Gesellschaft vor und speist mit uns in der Restauration. Des Abends trifft er uns im Theater, preist den Tag selig, grüßt ganz verklärt eine Dame rechts, reicht der andern links, ganz aufgelöst, den Zettel hin u. s. w.

Gegen Vornehm und Gering, gegen Reich und Arm ist ein solcher Süßling dieselbe Honigscheibe; er lächelt, wenn er eine Prise nimmt, er lächelt, wenn er eine anbietet, er lächelt, wenn er ein Compliment macht, er lächelt, wenn man ihm eine Sottise sagt, er lächelt, wenn er einem etwas gewährt; er lächelt, wenn er einem etwas abschlägt; er lächelt, wenn er sich amüsirt; er lächelt, wenn er gähnt; er unterschreibt im nöthigen Falle ein Todesurtheil und lächelt, und gibt dem Bedienten eine Maulschelle und lächelt; ja ich glaube, wenn ihn einst der Engel der Auferstehung erweckt, es ist ein Lächeln, mit dem er ihn begrüßt; wenn man ihn des Nachts mit dem Rufe: „Feuer!“ aufweckt, er fragt: „Feuer?“ und lächelt! Ein Mörder packt ihn bei der Gurgel und

ruft: La bourse ou la vie! er reicht die Börse hin und lächelt. Eine solche ausgewässerte Süßigkeit ist jedem Vernünftigen ein ekelhaftes Ding! es ist die candirte Seelennichtigkeit, eine Mienenverflachung, ein geprägeloses Schaustück nichtssagender Seelen.

Sehen wir hingegen Herrn Holzapfel, den Sauertopf an! Er sieht beständig aus wie ein angelaufenes Doppelfenster in Decembertagen. Man glaubt stets, es zieht ihm Jemand die linken Fußzehen beim rechten Nasenflügel heraus. Immer trübe, immer mit einem Leichenbittergesicht. Wenn er sagt: „Ich freue mich Sie zu sehen!" so klingt es als sagt er: „Scheren Sie sich zum Teufel!" Wenn er uns zu unserer Verlobung Glück wünscht, so meint man, er kündigt uns den Tod eines Freundes an; wenn er einen Lottogewinnst macht, ist er verdrießlich, daß er nicht mehr war; erbt er unvermuthet eine Summe, so jammert er, daß er Miterben hat; wenn es regnet, sieht er aus wie ein Rohr, und wenn schönes Wetter ist, ist er ärgerlich, daß es nicht immer so bleiben wird. Ist seine Frau zärtlich, so nennt er es überlästig, ist sie gleichgiltig, so schilt er sie aus. Bringt ihm der Bediente den Leibrock, so wollte er den Oberrock, und bringt er den Oberrock, so will er den Mantel.

Kurz sein ganzes Wesen ist Essig, und sein Humor die Essigmutter, die stets neue Säuren erzeugt Er ist verdrießlich, daß er nicht froh ist, und

ist froh, daß er verdrießlich ist! Er ärgert sich, wenn ein Anderer lacht, und brummt, wenn Andere trillern. Er ißt, er trinkt, aber stets als ob er damit ein Opfer brächte! er tanzt sogar, aber mit einem Ausdruck der Resignation! Er macht eine Liebeserklärung, mit einer Miene, die sagt: „Das ist doch fatal!" Er küßt die schönsten Lippen mit dem Unmuthe, mit dem ein Anderer Rhabarber trinkt! Kurz, Alles widert ihn an, er findet an nichts Lust, Niemand gefällt ihm, nichts erheitert ihn, er geht durch's Leben, wie eine dunkle Wolke, seine Existenz ist personificirter Sauerteig, jeder Blick ist ein Essigstich, und jedes Wort hat eine stringirende Säure.

Beide, der Süßling und der Sauertopf, gehören zu den Ueberbeinen des geselligen Lebens, wovon das Eine durch ewiges Kitzeln, das Andere durch ewiges Stechen das Leben verkümmert.

10.

Fahrt nach Charlottenburg.

Ich sprang auf von meinem Schreibtische, an dem ich mir die Hand schwer und das Herz leicht geschrieben hatte, schloß mein Pult zu und mein Herz auf den warmen Sonnenstrahlen, die wie Liebesblicke in mein Fenster fielen, flog in meinen Rock hinein und zu meiner Thüre hinaus und war mit einem Sprunge die zwei Treppen hinab und mitten in das Gewühl der Leute gerathen. Ich warf noch einen

Blick hinauf zu der liebenswürdigen Tänzerin mir gegenüber und einen hinab nach meinen Füßen; ob jener Sprung auch nach den Regeln Noverre's gewesen sein mochte, und ob er meiner Grazie wohl einen Vorsprung in den Augen hinter dem Fensterglase gegeben haben mochte. Jetzt, lieber Leser, hätte ich Gelegenheit, recht viel Empfindsames, Romantisches und wenn auch nicht Neues, doch Neuscheinendes, über ein schönes vis-à-vis und hauptsächlich über die Zauberkraft einer einfachen Glasscheibe zu schreiben! Ja wenn es nur die Schönen aufrichtig gestehen wollten, ob eine Fensterglasscheibe uns auch einen solchen Reiz verleiht, wie ihnen! Wie Blumen unter einem Glassturze uns heller und freundlicher dünken, so blickt ein Frauenzimmergesicht hinter der Fensterscheibe weit lieblicher, in magischer Verschimmerung hervor. Ich habe in der Praxis meiner Abenteuer Mädchenköpfe gesehen, die hinter der Glastafel reizend wie die Wasserlilie aus dem Fluthenspiegel hervorsahen, daß ich selbst mit entzückungsverglasten Augen zu ihnen hinaufsah: allein kaum öffneten sie das Fenster, so schwand mit der optischen Glasur ihr Nimbus und ihr Reiz. Ich bitte aber lieber Leser, den Damen ja nichts von diesem neuentdeckten gläsernen Verschönerungsmittel zu sagen, sonst laufen wir bald Gefahr, das ganze schöne Geschlecht wie Giftbereiter in gläsernen Masken einher gehen zu sehen. Nach diesem kleinen Seitensprunge will ich

meinen Spaziergang fortsetzen. Die Sonne war so, was man nennt, mit dem rechten Fuße aus Thetis Bette gestiegen, und war heiter, wie eine Theaterprincessin nach empfangenem Applaus. Der Wind hatte die ganze Zeit so unartig mit Damenhüten und Schleppen gespielt, hatte ganze Systeme von logischen Federn und Locken über den Haufen geworfen, hatte so manches grade Häubchen auf schiefem Köpfchen außer Fassung gebracht, manches lose Schleifchen auf noch loserem Stirnchen wie ein Wetterhuhn herumgehetzt; so manches ruhige Tüchlein auf unruhigem Herzen vom Vorposten verdrängt, kurz es ging die ganze Zeit über den Spaziergehenden so schlecht oder conträr, daß keine Schöne es wagen durfte, auszulaufen, ohne Gefahr zu laufen, den Mastbaum der Hutfeder geknickt und das Takelwerk des improvisorischen Busens in die Lüfte gestreut zu sehen. Doch heute hatte Vater Boreas seine gassenkehrenden Kinder eingesteckt, und nur ein kleiner West lag auf der Lauer, um sich bei günstiger Gelegenheit auf einen leeren Platz eines Busenflors zu abonniren, und sich in demselben unbefangen zu verfangen. Da aber leider ein Dichter, und wäre er auch so mager wie die Treue einer Choristin, doch kein Westwind ist, so mußte ich auf die Hoffnung, mit einer ähnlichen Gelegenheit nach Charlottenburg zu kommen, verzichten, und machte meine poetischen Füße auf, um mit und im „Spaziergang" zu grüßen

— euch, säuselnde Linden

und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt.

Schon bin ich ein Glied in der Menschenkette, die unter den Linden fortwogt und den Thiergarten mit der Stadt verknüpft. Links rollt der Carossen-Phalanx. Das Berliner schöne, liebreizende Geschlecht nickt und strahlt freundlich und herrlich auf dem rollenden Phaeton; rechts ist die reitende Centauren-Welt von dem stolzen, kecken Rossebändiger an, der, ein Apoll, das edle Thier bezwingt, und mehr als tausend Rittmeister, Meister des Rittes ist, bis zu dem hagern, odemlosen Siechling, der seinen Gaul spornt und an Bürgers: „Die Todten reiten schnell," erinnert; inmitten aber ist in den grünen, freundlichen Armen der Linden die Infanterie der spazierenden Welt, und hier ist das schöne Geschlecht unter dem starken oft wundersam vertheilt. Neben dem stattlichen Sohne Mars hüpft mit Heuschrecken-Behendigkeit ein Mädchen, dünn wie eine Falsettstimme; ein wohlgenährter Liebling der Justitia bemüht sich, die krummen Wege einer hinkenden Donna in's Grade zu bringen; da schwebt eine leichtfüßige Atalante leichtgeschürzt, neben dem personificirten Podagra; da sieht ein Stumpfnäschen im Gefühle ihres Sieges zu der stolzen Römernase empor; hier wird ein gold'nes Löckchen von einem gewitterschwarzen Schnurrbart überschattet; da umschließt ein Bramarbas-Arm einen weißen, lilienzarten, wie die Eisenzange eine

Alabastervase; und dort spielt ein schalkhafter Wind mit einem schlanken, durchsichtigen Herrchen, der wie eine Schwimmblase an der Hand einer Quadratschönen hängt. Alles hat sich eingehäkelt, alles spielt eine vierhändige Sonate auf dem Flügel der Promenade: ja selbst mein Diener Quendel, den meine Leser schon kennen, oder noch kennen lernen werden, mein Morgen-Intelligenzblatt über Wind und Wetter, schritt wie ein neugebackener Amtsmann gravitätisch am Arm einer Küchenmagd an mir vorüber, und lächelte mitleidig über seinen Herrn, der wie eine einzelne, bereits gewinnlos gezogene Lotteriennummer, unbemerkt einherging. O du mein guter Quendel, der du mich besser kennst, als irgend jemand, da du meine Hebeamme bist bei der täglichen Wiedergeburt aus dem Schooße schlafseliger Nacht, da du mein erstes Lallen kennst in der Sprache jeglichen Tages: der du die erste Morgenstunde mit mir zubringst, die für Dichter kein and're Gold im Munde hat, als das Rauschgold der Phantasie und für dich kein anderes als Danziger Goldwasser, du, mein Quendel, der du mich eigentlich zum Manne machst, der du meine Kleider, die doch Leute machen, fleckenlos herstellst von den verführerischen Berührungen des vorigen Tages, du, der du in meinen Kleidern zugleich die darin enthaltenen Manuscripte ausklopfst, du erster Recensent aller meiner Schriften, du stiller Zeuge aller meiner Freuden und Qualen mit den neun

Musen, du frommer Quendel, der du am besten weißt, wo mich der Schuh drückt, wie glücklich bist du an deinem Sonntage! Du hast eine Geliebte, die ihren eigenen Herd hat, die durch Glut und Feuer geläutert ist, sie vertauscht am Sonntage ihren Spieß mit deiner langen Nase und dreht sie dir geschickt, oder ihr lasset beide den Spieß und geht, von Empfindungen überwältigt, hinaus in die Natur zu Einsamkeit, Weißbier und Liebe! Ich aber gehe einsam einher und meine Blicke, die Gastrollen spielen auf fremdem aber classischem Boden, finden nirgends ein sicheres Engagement. So ging ich denn auch heute unter den Linden ohne weiblichen Reim, und die Lindenblüten, die auf mich herabschwirrten, schienen mir höhnisch auf meiner Nase zu tanzen, und das Flüstern in den Zweigen schien mir das Necken der Hamadryaden zu sein. So schlängelte ich mich wie ein Blitz, bald rechts, bald links nach einem Frauenhute zuckend, fand aber leider überall noch einen Männerhut als Blitzableiter angebracht, und so fuhr ich denn blitzschnell gerade zum Thore hinaus, auf welchem die Victoria, schön wie der Sieg, und glänzend wie die Erinnerung an alle Siege, in denen der Preuß' den Preis davon trug, im herrlichen Schimmer dastand. Es kann keinen imposanteren Anblick geben, als wenn die sinkende Sonne das Haupt dieser Göttin vergoldet, und sie in einer Strahlenkrone verklärt dasteht, und durch die

majestätischen Säulen des hohen Thores die rosichte Abendflut hereinleuchtet und sich mischt mit dem Tiefgrün der Bäume, und die Wipfel der Linden sich wiegen und durch das schattige Laub die goldnen Funken herabzittern, und das ganze Portal mit der Siegesgöttin, von Hesperus Illumination wie in Feuer vergoldet, dasteht, und die große, schöne weite Straße, gefaßt in den Armspangen der Bäume, wie ein aufgerolltes freundliches Rosaband fortläuft in die freundliche Abendlandschaft! unzähligemal habe ich dagestanden, und mich nicht satt sehen können an diesem reizenden Schauspiele. Doch heute eilte ich fürbaß, und schon wollte ich durch den Fahrweg schlüpfen, als mir etwas am Boden entgegen schimmerte; es war ein weißer Strickbeutel, der herr- oder vielmehr herrnlos hier am Boden lag, ein Bild gefall'ner Unschuld! Die gefallene Unschuld aufzuheben ist Menschenpflicht, und ich that es; ein niedlicher Beutel, auf dessen weißgehäkeltem Grunde Blumen und Schmetterlinge zu sehen waren, an zwei dito weißen seidenen Schnüren, war mein Fund. Was in demselben enthalten war, blieb mir vor der Hand ein Geheimniß, denn ich sah mich schnell um, ob dem redlichen Finder vielleicht die Belohnung aus schönen Lippen entgegen sehe, allein rechts und links strömte die Masse an mir vorüber, ohne sich zu dem Beutel bekennen zu wollen. Lange stand ich wie das Aushängeschild an einer Modewaarenhandlung da, mit

der Hand vorgestreckt wie ein Meilenzeiger, aber weder eine Sucherin noch eine Versucherin trat zu dem Manne in der Wüste, und so hing ich denn meinen Fund an meinen Rockknopf, und schritt muthig zum Thore hinaus, allwo ich, ein Herkules am Scheidewege, einen großen Kampf bestehen sollte. Rechts nämlich winkte das Laster als eine schöne verführende Kremser-Droschke mir wollüstig zu, und links stand die Tugend in Gestalt eines prunklosen Charlottenburgers, die mich mit ächter, biederer deutscher Breitheit einlud, den beschwerlichen Weg mit ihr nicht zu scheuen. Schon wollte ich mich dem reichen Laster in den Schooß werfen, als es von vier stattlichen Herren in Beschlag genommen wurde, und so blieb mir leider nichts als die wohlfeile und beschwerliche Tugend übrig. Ich machte nun aus der Noth eine Tugend, und schwang mich durch einen viel höhern Schwung, als der unserer Almanach-Gedichte, zu ihrer hohen Sitzsamkeit empor, von deren rauhen Erhabenheit ich früher keinen Begriff hatte. Ich war der Erste, und mindestens noch neun mußten die Höhe, auf der ich thronte, erklettern, sollte sich die strenge Tugend in Bewegung setzen. Wie man mit einer gefangenen Krähe die andern fängt, so gebrauchte mich der Mentor der Tugend, vulgo Kutscher, zur Leimruthe; unaufhörlich schrie er: Einen Herrn habe ich schon! kommen Sie, meine Herren und Damens! einer sitzt schon! Unbeweglich,

wie ein Marmorgenius am Grabe, saß ich da in stiller Ergebenheit, ein Bild der Resignation! Einige Probeblätter von einem eben nicht Velin-Publicum sammelten sich um mich herum, und verschiedene gelehrte Bemerkungen über die Farbenlehre, mit deutlichen Anspielungen auf den Schimmel und den Rappen vor mir, klangen zu meinen Ohren. Wie Marius auf den Ruinen Carthago's saß ich stumm und leidend da. Nach und nach kamen mehrere niedergeschlagene Colonisten, die Tugend zu bevölkern, und meine Einsamkeit zu theilen. Nr. 1 war zu meiner Freude ein weibliches Wesen, das nicht mehr jung genug war, um den Katechismus der Liebe nicht zu kennen, und noch nicht alt genug, um ihn schon vergessen zu haben; ihr Mund sprach für eine Frau zu wenig, und ihr Auge für ein Mädchen zu viel; doch schien ihr Zünglein spitziger als ihr Stumpfnäschen zu sein. Ich hatte ihr meine Hand gereicht, als sie mühesam heraufkrachtete, und obschon von neuem eine stattliche Frau auch heransegelte, dachte ich doch, besser einen Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache, zog meinen unbekannten Sperling an den Sitz mir zur Seite nieder, legte ihr meine überstandene Einsamkeit und mit dieser quasi mich selbst an's Herz, und meine Hand, wie in Gedanken auf die ihre. Indessen war in Nr. 2 besagte Taube, die bei näherer Besichtigung als Rabe befunden wurde, mit ihrem großen Krempenhut herangerückt,

und hatte sich mit einer Kräftigkeit heraufgeschleudert, daß die Tugend schwer aufseufzte. Sie machte Anstalt, sich an meiner Seite anzusiedeln, ich machte ihr, mit Versicherung des Bedauerns, die Unmöglichkeit dieser Ansiedelung klar, und sie ließ sich wie ein Fallschirm auf dem Vordersitze nieder, den Kutscher mit den weithin schattenden Krempen ihres Strohhutes in angenehme Dämmerung setzend.

Nicht lange währte es, so kam eine große, düstere Figur herangeschritten, „wie Fingals Geist über den Wassern" und behauptete den Platz neben dem Raben, der indeß ein freundschaftliches Gekrächze mit unserm Rossebändiger begonnen hatte. Der Hut des Neuangekommenen schillerte und glänzte mit tausend Tinten, Figuren und Hieroglyphen schwammen im zitternden Abendlichte herab; unheimlich wurde mir zu Muthe, doch faßte ich mich, besah den Hut näher, und fand, daß er glänzend lackirt war, auf einer Seite den „großen Vogel Casuar" und auf der andern den „wahrhaften Ameisen-Bär" abgebildet und mit großen Lettern unterschrieben hatte. Es war ein mit fremden Thieren herumziehender Mann, der jetzt sein Bestientheater in Charlottenburg hatte, und der nun als lebendiger Theaterzettel umherzog, um die Leute zu locken. Während ich dieses erfuhr, kam noch eine Schöne mit schneidermamsellhaftiger Eile heran, und ehe ich mich's versah, saß sie wie ein Klecks an meiner andern Seite und ich befand mich

wie eine arme Sardelle zwischen zwei Butterschnitten, in der Mitte zweier Heldinnen, deren Schuld es nicht war, daß sie nicht ein Jahrtausend früher geboren wurden, um das Capitol zu retten. Auch die Rücksitze hatten sich nach und nach mit Inhabern gefüllt; der Kutscher stand auf, zählte mit dem Peitschenhieb unsere Köpfe, so ungefähr wie man Schafe abzählt, und als er sein Collegium voll sah, machte er Anstalt, unser trojanisches Roß in Bewegung zu setzen, und wir geriethen nach und nach in jenen Grad von Fahrenheit, der an Null grenzt. Ich habe nie eine bedächtigere Schachpartie spielen sehen, als unsere Fahrt; das weiße und das schwarze Roß besannen sich eine gute Weile, ehe sie einen Zug thaten und bis wir auf ein anderes Feld zogen, dauerte es eine halbe Stunde. Aber das Reisen ist nun einmal köstlich! Die Herzen erschließen sich und die Gemüther rinnen so zu sagen aneinander, und besonders auf solchem Charlottenburger, da quillt bei jedem Stoße die Empfindung ordentlich bei den Rippen heraus und die Seelen beuteln sich durcheinander. Auch das Gemüth meiner Nachbarinnen fing an, wie der Magen zu verdauen und ich wurde unwillkürlich durch Nase und Ohr ihr Digestions-Repositorium. „Ach," sagte die rechts, und sah mich mit den Augen an, wie eine Gans beim Wetterleuchten, „ach, wie pythagoräisch ist die Natur!" „O," lächelte die Scheerenhandhabende, und das Gefühl, acht Groschen

in die Leihbibliothek zu zahlen, verherrlichte ihr Wesen; „Sie wollen sagen, wie polygamisch ist die Natur!“ Eine edle Röthe flog wie Zinnober über das Antlitz der andern und sie erwiederte triumphirend: „Das ist ja alles eins, pythagoräisch oder polygamisch, das sind ja Synagogen!“ „Synagogen!“ sagte die Nadelheldin und streckte mir die ausgespreizte Hand unter das Gesicht, so daß ich Gefahr lief, ihre Finger wie Nadelhölzer in meiner Nase zu sehen, „Synagogen!“ „Sie wollen wieder sagen Somnambulen!“ „Was sagen Sie, mein Herr? sind Sie nicht auch bei Herrn Fernbach junior pränumerirt?“ Ich versicherte mit einer Bescheidenheit, von der ich selbst nicht weiß, wie sie zu mir kam: „Ich bin zwar weit entfernt, viel zu lesen, aber ich glaube, Sie haben beide Recht, indem man die Natur zwar eher polygamisch als pythagoräisch heißen kann, dafür ziehe ich die Somnambulen den Synagogen vor.“ Von beiden Seiten fühlte ich einen dankbaren Händedruck, auf der einen Seite mit einer Bügeleisenwärme und auf der andern mit einer epigrammatischen Pointe und einer Pause, die einen Commentar von wenigstens einer Schäferstunde zuließ. Während dem ich hier linguistische Analecten handhabte, hatte die vorsitzende Rabendame eine lebhafte Bekanntschaft mit dem großen Vogel Casuar gemacht, der seine Klauen nach ihr ausstreckte, indessen der Ameisenbär auf der Rückseite des Huts hohnlächelnd auf mich herabzusehen

schien. Hinter uns hatte sich eine Debatte über das Wasserbesprengen der Chaussee entsponnen, und ein genialer Maurergeselle meinte: es wäre doch Schade, da man sonst doch wenigstens Staub umsonst fressen konnte, wenn man nach Charlottenburg fuhr. So war das Gespräch auf dem Wagen in einem viel lebhaftern Zuge, als der Wagen selbst, und wie auf einem großem Congreß suchte jeder sein eigenes Beste zu sichern, als die Tugend einen schwachen Augenblick bekam und — fiel! wie es zuging, wußten wir nicht, plötzlich flogen wir nieder und durcheinander. Der Vogel Casuar und der Rabe lagen in einer tragischen Verwicklung, und die Episoden ihres weiblichen Auxiliarbusens zerfielen in ihren Bestandtheilen, mich selbst hatte die Chemisetten nähende Nymphe somnambulisch umfaßt, und die andere lag schwer wie eine Synagoge auf meinem rechten Arm. Ich raffte mich auf, verfluchte den Einfall, auf der Tugend spazieren fahren zu wollen, und die Vorsehung, die so oft Menschen aus dem Staube erhöht, schickte mir einen raschen Wagen, der von Charlottenburg nach Berlin fuhr. Zwei Damen saßen in demselben, die den Gefallenen aufnahmen und ihn von der Irrfahrt zurück brachten. Ich erzählte mein Abenteuer und entlockte den Rosenlippen der rettenden Engelinnen ein holdseliges Lächeln, als plötzlich die eine laut aufschrie und nach meiner Brust zeigte, ich folgte erschrocken ihrem Finger und da sah ich meinen ge-

fundenen Strickbeutel wie einen Ordensstern hängen. Es war der Strickbeutel der Jüngern, den sie beim Herausfahren verloren. Ich knüpfte ihn von meinem Rocke los, kniete in den Wagen toll-lustig nieder und sprach:

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint."

„Und so vereint nehmen Sie beide auf an Ihre liebende Brust; denn wie diese weiße und reine Schnur, so will ich Sie als reine Schnur in meines Vaters Haus bringen, und wie dieser Beutel von Ihnen gestrickt ist, ist mein Herz von Ihnen bestrickt, und da ich auf jenem Wagen ganz durchgebeutelt worden bin, so nehmen Sie mich als Strickbeutel auf in der Verstrickmaschine Ihres Herzens, sonst wird diese seidene Schnur mein Strick!" So declamirte ich, als wir durch das Brandenburger Thor fuhren. Die Victoria goß Sieg in meine Worte. Sie drückte leise mir die Hand, und dieser Druck verhielt sich zu jenem der Nadelheldin, wie der Kuß des Zephyrs zu dem Drucke der Serviettenpresse. Wir fuhren die Linden hinab, in die Charlottenstraße; der Wagen hielt still. Der redliche Finder wurde verabschiedet, durfte den andern Tag wieder kommen, und kommt nun alle Tage und segnet die Stunde, in welcher ein Wurf vom Wagen ihm den großen Wurf der Liebe beschied.

Lieber Leser, gehst Du die Charlottenstraße entlang, so siehst Du ein Haus, das steht zwischen zwei andern Häusern, und die Fenster sind, wenn die Sonne nicht scheint, offen; über dem Erdgeschosse steht gleich der erste Stock; über der Thüre steht die Nummer, um eines weniger als die vor ihr, und um eines mehr, als die nach ihr; siehst Du dieses Haus, schau hinauf, denn dies Haus ist das Haus, in welchem sie wohnt.

11.

Der Mann von Grundsätzen.

Medor ist ein Mann von Grundsätzen! Alles was er thut, thut er aus einem Grundsatz; alles was er unterläßt, unterläßt er aus einem Grundsatz; er lebt blos aus Grundsatz, und wenn er stirbt, so stirbt er gewiß auch nur aus Grundsatz.

Ein armer Mann bettelt ihn auf der Straße an, er gibt ihm nichts, denn er hat den Grundsatz, nie auf der Straße etwas zu schenken. Ein kleines halbnacktes Kind läuft ihm in Frost und Kälte hilfeflehend nach; allein er hat den Grundsatz, man verdirbt die Kinder dadurch, und er schenkt ihm keinen Kreuzer.

Man kömmt zu ihm mit einer Collecte, allein er hat den Grundsatz, nie zu einer Collecte etwas beizusteuern.

Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag kommen die Nothdürftigsten an seine Thüre, allein er hat den Grundsatz, blos Montag Geld auszutheilen.

Ein Schauspieler hat ein Benefiz, und kömmt, ihn devotest einzuladen, allein er hat den Grundsatz, nie in ein Benefiz zu gehen.

Ein junger Künstler läßt eine Subscription zu einem herauskommenden Werke circuliren, allein er hat den Grundsatz, nie voraus zu subscribiren, sondern die Sache erst zu sehen.

Zu Weihnachten und Neujahr warten seine Domestiken vergebens auf ein Geschenk, denn er hat den Grundsatz, seine Bedienten zu bezahlen, aber nicht zu beschenken.

Ein intimer Freund bittet ihn dringend um ein kleines Darlehen, allein er hat den Grundsatz, unter gar keiner Bedingung Jemandem etwas zu leihen.

Jemand will ein Buch von ihm geborgt, allein er hat den Grundsatz: ein Pferd, eine Pfeife, ein Buch und eine Frau soll man nicht ausborgen.

Seine Schwester möchte gerne ein Paar Gäste bitten, allein er hat den Grundsatz: ich gehe überall hin, allein zu mir soll Niemand kommen.

Er soll für einen Biedermann gutstehen, allein er hat den Grundsatz: wer für einen Andern steht, der muß am Ende für ihn sitzen.

Er soll einem armen Manne bei seinem Kinde

zu Pathen stehen, allein er hat den Grundsatz: Es sei ihm einmal ein solches Kind gestorben, und er stehe nimmermehr zu Pathe.

Ein treuer Jugendfreund bittet ihn um Rath bei seiner Heirat, allein er hat den Grundsatz: „Zum Hängen und zum Freien soll Niemand Rath verleihen."

Ein früherer Schulkamerad bittet ihn, bei einer Ehrensache sein Secundant zu sein, allein er hat den Grundsatz: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht."

Seine Hauseinwohner bitten um Verringerung der Miethe, allein er hat den Grundsatz: der Mensch muß immer höher hinauf.

In Caffeehäusern steckt er die kleinen Ueberreste des Zuckers in die Tasche, denn er hat den Grundsatz: „Wer das Kleine nicht ehrt, ist das Große nicht werth."

Stellt sich hingegen irgend ein Großer an die Spitze eines wohlthätigen Vereins, so schließt er sich aus, denn er hat den Grundsatz: „Mit Großen ist nicht gut Kirschen essen.

Kurz, Medor ist ein eingebildeter Geck, ein hartherziger Thor, ein fader Patron, ein geiziger Mann, ein hartherziger Gebieter, ein tyrannischer Ehemann, ein finsterer Vater, aber alles aus Grundsätzen. Wenn einst Alles zu Gericht aufsteht, so bleibt er gewiß liegen: denn er hat den Grundsatz: Man muß sich nicht über seine Lage erheben! — Gott bewahre jede ehrliche Seele vor allen Menschen von Grundsätzen! —

12.

Weltliche Betrachtungen eines Maikäfers, halb gebrummt, halb gesummt.

Wie schön ist es, daß der Monat Mai ganz eigens für uns Käfer erschaffen worden ist! Wir haben nur einen Monat, aber er ist der Mai!

Die Menschen leben freilich viel länger, aber mein Gott, die armen Thiere! vom Mai bis September werden sie gebraten von der Hitze, vom September bis zum Mai leiden sie Frost und Kälte und den Monat Mai selbst kriechen sie so in der Natur herum wie halb ausgeschlafen, reiben sich die Augen, um zu sehen, ob die Blätter grün werden, und bis sie sich die Augen ausgerieben haben, sind die Blätter schon wieder gelb! Ach, die Menschen sind doch recht —summ—summ—summ—summ—summ. —

O was ist das für ein schöner Baum mit Blüthen! Welch' eine Freude, so um den Baum herum flattern zu können und sich in dem Athem der Blüthen zu baden, und so ordentlich herumzuplätschern in dem unsichtbaren Dufttbaue; und sich zu necken mit den jungen grünen Blättlein und sie immer neckisch anzutupfen und an ihnen zu nippen! Da unten aber unter dem Baume kriecht wieder so ein Mensch herum, der eben herauskömmt, weil in seinem Kalender steht: es ist Mai! Der arme Narr! Er hat nicht einmal sechs Füße, wie unser Eins, sondern nur Zwei; einen um einen Kratzfuß zu machen, und

den andern um seinen Nebenmenschen in den Staub zu treten; auch hat er nur zwei Hände, eine um dem Nachbar die Ehre abzuschneiden, und eine um in der Tasche eine Faust zu machen; auch zwei Augen hat er nur, eines um scheel drein zu sehen, wenn Jemand einen ganzen Rock an hat, und eines um es auf verbotenes Gelüst zu werfen; aber weil der Mensch nur eine Nase hat, und auch von der nicht weiß, wozu er sie hat, so glaubt er, er habe sie um die Blüthenbäume abzuriechen und darum führt er sich selbst bei der Nase hinaus in die Natur, stellt sich unter einen blühenden Baum, steckt die Nase in die Höhe und ruft aus: „Ein superber Geruch!“ Damit glaubt er unserm lieben Herrgott eine Schmeichelei gesagt zu haben; dann setzt er noch hinzu: „Die verdammten Maikäfer!“ Wir Maikäfer aber, die wir nicht um die blühende Natur herumkriechen, wie die Katze um den heißen Brei, und ihr nicht wie die Menschen blos den Kartoffelabsatz küssen, sondern die wir so recht in das Blättergewühl, in den Blüthenflammen uns einnisten und einbetten und wollüstig in den reifen Saamenkörnern drinnen herumwühlen, wir sehen mitleidig auf die Menschen herab, und denken: ach, die Menschen sind doch recht — summ — summ — summ — summ — summ. —

Da ist wieder ein so herrlicher Apfelbaum! Jeder Zweig sieht mit seinen dichten Blüthen aus, wie die rothen Kinderwänglein, und die runde Krone des

Baumes, wie ein gestricktes weiß- und rothwollenes Schlafkäppchen; da husch' ich hinein und schlüpfe durch die weichbefiederten Zweiglein, und siehe! in dem Schatten des Baumes lagert ein verliebtes Menschenpaar! „O!" sagt er. „Ach!" sagt sie. „O!" sagt er wieder, „die Krebse und das Leben sind doch am allerbesten im Mai!" — „Ach!" — sagt sie, „und die Liebe auch und die Butter." „O!" sagt er wieder, „wenn nur die Ameisen nicht so unausstehlich wären!" — „Ach!" sagt sie, „und wenn nur die Maikäfer nicht so widerlich summen thäten!"

Der Maikäfer aber summt und summt und denkt sich: Die Butter und die Krebse sind freilich im Mai am besten, aber das Leben und die Liebe sie sind immer gleich herrlich, gleich beseligend, gleich göttlich vom himmlischen Vater uns verliehen, laßt nur in eurem Herzen Mai sein, laßt nur in eurem Gemüthe Frühling sein, vernichtet nur in eurem Innern nicht die Pfirsichblüthe der rosigen Hoffnung und die Lindenblüthe des Glaubens und die duftende Acazienblüthe der Menschlichkeit, und das Leben und die Liebe werden euch ewig neu, ewig frisch, ewig duftend ihre Gaben schenken, wenn auch Krebse und Butter zurückgegangen und zerschmolzen sind! Aber die Menschen ziehen ihre Herzen auf nach den Jahreszeiten, wie sie ihre Uhren nach der Sonne richten, und sie glauben, just, wenn der Zeiger des Jahres auf Frühling deutet, ist es Zeit, sich zu Tische zu

setzen und Leben und Liebe zu speisen; o was sind die Menschen — summ — summ — summ — summ.

Was ist das wieder für eine schöne Fliederlaube! da baue ich Käfer mich ordentlich ein und summe in den Fächern herum, wie eine junge, geschäftige Hausfrau im häuslichen Kreise! Unter der Fliederlaube aber sehe ich einen Dichter sitzen; einen Dichter, der den Frühling besingen will! Die Frühlingsdichter, ach, das sind auch so eine Art Maikäfer! O du armer Maikäfer da unten! Was plagst du dich? Wer wird im Arme des Frühlings den Frühling besingen? Wer wird im Arme der Geliebten die Geliebte besingen?

Nur die Sehnsucht singt, nur das Vermissen wird zum Liede; der Besitz aber schweigt, und das Glück ist still!

O du armer, armer Maikäfer, der du da unten die Natur und den Mai und den Frühling abbrockest für einen Almanach oder für eine Zeitung oder für eine Toilette, die Leute haben das ja schon tausendmal mit Löffeln gegessen! Die „Luft" mit dem „Duft," die „Blüthe" mit dem „Gemüthe," die „Rose" mit dem „Moose," die „Liebe" mit dem „Getriebe," aber ach, Alles haben die Menschen schon tausendmal zu sich genommen und nehmen's doch wieder zu sich; ach, wie sind die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

Da glänzt wieder ein hoher Baum, ein farben

reicher! Da flattere ich hin! Doch wie? Da ist keine Blüthe? — Da wird keine Frucht? — Da duftet es nicht? — Die Farben sind nicht der süße Schmelz der Künstlerin Natur? Es ist ein Freiheitsbaum! — Er wurzelt nicht in der Erde wie die andern lieben natürlichen Bäume, die unser Aller Herr und Vater in seinem großen Garten gepflanzt hat! Er wirft keinen kühlenden Schatten, sondern blos eine schwarz-finstere Stelle hinter sich! Er trägt keine wohl-schmeckende Früchte, die den Gaumen laben und den Menschen erfrischen! Er ist blos eingegraben ohne Wurzelranken und Fasern im tiefen Erdreich; die Farben, die auf ihm spielen, sind nicht Blüthenglut und nicht Sonnenkuß und nicht Himmelsfärbung; sondern eine Mischung von Geiferschaum und blauem Dunst und Blutsucht; die Früchte die er trägt, sind Zankäpfel und Tollkirschen! O da bleiben wir Maikäfer weit davon! Doch auch unter diesem Baume tanzen ein Paar Menschen, die ihn für den Baum der Erkenntniß halten! Menschen, die sonst gar auf keinen grünen Zweig kommen können, versuchen es bei diesem Baume: Menschen, bei welchen nichts mehr fruchtet, harren auf diese Früchte; und Menschen, die gar keine Farbe haben, besingen die drei Farben! Ach, was sind die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

— — Ach! Ach! welch' ein herrlicher Baum blickt mir dort entgegen! Er ist so ganz schillernd

und flimmernd, so ganz maikäferlich! Da muß ich hin! Da bin ich: allein die Blüthen sind starr, die Zweige versteinert, die Früchte aus Erz! Es ist ein Stammbaum! O du lieber Himmel, da ist mir Maikäfer noch ein solider Zwetschkenbaum lieber als so ein goldener Stammbaum! aber unter dem Stammbaume liegen Menschen und sehen nur zu den Zweigen dieses Stammbaumes hinauf, die so dicht sind, daß sie den Himmel nicht durchsehen: und sie klammern sich an den Stamm dieses Baumes an; sie betrachten alle lieben andern Bäume in der gesegneten Gottesschöpfung rings herum und wären es auch die wohlschmeckendsten Borsdorferäpfel und die wohlriechendsten Muskatellerbirnen als unedles Gewächs, als Auswüchse der lieben Natur, so gleichsam als hätte unser Herr Gott die Menschen auch eingetheilt in Ziergärten für die hohen Stammbäume und in Küchengärten für die übrigen Menschen, die nur so als Petersilie und Schnittlauch dastehen, damit man sie in die Suppe großer Herren einbrocke! Ach! was sind doch die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

Dort steht ein dunkelschattiger, einfacher, gewissermaßen kühlaussehender Baum! Es zieht mich hin. Da bin ich. Es ist ein Cypressenbaum, und hier unten liegt ein Mensch begraben. Dieß ist der letzte Baum des Menschen! Der Tod geht auf den Baumschlag aus, und fällt hohe Cedern und niedrige Zwergbäumchen! Der Stammbaum und der Freiheitsbaum

enden im Cypressenbaum; das ganze Leben war nur ein Purzelbaum und man steht an dem Schlagbaum, der von diesem Leben zum andern führt. Ein langer, schwarzer Schatten ist es, den dieser Schlagbaum auf diese Seite wirft, aber jenseits ist Licht; und dennoch, in dieser allgemeinen Finsterniß glaubt ein Mensch mehr Licht zu haben als der Andere! Wer Oel brennt, verdammt den, welcher Unschlitt brennt. Wer Wachs brennt, verdammt den, der Gas brennt. Die schwarze Schüssel heißt den schwarzen Topf Mohrengesicht und der schwarze Topf heißt den schwarzen Kessel Zigeuner! Ach was sind die Menschen — summ — summ — summ — summ — summ.

O ihr lieben Menschen, seid doch Maikäfer! Betrachtet doch das Leben als einen Maikäfer! Seht nur an, wie gut unser Herr Gott ist, wie lieb euch die Schöpfung hat, wie freundlich und wie reich die Natur für euch ist; wie sich die ganze Wesenheit euch entgegendrängt; wie das Leben aus jedem Winkel geschäftig heraustreibt, seht das Alles an und gebt euch die Hände und tanzt verschlungen herum um den Maibaum des Lebens, und singt, und wenn ihr nicht singen könnet, nun in Gottesnamen, so summt! gesummt ist auch gesprochen, denn wir Käfer, wir können nicht singen und nicht sprechen, aber Gott weiß doch was wir meinen, wenn wir so lobpreisend durch seine Welt hinflattern und sein Lob anstimmen in: summ — summ — summ — summ — summ!

Lyrisches.

An die Leser.

Nicht eitle Ruhmsucht hat mich angezogen,
Euch darzuthun, was Phöbus mir gereicht,
Des Herzens Drang hat innig mich bewogen,
Die Lust, die gerne sich in Tönen zeigt.
Der Lieder Gott ist doppelt dem gewogen,
Der sein Gefühl der Menge nicht verschweigt,
Der, was in Weihestunden er ersonnen,
Voll süßer Scham bringt an das Licht der Sonnen.

Nur was in früher Jugend ich gerungen,
Wand sich von selbst aus übervoller Brust.
Tief im Gemüth ist jedes Wort bedungen,
Des Dichtens Kunst bin ich mir kaum bewußt;
Ist Zartes, Schönes manchmal mir gelungen,
So war's des Augenblickes frohbewegte Lust:
Und war's zu Scherz und Spiel, zu Thränen, Klagen,
Es war gefühlt, ich habe nichts zu wagen.

Wie Traumgestalten, die vorüber schiffen
Man Freunden und Bekannten gern erzählt,
Hab' ich mit Lust die Träume aufgegriffen
Die früher mich entzücket und gequält;
Und wie sie wechselnd mein Gemüth ergriffen,
Hat es mein Saitenspiel Euch nicht verhehlt;
Denn all' mein Lieben, Bangen, Zagen, Hoffen,
Hat im Gesang nur Freud' und Trost getroffen.

Und sollt' ich nicht im Liede es verkünden,
Was mit Gewalt das Herz erfüllt und bricht?

Mit allem Erdenglück mich abzufinden,
Gab mir Apoll bloß Leier und Gedicht:
So gönnt das bißchen Musik doch dem Blinden,
Es ist ihm ja der Augen gold'nes Licht;
Und ob sein Spiel nicht immer euch ergötze,
So denkt: es ist das Letzte seiner Schätze.

So sei's in Gottes Namen hingegangen!
Ihr Lieder tretet in die Welt hinaus!
Wie man gegeben wird, wird man empfangen,
Bescheid'nem gibt Bescheidenes Applaus;
Nach Allem können Alle nicht verlangen,
Doch findet Jeder Etwas leicht heraus,
Der will dies Bildchen, der das Andre loben,
Und jedes ist zuletzt gut aufgehoben.

Mein Frühgebet.

Heraus, heraus, es tagt, es tagt!
Das Herz ist voll, der Mund versagt,
Im Opferbrand steht Busch und Strauch,
Aus Rosenkelch dampft Weihe-Rauch,
Des Waldes Chor steigt himmelan,
Ich, Ew'ger! bet' dich schweigend an.

Das Lilienkind im Meßgewand
Hat fromm sein Haupt zu Dir gewandt
Das kleinste Gräschen auf der Au,
Das segnest Du mit Labethau;
So sende, Gott! auch Deine Gnad'
Auf Deines Dieners Pilgerpfad.

Und ist ein Wesen noch so klein,
Du schließt's in Deine Liebe ein,
Der Wüste Sand, des Berges Kahl
Erquicket doch Dein Sonnenstrahl,
D'rum spende Trost und Seelenheil,
O Gott! auch meinem Erdentheil.

Nimm gütig auf mein Morgenlied,
Du Herr! Du kennest mein Gemüth,
Durch Deine Hilf' hab' ich's bewahrt
Von Jugend auf so rein und zart,
Daß ich als Mann noch blieb ein Kind,
Trotz Erdenlust, trotz Erdensünd'.

Du gabst mir Muth und frohen Sinn,
Voll Lust zu geh'n durch's Leben hin,
Du hast bewahret mich vor Wahn,
Des Schönen Quell mir aufgethan,
Und mir geöffnet früh das Ohr
Für Blumensprach' und Sternenchor:

Daß jedes Blümchen, jedes Blatt
Ganz eig'ne Worte für mich hat,
Daß was in Farben zu mir spricht,
In Tönen ausmalt mein Gedicht;
Dies Glück, o Gott! ist Dein Geschenk,
Sei ferner auch mein eingedenk.

Gib ferner mir nur frohen Muth,
Gesundheit, Scherz und leichtes Blut,
Laß' ferner mich nach Gold und Zier
Nicht hegen eitle Sinnengier,
Vor Allem, ach! bewahr' den Leib
Vor ird'scher Lust und Zeitvertreib.

Verachten lehr' mich, großer Gott!
Der Reichen und der Thoren Spott;
Mein Saitenspiel, das nie mir log,
Halt' künftig auch mir werth und hoch,
Daß ich's zu Lob und Conterfei
Für schnöden Lohn nicht selbst entweih'.

Laß' lieben mich die theu're Braut,
Die noch kein Schwur mir angetraut,
Daß ich vor Deinem Hochaltar
Getheilt nicht bring' mein Herz ihr dar,
Und rufe mich, so Dir's gefällt,
Mit ihr zugleich von dieser Welt.

Doch meinst Du's anders mit dem Knecht
Was, Herr! Du willst, das ist mir recht,
Bewahre nur im größten Schmerz
Vor Schuldbewußtsein mir das Herz,
Und wenn einst Alles mir gebricht,
Versag' mir, Herr! die Thräne nicht.

Der Morgen.

Die Nacht entfliegt,
Aurora siegt,
Die Morgenfackel leuchtet.
Vom Perlenthau
Ist Flur und Au
Im Demantglanz befeuchtet.

Das All erglüht,
Der Nebel zieht,
Es dampfen Berg und Thale:
Der Purpurschaum
Am Wolkensaum
Zerfließt im Aetherstrahle.

Der Duft entwallt
Dem Blüthenwald,
Wird Ambra in den Lüften;
Es regt und bebt
Sich neubelebt
Auf Feld und Flur und Triften.

Es netzt der Aar
Das Flügelpaar
Im farbigen Gewölke;
Die Meise schwirrt,
Die Biene irrt
Vom Hyazinth zur Nelke.

Ein Käferheer
Durchschifft das Meer
Der thauigen Gebüsche.
Dem Nest entfleugt
Die Lerch', und steigt
Lautschmetternd in die Frische.

Der Morgengruß,
Der Horenkuß,
Durchzückt den Minnesinger;
Der Geist erwacht
Die Freude lacht,
Der Busen athmet ringer.

Es treibt die Brust,
In süßer Lust
Das Weltall zu umfangen;
Am ganzen Rund
Mit Liebemund,
Mit Liebekuß zu hangen.

O! laß, Natur!
Auf deiner Spur
Mich frommen Pilger wallen!
Was deine Kraft
So kunstvoll schafft,
Sei heilig mir vor allen.

In deinen Dom
Will ich den Strom
Der Dankgebete gießen;
An deiner Hand
Das Schattenland
Mit Heiterkeit begrüßen.

Der Abend.

Der Tag sich neigt,
Die Ruhe steigt,
In kühle Schatten nieder;
Die Sonne taucht,
Von Glut umraucht,
Schon abwärts ihr Gefieder.

Im Strahlenbad
Erglüht die Saat
Auf fernem Bergesgipfel;
Ein Funkenstaub
Durchsprüht das Laub
Der schlanken Tannenwipfel.

In Glut erflammt,
Gleich Feuerjammt,
Der halbe Westkarfunkel;
Der Ost wird falb,
Schon hüllt ihn halb
Ein geisterbleiches Dunkel.

Es hüllt in Grau
Sich Flur und Au,
Es tönen Abendglocken;
Am Horizont
Schwimmt goldenblond,
Des Mondes Silberflocken.

Das All erstirbt;
Nur Heimchen zirpt
Den hohlen Todtenreigen;
Schon steigt die Nacht
In Trauertracht
Von lebelosen Zweigen.

Die Sterne seh'n
Aus blauen Höhn
Herab in's Erdenwallen;
Und Friede blinkt,
Und Friede sinkt
Von ihnen zu uns Allen.

Was Herz geahnt,
Was Geist geschwant,
Was Dämm'rung uns gewesen;
Im Sanscrit dort,
Ist's fort und fort,
Als Chifferschrift zu lesen.

O, enden mag
Mein Lebenstag,
Wann, Herr, du es beschlossen!
Die Brust ist frei
Von Sünd und Reu',
Von keiner Schuld geschlossen.

Mein Herz ist rein,
Mein Geist ist dein,
Am Sarge steht die Freude;
Die Hülle sinkt,
Und Psyche schwingt
Sich auf im Seraphkleide.

Der Regenbogen.

Die Farben des Lebens, sie malen
Sich, ach, nur auf schwärzlichem Grund,
Den schönsten, den farbigsten Strahlen
Liegt trauriges Dunkel zu Grund.
Aus Licht und aus Schatten
Die Farben sich gatten,
Vergoldet die Sonne der Wolken Asbest,
Erscheinet gleich Iris zum glänzenden Fest!

Wenn Leid, wenn Entzücken uns regen,
Da fallen uns Tropfen herab,
Es spiegelt im thränenden Regen
Sich schöner der Hoffnungsstrahl ab.
In labender Feuchtung
Süßtröstende Leuchtung!
Zerfließen die Wolken im tropfenden Flor,
So gaukelt der Himmel das Gnadenband vor.

Es düstert das Wolkengetümmel
Den heiteren Azur zu grau;
Doch über den Wolken der Himmel
Verändert noch niemals sein Blau,
Durch Nebelvermischung
Bricht Sonnenerfrischung;
Wer Farben des Lebens zu mischen nur weiß,
Der malt sich auf Wolken den goldenen Kreis.

Die ird'schen und himmlischen Pole
Zu einen, ist jedem erlaubt,
Wenn jene berühren die Sohle,
Umkreisen uns diese das Haupt,
Sie werden vom Bogen
Zusammengezogen,
Der strahlend vom Dunstthal zur Sonnenhöh' hüpft,
Und tief in uns Himmel und Erde verknüpft.

Nachtschauer.

Wie lieb ist mir dein Schauer,
Du regelose Nacht,
Du Schwester meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Wie bist du mir so theuer
Du süße Finsterniß,
Es winkt durch deinen Schleier
Mir Ruhe einst gewiß.

Es löst des Tages Sehnen
Sich sanft in Tropfen auf,
Und nimmt in schweren Thränen
Den süßen Klagelauf.

Es geht ein Geisterwehen
Auf deiner finstern Spur,
Wie einst beim Auferstehen
Durch stille Grabesflur.

Und was sich früh geneiget
In stille Todtengruft,
Der Finsterniß entsteiget
Und mir vernehmbar ruft:

„An meiner Brust erwarme
„Du trostverlaß'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
Für dich sonst keine sind.

„O weine deine Schmerzen
„O weine sie nur aus:
„Du bist im Haus der Schmerzen,
„Ich bin im Ruhehaus.

„An meiner Brust erwarme,
„Du trostverlaß'nes Kind;
„Ach, treu wie Mutterarme
„Für dich sonst keine sind."

Da faßt ein kaltes Wehen
Mein Haupt und Angesicht.
Ich möcht' im Schmerz vergehen,
Ich möcht', und kann es nicht!

So zieht's mich auf den Knien
Zur winkenden Gestalt:
„Ach laß mich zu dir ziehen,
„O Mutter! bald, ach bald!"

Wie lieb ist mir dein Schauer,
Du regellose Nacht!
Du Schwester meiner Trauer,
Die oft mit mir gewacht.

Lyssa's Schmuck.

O Lyssa, weg den Schmuck, die reiche Hülle,
Kein größrer Reiz wird dir geschenkt;
Wozu die Fessel, die die Zauberfülle,
Der Glieder Wellentakt beengt?
Des Leibes Reiz, der Formen Harmonien,
Darf man hermetisch nicht mit Nacht umziehen.

Leicht wie das Kind der liebenden Dione
Aus zarten Knospenritzen bricht,
Und um die schöne blätterreiche Krone
Ein züchtig Kleid aus Duft sich flicht:
So Lyssa, hehr und keusch wie die Camöne,
Stehst stets du da, gehüllt in eig'ner Schöne!

Auch Ophirs Gold beschämt dein Haar, das blonde,
Die gold'ne Nadel ist erblaßt;
Kein Demant schimmert so im Reich Golkonde,
Wie der in deinem Aug' gefaßt;
Dein Zahn, beschattet von Korallenzweigen,
Welch reiches Meer kann solche Perlen zeigen?

Hierher auf Lyssa blickt ihr Raphaele,
Und legt verstummt den Pinsel hin;
Versucht, daß euren Farben sich vermähle
Die Kraft, am Blatte hinzuziehn
Und fest zu bannen, wie auf ihren Wangen
Die Ros' und Lilie sich fliehn und fangen.

Und dieses Land voll Engel muß ich schauen,
Bloß schauen! Schauen? und nichts mehr?
Will Hoffnung hin mir keine Brücke bauen?
Zieht sich kein Faden zu mir her?
Steht keine Bahn dem kranken Herzen offen,
Um kund zu thun sein Lieben, Bangen, Hoffen?

Nein Herz, nicht alle Wege sind geschlossen,
Mir bleibt der Luftsteg Poesie,
Drauf baut geschäftig sich die Liebe Sprossen,
Die Macht des Lieds ergreifet sie.
Wer fühlet nicht bei Schmerz und Lust der Saiten
Ein süßes Weh in seinen Busen gleiten?

Ich sing' die Sehnsucht und die Liebe wieder,
Der Träume Lust, des Sehnens Qual;
Der Sänger nur, der Fürst der süßen Lieder,
Tritt ungebeten in der Liebe Saal;
Und was er kann im Liede leben lassen,
Das darf vom Leben er im Liede fassen!

Nur wer die Schönheit aus dem Strom der Zeiten,
In dem sie spielend, flüchtig treibt,
Auffängt, und knüpft an zarten Klang der Saiten
Daß sie mit ihm unsterblich bleibt;
Nur wer das Schöne kann zur Nachwelt bringen,
Darf kühn und frei nach allem Schönen ringen.

Sehnsucht.

as ist's, was ich empfinde?
Was ist's, was mich umschwebt?
Was in dem Abendwinde
Wie Geistersäusel bebt?

Was hat mir in das Herz
Dies Sehnen eingeprägt?
Dies Meer von stillem Schmerz
Und süßer Lust erregt?

Was rollt durch meine Adern
So stürmisch wild mein Blut?
Was soll dies ew'ge Hadern
Von Zagheit und von Muth?

Es ist das Bild der Süßen,
Das durch die Zweige strahlt,
Das liebend mich zu grüßen
Im Abendlispel hallt!

Das mich in dieser Stunde
An Seligkeiten mahnt,
Wie auf dem Erdenrunde
Kein Sterblicher sie ahnt.

O namenlos Entzücken,
Der Rückerinnerung!
Als sie mit Engelsblicken
Bezaubernd mich umschlung.

O süßes, süßes Sehnen,
Und du, o Zauberquell
Der freudenreichen Thränen,
Entschwindet nicht so schnell!

Noch ferner mich berrüge,
O Laut, der mich umhallt,
O bleibe treu mir, Lüge!
Die mir ihr Bild vormalt!

Lebensschwingen.

1.

Musikmacht.

Glücklich, dem das Ohr erschlossen
Dem Gefühl der klaren Töne,
Der hat früh das Glück genossen,
Daß vor vielen Erdensöhnen
Phöbus mit den Sonnenrossen
Ihn an's Heil'ge will gewöhnen;
Daß er hier schon wird empfänglich
Für die Lust der Harmonien,
Die den Seligen dort blühen,
Wo in Wonnen überschwenglich,
Nur den Einklang höhrer Sphären
Die verklärten Geister hören.

Magisch durch die Luft gezogen
Kommt, Musik! dein Zauberton,
Macht sich Feindliches gewogen,
Jedes Herz zu seinem Thron.
Menschen, die sich tödtlich hassen,
Sieht man liebend sich umfassen,
Trübe Augen sich erheitern,
Enge Herzen sich erweitern,
Und die schweren Kummertropfen
Sich zu Trostes Balsam läutern;

Und des Busens schmerzlich Klopfen
Bald in immer leisern Schlägen
Sanft beschwichtiget sich regen.

Ach, zu Schmerz- und Freudendingen
Ist ein Tönen, ist ein Klingen
Dem erfüllten Herzen nöthig;
Wie ein Freund ist Tonkunst huldig,
Die verträglich und geduldig,
Ist zu Weh und Trost erbötig;
Ist mit zarter Liebe thätig,
Uns die Tropfen aus den Augen
Kaum verspürbar wegzusaugen,
Unsre Hoffnung zu verjüngen,
Unsre Andacht zu beschwingen,
Und durch Klang der zarten Saiten
Uns zum Schönen hinzuleiten!
Und in tausend, tausend Arten,
Bald mit starken, bald mit zarten
Klängen schmeichelt sie dem Ohre,
Lispelt bald mit sanftem Wehen
Aus dem linden Haberrohre;
Girret nun gleich Liebesflehen
Süßer Liebe uns zu weihen
Aus arkadischen Schalmeien;
Oder mahnt an Auferstehen
Aus dem Schmettern der Posaunen;
Scherzet mit verliebten Launen
Jetzt auf leichtbetonter Zither;
Stürmet dann wie Ungewitter
In der Andacht heil'gen Chören
Aus den hohlen Orgelröhren;
Bald aus Gläsern, zart geschliffen,
Mit den Fingern leicht begriffen,

Stürzet ein unnennbar Sehnen
Sich durch alle Lebensadern;
Bald mit leisen Geistertönen
Spielend in der Harfe Saiten,
Die mit Zephyr säuselnd streiten,
Schwichtigt sie des Herzens Hadern!

Ehe Künstler noch erstanden,
Die in Zwang und Tact sie banden,
Ward von Wilden sie verstanden,
Zähmte sie den Troglodyten,
Thronte in Nomadenhütten,
Und an unbeschifften Stranden
Konnte kein Kolumbus landen,
Wo er nicht bei Menschenthieren
Ihre Zauber sah regieren.

Ja, Musik heißt jedes Klingen,
Das in fortbewegtem Ringen
In des Menschen Herz kann dringen;
Sei's mit wilden Klapperblechen
Scheuem Zagen Muth zu sprechen,
Sei's aus süßen Zauberflöten
Wilde Sinnengier zu tödten;
Sei's die Zither,
Die ein Gitter
Leis' umklingt in Abendröthen;
Sei's das Zagen
Tiefer Klagen,
Die an düst'ren Sarkophagen
Tiefgeschwellte Töne tragen;
Sei's den Aehren
Nun zu Ehren,

Ein erheiternd Sensenschlagen,
Alles lehrt in sanften Tönen
Uns das Leben hier verschönen;
Alles quillt aus einem Strome
Auf zum heil'gen Himmelsdome.

2.

Mondscheinlust.

Seid gegrüßt im silberblassen,
Freundlich hellen Mondenscheine,
Ruhig große Weltenmassen!
Seid gegrüßt ihr bleichen Haine!
Sei Du Mond auch mir gegrüßt,
Der Du leise
Deiner Kreise
Stiller Wandler bist!
Sei gegrüßt Du Schweigen
Der ermüdeten Natur!
Auch dich, ruhevolle Flur,
Grüß' ich; euch ihr bleichen Steine
Trauriger Ruinen,
Die ihr halb
Bleich und falb
Von dem matten
Mondstrahl seid beschienen,
Halb im grauen,
Dunkeln Schatten,
Finster seid zu schauen.
Tag! nicht deine Sonnen,
Deine Strahlen nicht,
Nicht deine Wonnen,
Nicht dein blendend Licht,
Nicht dein Lärmen

Kann erfüllen
Und erwärmen
Unser Herz und es erheitern:
Denn die Schwüle
Aller Sonnen,
Sie erdrückt;
Abendkühle
Nur erquickt.
Mondesstrahlen
Zahlen
Für des Tages Hitze,
Für die heißen Blitze,
Für die odemschwere
Heiß durchglühte Atmosphäre,
Mit dem süßen, reinen,
Lilienweißen Scheinen
Aus dem holden
Angesichte,
Mit dem Lichte,
Das so golden
Alle Welten überflossen,
Mit den hellen
Sanften Wellen
In die Lüfte hingegossen;
Mit dem Schleier
Hoher Feier,
Den sie ausgebreitet;
Der in's Herz des Lebensmüden
Inn're Ruhe, Seelenfrieden
Sanft ermunternd leitet
Und des Mondes zitternd Blinken,
Wie wir über Berg und Höhen,
Geistern gleich, ihn schreiten sehen,

Scheint vertraulich uns zu winken.
Und magnetisch angezogen
Folgt das Auge dieser Bahn,
Sieht den klaren Aetherbogen
Selbstvergessen sehnend an;
Und Myriaden Sterne schauen
Aus den azurblauen
Auen,
Mit dem lichten Augenschein
In die offene Brust hinein,
Wollen uns mit Buhlerblicken
Herz und Geist und Sinn bestricken.
Aus der spiegelklaren Welle
Naher Teiche
Schaut die bleiche
Mondesstelle,
Wie aus weißem Leichenflor
Selig still hervor!

Wenn verschmolzen alle Massen
In dem blassen,
Wasserreinen
Mondenlicht erscheinen,
Und ein reicher,
Weißer, weicher
Dämmerschleier
Sich gewickelt um die Welt,
Und ein heilig Priesterfeuer
Uns die Schöpfung rings erhellt,
Klopfen alle Pulse freier
Und des Lebens Bürde fällt;
Denn der traute Mondesstrahl
Trinkt hinweg der Erde Qual.

3.

Schwungkraft.

Du, o Bewegung!
Regung des Lebens!
Jegliches Strebens
Erste Erregung!
Du, o Bewegung!
Lenkest die Welten
Von den Millionen
Himmlischen Zelten,
Von den Myriaden
Sonnen-Systemen,
Von den beschwingten
Flammen-Plejaden,
Bis zur Monade,
Die in dem Bade
Niederer Dünste
Leise sich reget;
Bis zum Gespinnste
Kleiner Gewürme
Tief in dem Grase;
Bis zu der Blase
Die auf dem Schemen
Luftig und helle
Flüchtig sich stelle.

Nicht aus den todten
Leblosen Massen,
Nicht aus versteinten
Lava-Gestalten,
Nicht aus den kalten,
Kunstvoll vereinten
Pompeji-Gassen

Springen des Lebens
Luftige Boten,
Die uns umfassen
Mit den bebenden
Flüchtigen Händen,
Die uns in leisen
Schwingenden Kreisen
Locken und ziehen.
Ewig vergebens
Ist das Bemühen,
Uns aus der todten
Glutlosen Kohle
Flamme zu fodern,
Fehlt doch das Lodern,
Inneres Glühen.

Doch auf beschwingter
Flüchtiger Sohle
Nahet der Engel
Thätiger Regung
Mit der Bewegung
Lilienstengel,
Wo uns das Leben
Hüpfend umringet,
Treiben und Weben
Stets sich bedinget;
Wo auf den Spuren
Aller Naturen,
Pulsen und Klopfen,
Schweben und Weilen,
Harren und Eilen;
Wallen und Neigen,
Fallen und Steigen,
Strömen nnd Tropfen,

Kreisen und Rühren
Froh ist zu spüren! —

Auf Dein Begehren,
Hohe Bewegung!
Sendet die Sonne
Strahlende Wonne
Früh auf die Reise;
Schiffen durch Gleise
Rollende Sphären.
Regsam entfaltet
Sichelgestaltet
Luna die Strahlen,
Und der Planeten
Namlose Zahlen
Wandeln die Bahnen,
Die sie betreten,
Auf dein Ermahnen
Ohne Versäumen,
Fort in den Räumen. —

Du nur, Bewegung!
Leihest den Stoffen,
Wo sie getroffen
Werden im Ringe
Seiender Dinge,
Athem und Seele,
Wirken und Walten,
Daß den Gestalten
Innere Schöne
Leblos nicht fehle.
Jegliche Scene
Zeiget von Deinem
Götter-Erscheinen;

Oben am Himmel
Wolkengetümmel;
Unten im Staube
Käfergewimmel;
Hoch in den Lüften
Zugvögel-Heere,
Unten auf Triften
Hüpfende Herde;
Tief in dem Meere
Tausend Korallen,
Muscheln und Rochen
Wimmelnd in Ballen;
Dann in der Erde
Heimlichen Adern
Hämmern und Pochen,
Heilende Quellen
Siedend zu kochen.

Du, o Bewegung!
Du gibst den Keimen
Nächtlich verborgen
Tief in der Erde
Finstern Stellen,
Rüstige Schwingen,
Daß sie sich ringen
Auf zu den Räumen,
Wo sie ein Morgen
Lichtvoller Düfte
Kosend umfanget,
Und sie der Lüfte
Reigen empfanget.
Du giebst den feuchten
Hellen und vollen,
Lieblichen Augen

Leben und Leuchten,
Zündendes Rollen,
Wonniges Saugen
An den so milden
Lebensgebilden;
Daß ihr Genetze
Klar uns ergötze,
Daß uns die Dinge
Alle, im kleinen
Magischen Ringe
Schöner erscheinen
Du nur belebest
Busen voll Feuer,
Schwellest und hebest
Jeglichen Schleier,
Der bald durch Schmerzen
Steiget und wallet,
Und bald im Scherzen
Sinket und wallet;
Du gibst den Tänzen
Rhythmus und Leben,
Wenn uns in Kränzen
Reihen umschweben;
Legest in Formen
Liebliche Normen,
Legest in Glieder
Wellenspiel nieder.

Du, o Bewegung!
Quelle des Lebens!
Jegliches Strebens
Erste Erregung!
Du, o Bewegung!
Halte noch länger

Muthigen Sänger
Hoch auf den Wogen
Schiffender Töne,
Daß ihm das Schöne
Komme gezogen,
Leicht wie ein Weben
Huldig in's Leben!

4.

Wäldernacht.

Nimm mich auf, o begeisternde Nacht des schweigenden Waldes!
Und du, geheiligte Stille! die du dich mächtig gelagert,
Wie die geringelte Schlange um die ruhenden Bäume,
Nimm mich auf, der ich eilends entflohen mit flüchtigem Schritte,
Der beengenden Schwüle des Zimmers, dem Lärm der Gassen,
Der Gesellschaft leerem Gespräch, auch den freundlichen Worten
Der Geliebten. Der wenigen Freunde engerem Kreise
Nun auch entronnen, rett' ich in deine Gewinde,
Ernster Wald! die vom leeren Getändel ermüdete Seele.
Es verlöschen allmälig im ruhig klopfenden Busen
Mir die locker gezeichneten, schwankenden Bilder des Tages,
Das Gewühle von drängenden Formen, das wirre Getöse,
Das im bunten verwirrten Gemische von Farben und Tönen
Mir durch Auge und Ohren in die Tiefe der Seele gedrungen,
Fliehet verscheucht zurück, schon weichet und schwindet es gänzlich,
Und das majestätische Haupt des denkenden Waldes
Siehet mit hohem Ernst mich an, das Herz mir erfüllend
Mit dem geheiligten Schauer überirdischer Ahnung.
Leis' und ernst, wie der schreitende Geist verstorbener Helden,
Geht ein geistiges Wehen durch die lispelnden Zweige,

Kaum verspürbar mir lüpfend die entfesselten Haare.
Hehr und düster schauet die sinnige Bläue des Himmels
Durch verschlungene Aeste mir in das umdunkelte Auge,
Und es entsteigen den ruhigen ebenen Wogen der Seele
Klar die Gedanken, die tief sich im reichen Boden gewurzelt,
Die durch das Toben und Treiben, durch stetes Empören der Wellen
Dunkel geblieben auf der getrübten Fläche des Lebens.
Wie sie nun steigen aus der beschwichtigten Flut des Gemüthes,
Sich entwindend der Tiefe, wie die Göttin der Weisheit,
Leicht und bepanzert, auf einmal springen in's luft'ge Dasein.
Denn es scheuet das Denken, die stirnethronende Gottheit,
Und der Ernst auch scheuet des Marktes lautes Getümmel.
Nicht in die Menge greifen die Götter, ein Haupt sich zu wählen,
Aus der Rotte nicht schafft sich Apoll den kräftigen Heros.
Wie die jungfräuliche Scham verhüllet das erröthende Antlitz,
Wo die Menge sich nahet: so verhüllet der hohe Genius
Sich das Haupt, wo das Gedränge sich treibet.
Wie denn willst du in dir den Geist, den schaffenden finden,
Wenn du dich selbst kaum findest im steten bunten Getümmel?
Ja, es ziehen in Haufen wohl umher der Sperlinge Scharen,
Wie auch der Dohlen und Kraniche geschwätzige Reihen;
Doch die denkende sinnige Eule, das Sinnbild der Weisheit,
Nistet allein in den Ritzen der finstern Berge.
Ungesellig horstet der Aar in nächtlichen Föhren.
Wie in der Erde finsterm Schacht sich emsiglich fördert
Edles Metall, so fördert die schaffende heilige Stille
Das Gedieg'ne, tief erzeugt in der Werkstatt des Denkens.
So sei auch du mir erfreulich, umnachtetes Plätzchen!
Laß mich, o Wald! von deinen düstern Armen umfangen,
Denken und dichten, laß mich singen die sinnige Weise.
Wehe mich an mit deinem ernsten Schauer, Stille des Waldes!

Löse mit deinem Geisterkuß mir die agende Lippe,
Und erschließ' mir des Sanges fröhlich prudelnde Quelle.
Trag auf deinen Schatten mich zur hohen Begeisterung,
Daß ich durch die Oede hauche die Töne der Wehmuth,
Schatten anrufend um Balsam und tröstende Kühle,
Und die Stimmen der Echo zum freundlichen Einklang erwecke.

Was schwindet und was weilet.

Leb wohl, o Jugend! gold'nes, — süßes Leben,
Du Frühroth meiner ersten Rosenlenze,
Leb' wohl, die Töne deiner Feentänze
Ich höre scheidend sie von hinnen beben.

Des Hoffens viel hast du mir einst gegeben,
Doch nun ich steh' an deiner Scheidegränze,
Im Wahn, daß sich zur Frucht die Blüth' ergänze,
Seh' ich wie Wolkenschatten dich entschweben.

Und mit dir geh'n des Lebens frische Farben,
Dir folgt der Ton der zartbezog'nen Saiten,
Die nun, verstimmt, das Herz nicht mehr erweiten;

Das Ernste soll ich klanglos nun erbeuten;
Des Frühlings Blumen, die mir früh erstarben,
Ersetzen durch des Sommers trockne Garben.

Leb' wohl, o Liebe! unbegriff'nes Wesen,
Empfindungsduft, des Herzens stumme Sage,
Leb' wohl! ach, nimmer nützt es, daß ich zage
Aus deinen Blumenfäden mich zu lösen,

Die, ach, so sanft wie Mutterhand gewesen;
Doch löseteſt du nie des Herzens Frage,
Warum kein Herz mit ihm verwandtet schlage,
Und nie konnt' ich an Liebebrust genesen.

Ein ausgebranntes Haus steh' ich im Leben,
Allein, zerfallen, öd' und leer und stille!
Mich drängt kein Wirken, Treiben oder Streben,

Mich regt kein Wunsch und mich bestimmt kein Wille;
Des Daseins Reiz hat sich der Brust entrungen,
Die Liebe, die das Leben mir bedungen.

Leb' wohl, o Ehrgeiz! bunte Eintagsfliege,
Berauschend süßes Gift der Erdengötter.
Leb' wohl! o wähne nicht, du stolzer Spötter,
Daß ich, nach Kampf und schweißgetränktem Siege,

Mit deinen Schauemünzen mich begnüge;
Daß ich verachte Glück und Sonnenwetter,
Damit der eitle Kranz der dürren Blätter
Das glückentlad'ne Haupt mir einst umfliege!

Dem Blitzstrahl nicht, und nicht den Donnerschlägen
Hebt sich erquickt die Saat, das Moos entgegen!
Dem stillen Thau der Nacht, dem leisen Regen

Erschließt, mittheilend süßgeschwellte Fülle,
Das Halmenhaupt, die Knospe ihre Hülle;
Geräusch macht wach, doch glücklich macht die Stille.

Verweile Freundschaft, kummertröstend Fühlen!
Geheiligt Gut; des Herzens schönster Glaube!
Die du allein gefolgt dem Sohn vom Staube,
Als in des Schicksals grausam harten Spielen

Die Götter alle treulos von ihm fielen
Und mild entsteigend deiner Edenlaube
Dich selbst dem Erdenkerker gabst zum Raube,
Des Menschen brennend Auge abzukühlen!

Wie Mutterhände stets das heißgeliebte,
Erkrankte Kind so sanft und liebend hegen;
Die Hände, die nur treue Liebe übte

Es sorgsam weich zu betten und zu legen,
So wolle mir das Herz, das tiefbetrübte,
Die Hand der Freundschaft kräftigen und pflegen.

Verweile Hoffnung! Kind aus Rosendüften
Als Schmetterling durch's Leben hingetragen,
Umfange mich mit wonnigem Behagen
Wie Saitengruß von fernen, fernen Triften;

Wie Liebeslaut von lauen Lenzeslüften
Durch stille Nacht dem Ohre zugetragen,
Die es verkünden mit verschämtem Zagen,
Daß gern mehr uns herüberschifften.

Ich zieh' hinauf an deinem Strahlenbogen,
Den durch des Lebens Wolken du gezogen,
Zum Himmel nie gestörter Seelenwonne,

Ich steh' mit dir in höh'ren Atmosphären;
Das Nied're nur kann Wolkendunst beschweren,
Wer sich recht hoch zu stellen weiß, hat Sonne!

Verweile Dichtkunst! höchste Gottesgabe!
Vergeistigung des Seins! Verschmelz der Seelen!
Wer dich erkennt, wird nie das Schicksal schmälen,
Daß es zu karg bedacht sein Leben habe.

Die ganze Schöpfung reicht ihm Kost und Labe,
Er kann zu Blumen sich und Sternen zählen,

Auf Fluren bald, und bald in Götterſälen
Iſt eig'ner Duft und Klang ihm reiche Habe.

O Tröſterin, die ich in Abendſtunden,
Wenn ich im Schatten ruhumzog'ner Haine
Bewußtlos ſtille Sehnſuchtstropfen weine,

Ganz unverhofft zur Seite mir gefunden;
Fandſt du mich werth, dich einmal nur zu ſehen,
Darf ich mit Recht um dein Verweilen flehen!

An die zukünftige Geliebte.

Ich ahne dich im Klang der Philomele,
O Bild, das wachend ich noch nie gesehen!
Und wie die sanften Töne zu mir wehen,
Entsteigt der tiefbewegten weichen Seele,

In Formen, die ich tief im Busen hehle,
Ein Bild, geschmückt mit allem Reiz der Feen,
Wie ich vom Himmel oft mit heißem Flehen
Begehrt, daß er ein Weib mir anvermähle.

O ich verstehe deine süße Kunde,
Die du durch Nachtigall mir künden lassen!
Da sprichst gewiß in dieser Ahnungsstunde

Die Töne aus, wie sie in's Herz mir passen:
Was geistig ist verwandt auf diesem Runde,
Muß ungekannt sich liebend doch umfassen.

Ich sehe dich in wonnevollen Träumen,
Die schmeichelnd oft das Leben mir verzieren,
Wie Morgens sie dein Bildniß vor mich führen,
Bleibt es mir nah mit liebevollem Säumen;

Und wie sie auch, ein leicht zerfließend Schäumen,
Dein wonnig Leben grausam mir entführen,
Hör' ich nicht auf, dir liebend nachzuspüren,
Und gebe Wesen dir in diesen Räumen.

Was träumend sich dem Geiste hat entrungen,
Sind Töne, die von Innen angeklungen,
Vom äußern Leben dennoch sind bedungen:

Und was dem innern Auge sich gestaltet,
In Wirklichkeit sich dem Gemüth entfaltet,
Das treu und fest an seinem Dasein haltet.

Ich höre dich, wenn mir in Morgenröthen
Aus frischem Grün die nahe Wachtel schlaget;
Und wie sie munter bald, und bald verzaget
Mein Herz erfaßt mit ihrem Zauberflöten,

Ist's bald, als wie in schmerzlich stillen Nöthen
Ein tröstend Wort dem kranken Geist behaget,
Und bald, als ob ein Wehe, mir geklaget,
Mit unbekanntem Leid mich wolle tödten.

Dein Ton ist es, der in die Luft gegossen,
Mit dunklen, nie enträthselten Gewalten
Bezaubernd mir das dunkle Ohr umflossen.

O fest will ich an diesem Ton mich halten,
Bis ich ihn einst in süßen Harmonien
Beflügelt seh von deinen Lippen fliehen.

Ich fühle dich, wenn balsamvolle Weste
Mit Gras und Halmenspitzen kosend spielen,
In vollen Zweigen liebebuhlend wühlen;
Wenn aus dem Grün der sanftbewegten Aeste

Ein Zephyr naht aus seinem Blüthennester,
Um lau und lind die Wangen mir zu kühlen,

Und mit den Blüthen, die ihm zart entfielen,
Mich angeweht zum duft'gen Rosenfeste.

Dann fühle ich dein unsichtbares Nahen
An Lüften, die erquicklich mich umfahen,
Am Säuselgruß, der wonnig mich durchbebet;

Am reichgewürzten Duft, der mich belebet:
An dem Erröthen jetzt, jetzt am Erblassen,
Fühl ich voll Glut dein geistiges Umfassen.

Ich pflege dich, wie in verschloß'ner Schale
Den Perlenstoff die kranke Auster pfleget,
Es ist der Tod und wird doch zart geheget;
Und wie ich auch mit Leben es bezahle,

Daß sich ein Tropfen von dem Liebesmahle
Mit klarem Glanz mir in das Herz geleget;
Ich wart' ihn treu, so lang' er sich beweget,
Ob auch sein Glanz mir sichern Tod nur strahle.

Wem einmal aus des Himmels hohen Hallen
In off'ne Brust der Tropfen ist gefallen,
Ist heimgestellt dem ewigfiechen Sehnen;

Hat er auch in dem heißen Bad der Thränen
Gelindert seinen Herzensdruck gefunden,
Zum heiteren Leben wird er nie gesunden.

Ich glaube dich so innig, wie die Frommen
Das Leben glauben nach der Todesstunde,
Und wie ihr Herz, das tief verletzte, wunde,
Den süßen Trost hat willig angenommen,

Daß sie nach Nacht in ew'ge Helle kommen:
So gibt ein heilig Ahnen mir die Kunde,
Daß noch ein Wesen hier auf diesem Runde
Mit mir von gleicher Sehnsucht sei entglommen.

So komm Geliebte! komm du Unbekannte!
Die ein geheim Gesetz die Meine nannte,
Und ungeseh'n mein Herz mir anvermählte;

O komm Geliebte! stille mein Verlangen,
Beschwichtige des Herzens traurig Bangen;
O komme bald, du geistig Auserwählte!

Nachtfalter.

1.

Wenn ihren Nonnenschleier
Hat ausgehängt die Nacht,
Sitz ich in stiller Feier,
Das Fenster aufgemacht.
Mit Aeuglein voll Schimmer
Schau'n Sterne mild herein,
Und füllen mir das Zimmer
Mit wunderbarem Schein.
Wie lieb ich die Betrachtung
Der schönen, großen Stadt,
Wenn liebliche Umnachtung
Sie leis' umdämmert hat;
Wenn in die breiten Straßen
Der Mond herunterschaut,
Und alle Häusermassen
Mit Silber überthaut.
Da kann ich nicht mehr bleiben
In meiner Zimmergruft,
Ich muß herum mich treiben,
Und schwimmen in der Luft;
Ich wandle so allmälig
Durch's Mondenlicht dahin,
Bis ich ganz herzensselig
An Liebchens Fenster bin;
Da schau' ich in die Höhe,
Das Auge ausgespannt,

Ob ich die Holde sehe,
Die liebend ich erkannt;
Und sende leise Grüße
Hinauf nun durch den Raum,
Daß sie die Holde, Süße,
Umflattern noch im Traum.

2.

Du süße, böse Frühlingsnacht,
Das ist nicht schön von dir,
Daß du in deiner milden Pracht
Nur immer sprichst von ihr!
Daß du mit Liebe Hand in Hand
So in mein Wesen dringst,
Und sie mir so als Contreband'
Bei Nacht und Nebel bringst.

Wenn ich dein klares Sternbild schau,
Fällt mir ihr Auge ein,
So klar und rein und freundlich blau,
Und drinnen Sonnenschein;
Und wenn dein Odem sanft und mild
Das heiße Herz erschließt;
Ist's grad' als wenn ihr süßes Bild
Voll Frieden mich umfließt.

Und wenn ein ferner Schäfersang
Melodisch zieht einher,
Ist's grad, als wenn's ein holder Klang
Von ihren Lippen wär';
Und wenn Aurora zu dir zieht,
Und golden dich umwebt,
Ist's grad', als wenn ihr Augenlid
Sich freundlich zu mir hebt.

Du süße, böse Frühlingsnacht,
Das ist nicht schön von dir,
Daß du in deiner stillen Pracht
Nur immer sprichst von ihr!
Du süße, böse Frühlingsnacht,
Du fliehest schon von hier?
O bleibe doch, du süße Nacht,
Und sprich mir stets von ihr!

3.

Sie ist grausam, sie ist mild;
Grausam ist die süße Schöne,
Milde ist die süße Nacht,
D'rum hab' ich die Klagetöne
Nur der letzten dargebracht.

Sie sind zürnend, sie sind sanft;
Zürnend sind der Holden Blicke,
Sanft sind ew'ge Sterne, mild;
D'rum an diesen mich erquicke,
Wenn von jenen Schmerz mich füllt.

Er ist rosig, er ist bleich,
Rosig ist der Mund der Theuren
Bleich ist Mondes-Silberschein;
D'rum von jenem Purpurfeuer,
Schau ich schnell in Mond hinein.

4.

Ja, Tag ist stets in meiner Brust,
Ja, Tag auch bei der Nacht;
Weil tief in mir in Frühlingslust
Der Liebe Sonne lacht.

Ja wenn der Tag hinuntersteigt,
Und zieht einher der Mond;
Des Herzens Sonne sich erst zeigt
Am Liebeshorizont.

Es schweiget still die leere Welt,
Das Herz allein bleibt laut;
Die Liebe zieht in's Herzenszelt
Wie eine junge Braut.

Es klopft in allen Pulsen mir.
Ich höre jeden Schlag;
Und jeder Schlag spricht nur von ihr,
Das hört ich nicht bei Tag.

Es pocht das Herz, ich ruf': „herein!
„Wer nahet noch so spät?"
Es ist das Bild der Holden mein,
Das ewig mit mir geht.

So Tag ist Tag und Nacht ist Tag,
Wenn Liebe in uns lebt;
O Holde, Heißgeliebte, sag'
Ob Sonne dich umwebt?

Denn Licht ist wo dein Zauber weilt,
Und Licht, wenn man dich denkt;
Die Sonne hat sich wohl zertheilt
Und halb sich dir geschenkt.

5.

Du böses Weib, du böse Nacht,
Das ist von dir nicht brav,
Hast deinen Mann nicht mitgebracht,
Den lieben, frommen Schlaf!

Was schleichst du denn, du böses Weib,
Allein in mein Gemach,
Und meinst, ich bleib' zum Zeitvertreib
Wohl immer bei dir wach?

Ist denn dein Mann auch allzumal
So recht ein Modemann,
Daß er sein liebes Eh'gemahl
So leicht verlassen kann?

Ich lieb' dich nicht, wenn du allein,
Verführerisch erscheinst,
Ich lieb' dich nicht, wenn du voll Schein
Den Schlummer mir verneinst.

Ein Herz, das liebt, ein froh Gemüth,
Wird reich von dir beschenkt,
Weil es bei Nacht im Geiste sieht,
Woran bei Tag' es denkt;

Doch wem das Herz zerrissen hat
Erinnerung und Qual,
Der wird noch mehr des Kummers satt
An deinem bleichen Strahl.

D'rum flieh' von mir, du Buhlerin,
Dem Glücklichen geneigt,
Der dir des Tages Lustgewinn
In trauter Stille zeigt.

Mein Herz ist öde, leer die Brust,
Ich weiß von keinem Glück;
Du bist ein Weib, du liebst die Lust,
So fleuch von mir zurück!

Silhouette.

Ihre Locken.

Laßt mich los, ihr Ringelschlangen,
Goldne Schlangen, zart und hold,
Traurig ist es sein gefangen,
Wär' der Kerker auch aus Gold.

Wie sie um die Brust sich ringeln,
Tausend Schlangen groß und klein,
Wie sie nach dem Herzen züngeln,
Mit dem Häkchen, gelb und fein.

Wie sie ineinander wühlen,
Diese lose Schmeichelbrut,
Wie sie auch so freundlich spielen,
Dürsten sie nach Herzensblut.

Und nun gar nach Dichterherzen!
Dichterblut ist gar so süß!
Lieblich schmollen, lieblich scherzen;
Dichter können das und dies.

Nun, so nehmt mich denn gefangen!
Wehrt sich je ein Menschensohn?
Nehmt mich hin, ihr gold'nen Schlangen,
Ewig eu'r Laokoon!

Ihre Stirne.

Will sich Schnee zusammenwölben,
Daß er wird zu Elfenbein,
Diesen Locken dort, den gelben,
Weiße Brücke nun zu sein?
Daß sie hin und wieder wallen
Auf dem runden Bogensprung,
Und in süßer Huldigung
Ihm zur Seite niederfallen?

Ist das Elfenbein zergangen,
Daß es wird dem Schnee zugleich?
Daß die bösen, seid'nen Schlangen
Ruhen auf dem Kissen weich?
Ist's ein Schwan, der sanft und sittig,
Wie aus einem gold'nen Teich,
Aus dem gold'nen Lockenreich
Hebt den silberweißen Fittig?

Ist es Schaum, der Fluth enthoben,
Die am Lilienstrand sich bricht,
Und geschickt hineingewoben
Von des Mondhofs Silberlicht?
Nein, es ist ein Silberspiegel;
Auf der Fläche, rein und klar,
Prüfen, kreisend wie ein Aar,
Die Gedanken ihre Flügel!

Ihre Augen.

Augen, Augen, Bösewichter!
Augen, Augen, Taubenpaar!
Quälet ewig euren Dichter,
Macht ihn selig immerdar.

Jetzund seid ihr Gluthverprasser,
Sprühend Sonnenlicht,
Schwimmet jetzt im Himmelswasser,
Daß das Herz mir bricht.

Wundermaler, ihr selbander
Malet einen Gegenstand,
Habt ihn magisch miteinander
Immer doppelt hingebannt;
Daß es nimmer zu entscheiden,
Wer das eine Bild gemalt,
Weil aus jedem von den beiden
Stets des andern Farbe strahlt!

Augen, Augen, Wunderschwestern!
Habt einander nie betrübt,
Wollt einander gar nicht lästern,
Wenn ihr zwei doch Einen liebt!
Führet selbsten allerwegen,
Eine ihn der andern zu;
Will nur Eine Liebe pflegen,
Drückt ein Aug' die Andre zu.

Augen, Augen, wilde Neger!
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Seid ihr wahre Zauberjäger,
Was ihr zielt, wird euch zu Theil.
Wollt ihr auch den Sänger jagen?
Glaubt ihr, daß ihm Muth gebricht?
Klagen wird er, bitter klagen,
Doch entfliehen, fliehen nicht.

Laßt uns also Frieden brauchen,
Augen thut mirs offen kund,

Will in's schwarze Meer mich tauchen,
Eine Perle liegt im Grund;
Und dies Kleinod zu ergründen,
Tauch' ich muthig niederwärts,
Und der Sucher wird es finden;
In den Augen liegt das Herz!

Ihre Wangen.

Roth und weiße Ros' zusammen,
Standen in dem Blumenbeet,
Die gestickt mit Sonnenflammen,
Die vom Mondlicht angeweht.

Und es lacht die Lustentflammte
Jedes Auge schwellend an;
Doch dem weißen Liliensammte
Sind die Herzen zugethan.

Und es lockt die rothe Sonne
Mit des Lichtes buntem Kreis;
Doch wir knien bei der Nonne,
In dem Schleier keusch und weiß.

Und es lockt die gluthenreiche
Jede Lippe an zum Kuß;
Doch da nickt die weiße, weiche,
Daß man sie umhalsen muß.

Und es drang mit bittern Tönen
Auf zum Schöpfer Flora's Ruf,
Ihre Kinder zu versöhnen,
Er nun, Holde! dich erschuf

Und auf deinen Blumenwangen,
Zart und mild, und weich, und warm,
Sind versöhnt sie aufgegangen,
Liegen sich im Schwesterarm.

Und verschämt im Liebgekose
Flieht und fängt sich hier das Paar,
Und es flammt die rothe Rose
Auf dem weißen Schneealtar!

Ihre Lippen.

Rosen? nicht Rosen seid ihr zu vergleichen
Weil an Rosen doch ein Dorn noch sticht;
Auch Corallen müssen diesen Lippen weichen,
Denn Corallen bergen Perlen nicht.

Purpur? kann denn Purpur süße Laute sprechen?
Blut? o Blut lad't nicht zu Küssen ein!
Und Rubin? wie will ein Stein es sich erfrechen,
Dieser weichen Wärme gleich zu sein?

Wenn ihr also Rosen nicht, und nicht Corallen,
Purpur nicht, nicht Blut und nicht Rubin,
Müßt als einzig ihr im Reich der Schönheit wallen,
Gleiches findet nimmer euch mein Sinn.

Wollt ihr länger mit dem Liebeswort noch säumen,
Das sich wiegt auf eurem weichen Thron?
Ich seh' euch erglühn den ersten Kuß schon träumen,
Halb erwacht ahnt ihn die Knospe schon!

Die Schöpfung der Frauenaugen.

Ein milder Schimmer schwebt an Ostens Aether,
Nicht Röthe ist's, doch ist's ein Colorit,
Wie Wangenlicht der Jungfrau als Verräther
Vor dem Erröthen noch in's Antlitz tritt;
So kündete der milde Schein, daß später
Der Morgen kommt mit seinem Flammenschritt;
Und ob die Nacht allein auch will verweilen,
Ihr Himmelbett muß mit dem Licht sie theilen.

Und in der umgestürzten blauen Schaale,
In welcher Tag und Nacht sich noch umfing,
Da schwamm im stillen, feierlichen Strahle
Ein Sternbild, wie ein ferner goldner Ring,
Das sah den Thau, der tief im Blumenthale
Als Wasserstern am Blatt der Rose hing,
Und schickt, mit hohn- und stachelvoller Rede,
Dem Tropfen seinen gelben Strahl zur Fehde:

„Was flimmerst du, du kleiner Strahlenaffe
Von Farben eines andern Lichts erhellt?
Nicht fremdes Feuer ist es, das ich schaffe,
Denn glut- und strahlenvoll ist meine Welt;
Ich bin es, die als strahlende Agraffe
Zusamm' des Himmels blauen Mantel hält.
Mir zu Gefährten muß man Sonnen reichen,
Doch jeder Dunst schafft tausend deines Gleichen!"

Der Tropfen spricht: „Wohl magst du ewig glänzen
Am Himmel hoch, im nie erstorb'nen Schein;
Den Himmel will die Rose mir ergänzen,
Der Rose kann und will ich Sternbild sein;
Bescheid'nes Wünschen schließt in engen Grenzen,
Im kleinen Raum so Stern, als Himmel ein.
Du magst das All erhellen und beleben,
Ich bin beglückt der Einen Lust zu geben!"

Das Sternbild spricht: „Wie kurz nur währt dein Blinken
Du kurzer Gegenkaiser meiner Pracht,
Des Tages Strahl wird deine Farben trinken,
Und du erlisch'st in nie gewes'ner Nacht,
Die Strahlenkrone wird vom Haupt dir sinken,
Das Diadem aus Wasserglas gemacht,
Die Rose wird und du mit ihr vergehen,
Ich werde stets mich um die Sonne drehen!"

Der Tropfen spricht: „Ob Ros', ob Sonne man begleitet,
Ist man Gefolg' doch nur, gering und schlecht,
Wer nicht durch selbst geschaff'ne Wege schreitet,
In seinem Purpur bleibet er doch Knecht;
Von Sonne du, von Rose ich geleitet,
Geziemt uns nicht der Herrschaft stolzes Recht;
Doch du darfst den Gebieter nicht berühren,
Der meine gönnt's mir, seinen Kuß zu spüren!"

Das Sternbild spricht: „So küsset die Libelle
Die Flut, die sie sogleich verschlingt,
Sie rinnt hinab mit ihrer Grabeswelle,
Der nimmermehr die Wiederkehr gelingt;
Doch ich erfülle stets mit Licht die Stelle,
Die mich am Himmel ewig wieder bringt;
Denn ew'ges Licht ist meines Daseins Hebel,
Doch dich bedingt ein weggehauchter Nebel!

Der Tropfen spricht: „Geschmückt bist du zu schmücken,
Als Nadel nur des Himmels üpp'ge Brust,
Die sie ansteckt die Nacht-Welt zu beglücken,
Dem Wesenall zu Lieb' nicht dir zur Lust;
Als Schatz nur soll ich die Ros' beglücken,
Als Schmuck ist sie sich meiner nicht bewußt,
Du bist Juwel im Anzug Ihrer Liebden,
Ich Liebesthrän' im Auge der Geliebten!"

Das Sternbild spricht: „Nicht Leben hat die Pflanze,
Die Rose heißt, weil sie im Grase steht;
Der lebt allein, der selbst im Sternenkranze
Ein glänzend Bild durch lichte Sphären geht.
Die Welt schmückt sich, der Fürst mit meinem Glanze,
Nach mir das Weltmeer seine Schiffe dreht,
Dich suchet Niemand in dem Blatt der Rose,
Du Scheinfürst in dem niedern Reich der Moose."

Der Tropfen spricht: „Zu dir mag Ehrsucht senden,
Und Ehrgeiz auch den Blick, die suchen Schein;
Zu mir wird sich das Herz der Liebe wenden,
Dem Kuß, der Sehnsucht werd' ich Leben sein;
Der heißen Wange werd' ich Kühlung spenden,
Versöhnend schließ' ich Glut und Fluthen ein;
Als Mittler zwischen Glanz und milden Wonnen
Bin ich dem Schooß des Aethers keusch entronnen."

Das Sternbild spricht: „Wohl stiehlest du Auroren,
Im Blatt versteckt, ein schnell verlöschend Licht,
Du stirbst jedoch durch sie, die dich geboren,
Vergehst, wenn sie dir zeigt ihr Angesicht."
Der Tropfen spricht: „So süß und auserkoren
Als solcher Tod, ist tausend Leben nicht,
Du lebst um fern der Sonne stets zu scheinen,
Ich sterb' der Ros' auf ewig mich zu einen."

So stritten sie, das Sternbild hoch verwogen,
Der Tropfen Thau mit leiser Gegenred',
Da zog am hochgewölbten Lazurbogen
Der Tag herauf in seiner Majestät,
Am tiefen Saum der Blumenthale zogen
Die Wolken hin, von seinem Hauch verweht,
Und eine Wunderschöpfung, glanzumwoben,
Hat aus dem Meer der Nebel sich erhoben.

Und wie zum Lenztag eine Schäferstunde,
So lag im Rosenkelch der Tropfen da,
Es webte sich auf seinem zarten Grunde
Des Tages Reiz und seine Gloria;
Der Tropfen ward zum Stern im Rosenmunde
Wie Rose man den Stern am Himmel sah,
Da eilt ein Gott, ihr Licht schnell zu versöhnen,
Sie küssen sich, — so ward das Aug' der Schönen!

So strahlt es auch, wie eine schöne Dichtung,
Die ewig neu im reinen Lichte lebt,
Ein Sternbild glänzt in die versiegter Richtung,
Wenn sich der Wimpern Nacht vom Auge hebt;
Schickt es zum Himmel wehmuthsvoll die Richtung,
So ist's ein Thau, in dem das Sternbild bebt;
Die Sonne selbst kann nie was Schön'res schauen,
Als Thau und Stern im Auge schöner Frauen.

Tenzone.

Sprich, was kann dich mehr entzücken:
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken,
Dunkle Brauen, schwarzes Haar?
Oder bringt dir mehr Gefahr
Blauer Augen Himmelsbogen,
Blonder Locken gold'nes Wogen?

— — —

Mit den schwarzen Locken, die um
Einen Schwanenhals sich bogen,
Rangen um den Preis der Schönheit
Blonder Locken gold'nes Wogen;

Dort aus schwarzen Feueraugen
Amors Pfeile fernhin flogen,
Hier, der Sitz geschwätz'ger Schalkheit,
Blauer Augen Himmelsbogen.

Paris, fäll' ein zweites Urtheil,
Wähl' und mach' es offenbar:
Welche Göttin ist die schön're,
Oder bringt dir mehr Gefahr?

Hier das blondgelockte Köpfchen,
Blick so mild, und Aeuglein klar,
Dort des Südens stolze Kön'gin,
Dunkle Brauen, schwarzes Haar?

Wär' ich Paris, traun, ich würde
Dort des Südens Frucht mir pflücken,
Geist und Phantasie verräth ein
Schwarzes Aug' mit Feuerblicken;

Geist und Phantasie, die hohen
Reize, die auf ewig schmücken,
Dazu jugendliche Schönheit,
Sprich was kann dich mehr entzücken?

Schwarzes Aug' ist Bild der Nacht,
Und die Nacht ist menschenfeindlich;
Blaues Auge lebt und lacht,
Wie der Morgenhimmel, freundlich.

Schwarzes Aug' ist Farbentod,
Tödten will's, nicht Liebe theilen;
Blaues Aug' nur schalkhaft droht,
Es verletzt nur um zu heilen.

Schwarzes Aug' ist Tyrannei,
Herrschen will es, und nicht minnen;
Blaues Aug' ist Liebestreu,
Und nur Treue will's gewinnen.

Schwarzes Haar ist Rabenhaar,
Herzen stiehlt's nur zum Ergötzen;
Blondes Haar wird blank und baar
Herz für Herz dir stets ersetzen.

Schwarzes Haar ist lodernd Blut,
Und was lodert, stirbt geschwinde;
Blondes Haar ist Mondesglut,
Ewig leuchtet es gelinde.

Schwarzes Haar ist Eisenring,
Kann wohl fesseln, doch nicht binden:
Blondes Haar ist goldne Schling',
Der sich Niemand mag entwinden.

Blaues Aug' nur du allein
Bist mir Licht und Stern und Sonne;
Blondes Haar, dein goldner Schein
Ist mir Trost und Lust und Wonne!

D'rum konnt' ich die Stunde lang
Ach! nach ihr allein nur sehen;
Wohl ward mir, und doch so bang',
Herz wie ist dir denn geschehen?

Die rechte Zeit.

Der Morgen naht in süßer Farbenmischung,
Es siegt das Licht im frühen Dämmerstreit,
Da strömt ein neues Leben voll Erfrischung
In unsre Brust, sie athmet weit.
Den milden Schein, den rosigen, zu trinken,
Entringt mein Liebchen sich dem Schlaf,
Vergebens will die Wimper niedersinken,
Als das geöffnet' Aug' den Liebsten traf.
Den Liebsten kann sie nicht, das Licht nicht missen.
Es schlägt das Herz in hoher Freudigkeit;
Gewiß, der Morgen ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Der Mittag naht, ich rett' aus seiner Schwüle,
Mich eilends in das schattende Gemach,
Da sitzt die Liebste in des Zimmers Kühle,
Der Wärme gibt sie und der Liebe nach.
Verstohlen durch des Fensters Vorhangs Seide
Belauschet uns ein heller Sonnenblick,
Daß ich auch diesen losen Zeugen meide,
Zieh' ich in's ferne Sopha sie zurück.
Da lehnt sie matt auf kühlen Seidenkissen,
Umfängt mich leicht im leichten Sommerkleid;
Gewiß der Mittag ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Der Abend naht; wie seine Schatten locken!
Komm Liebste, komm hinaus in's Thal,

Getrieben wird, wie leichte Wolkenschatten
Zu Bette nun der letzte Sonnenstrahl.
Zu Ende ist des Tages lau es Treiben,
Zur Stille läd't die Geißblattlaube ein;
Im Lärmen wird die Liebe still stets bleiben,
Doch in der Stille wird sie lauter sein;
Kaum darf der Liebsten Aug' es wissen,
Wie Lieb' und Scham so reizend sich entzweit,
Gewiß, der Abend ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Die Nacht, sie naht, und mit ihr die Erhörung,
Denn Finsterniß spricht Liebenden das Wort;
Gesichert vor des Tages bitt'rer Störung,
Empfängt sie mich am unverwahrten Ort.
Es sucht der Mund den Mund, und ihn zu finden,
Leiht mir ihr Aug', den milden Zauberschein;
Es ist ein Flieh'n, ein Nah'n und ein Entwinden,
Und selbst das Sträuben spricht: „Ich will'ge ein."
Die Hände sind der Redekunst beflissen,
Im sanften Druck spricht Liebesdeutlichkeit,
Gewiß, die Nacht, sie ist die rechte Zeit,
Die rechte Zeit zu lieben und zu küssen!

Der Liebe Lust und Weh.

Ist es Lust in meinem Herzen?
Ist es Weh, was mich erfüllt?
Ist es Lust, wie kann es schmerzen?
Ist es Weh, wie ist's so mild?
Ist denn Lust und Weh' so sehr vereinigt,
Daß der Schmerz mich labt, die Lust mich peinigt?

Ist es Glut in meinen Thränen?
Ist es Thau im Augenkreis?
Ist es Glut, wie kühlt's das Sehnen?
Ist es Thau wie brennt's so heiß?
Ist denn Glut und Thau zusamm' gesetzet,
Daß die Glut mich kühlt, der Thau mich ätzet?

Ist es Trost in meinem Sange?
Ist es Leid in meinem Lied?
Ist es Trost, wie tönt's so bange?
Ist es Leid, wie bringt es Fried'?
Ist denn Trost und Leid in Eins gefüget,
Daß der Trost mich trübt, das Leid mir g'nüget?

Ist es Tag in meiner Seele?
Ist es Nacht, was mich umgrenzt?
Ist es Tag, und Sonne fehle?
Ist es Nacht, und Hoffnung glänzt?
Ist denn Tag und Nacht so sehr verschwistert,
Daß die Nacht mir scheint, der Tag mich düstert?

Luſt und Weh, und Glut und Fluten,
Leid und Tröſtung, Tag und Nacht,
Wie ſie nie vereint noch ruhten,
Einet ſich der Liebe Macht;
Eins mit ſich, und doch von ſich geſchieden
Fühlt man ewig ſich in Krieg und Frieden!

Und ſo leb' ich, will ich leben,
Ewig ſtill und aufgeregt.
Widerſtreben, hin mich geben,
Ruhend jetzt, und jetzt bewegt!
Knecht der Lieb' und Herr doch auf der Leier,
Meiner Herrin Sclav', mir ſelbſt ein Freier!

Das Schauspiel im Schauspiel.

Das Schauspiel hatte endlich nun begonnen,
Und was sie spielten, sie nannten es ein Stück;
Die Flitterhelden, die Theaterſonnen,
Sie traten ein und zogen ſich zurück;
Der leere Schall war mir im Ohr zerronnen,
Dem weſenloſen Schein entfloh mein Blick,
Der bunte Staat und die geſchminkten Wangen,
Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen.

Sie konnten Aug' und Sinn mir nicht befangen,
Weil ſich ein neues Schauſpiel dar mir ſtellt,
Ein Frauenbild mit zartgefärbten Wangen;
So tritt das erſte Roth aus Oſtens Zelt!
Und als der Wimpervorhang aufgegangen,
Von ihrem Aug', war eine neue Welt
Voll Wahrheit, Licht, Gefühl und Glanz und Leben,
Dem froherſtaunten Auge preisgegeben.

Dem froherſtaunten Auge preisgegeben
Ward nun ein Schauſpiel voller Poeſie,
Mit Körper ſchien ſich Dichtung zu verweben,
Verwirklicht ſchien die Fabel der Magie.
In Formen, die der Hüllenhaft entſtreben,
Liegt zaubervoll die Macht der Harmonie,
Ein Maientag ſchien durch das Haus zu tagen,
Als ſie das Auge freundlich aufgeſchlagen.

Als sie das Auge freundlich aufgeschlagen,
Erbebte tief mein süßerschrocknes Herz
Sie anzublicken konnt' ich nimmer wagen
Doch blieb mein Blick auch nirgend anderwärts.
Gespalten so in Wagen und in Zagen,
Empfand Behagen ich an diesem Schmerz,
So hatt' ich sie zu schauen Muth gefunden,
Begierig selbst mich tiefer zu verwunden.

Begierig selbst mich tiefer zu verwunden,
Sah' unverwandt ich ihr in's Angesicht
So hat ihr Blick mich einmal aufgefunden,
Und in mein Wesen schoß ein Strom von Licht;
Doch was er sprach, ich konnt' es nicht erkunden,
Noch sinn' ich nach und seh' die Deutung nicht,
Noch sinn' ich nach und kann es nicht ersinnen,
Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.

Ob aus dem Blick war Hoffnung zu gewinnen.
Sprich Himmel ja, sonst spricht die Hölle nein!
Doch auch das Zweifeln ist schon ein Beginnen
Der Seligkeit, gewiß geliebt zu sein.
So will ich stets und ewig d'rüber sinnen,
Aus Tag und Nacht mir weben einen Schein,
Und diesen Schein, den ich mir selbst gewoben,
Will meiner Liebe bräutlich ihr verloben.

Abend-Vision.

Die letzte Glut war schon in mildem Schein zerronnen,
Die Dämm'rung hielt, ein Wimper zart und weich,
Das Aug' der Abendwelt mit seid'nem Flor umsponnen;
Der Mond allein, dem guten Wächter gleich,
Er sieht nur halb und leicht, was loses wird ersonnen,
In Amor's und in Hesper's Zauberreich,
Und Liebe, Baum und Blatt, aus Licht und Schwüle,
Tritt neuerfrischt in's Reich des Dunkels und der Kühle.

Ich lag dahin gestreckt in diesen Dämmerungen,
Die Blumen spielten um der Locken Saum,
Mich hielt ein waches Träumen zauberisch umschlungen,
Ich hörte, sah, doch wie? ich weiß es kaum.
Ein Glockenspiel war rings umher das All erklungen,
Mir sprach die Luft, die Blüthe und der Baum,
Ich hörte, kaum weiß ich dies Hören mir zu deuten,
Den Lorbeer und die Ros' bei meinem Haupt sich streiten.

Der Lorbeer spricht: „Nicht nur des Schwertes scharfem Hauen
Ergiebt gefangen sich mein edler Ast,
Wohl gerne mag ich grünbekränzet den auch schauen,
Der mit des Sanges weichem Stahl mich faßt,
Der mich gewinnt, wie das zarte Herz der Frauen,
Das sich ergiebt der süßen Lieder Last;
So will ich denn auch ihn mit meinen reichen Zweigen
Umfahn, als Reif des Ruhms ob seinem Haupt mich neigen."

Die Rose spricht: „Wohl mag dem Reis das Haupt schön zieren,
Das, glückentladen, jeden Schmuck entbehrt;
Doch wird es freundlich auch das volle Herz ihm rühren,
Das Herz, das nur ein gleiches Herz begehrt?
Der Ruhm ist Glanz, und Glanz will es nicht führen,
Weil Glanz des Lebens stilles Glück versehrt;
Die Liebe nur, die lebt von Tönen und von Düften,
Vermag allein dem Sänger dauernd Glück zu stiften."

Der Lorbeer spricht: „Die Liebe kann wohl Seelen g'nügen,
Die sich gefallen in sich selbst allein;
Der kühne Adler wird der Sonne zu stets fliegen,
Ihn labet nicht des Mondes weicher Schein.
Die Liebe mag als Ring sich um das Leben schmiegen,
Der Ruhm jedoch ist d'rein der Edelstein,
Er geht voran die Bahn hier auf der Erden,
Um ebenbürtig dem Erhabensten zu werden!"

Die Rose spricht: „Der Gletscher auch sieht hoch, es wogen
Des Lichtes Wellen um sein Haupt mit Lust;
Doch uns scheint nur sein Glanz, er selber ist betrogen,
Nicht ist er selbst der Strahlen sich bewußt;
Die lauen Weste, mildeathmend hergezogen,
Durchwärmen nicht die eisumzog'ne Brust,
Die Herzen nur allein, die Liebe nicht verscheuchten,
Vermögen es zug'eich, zu wärmen und zu leuchten!"

Es hatten Beide eine Weile so gestritten,
Was wohl des Sängers Leben mehr beglückt,
Als doch die Rose, schmollend halb und halb mit Bitten,
Dem Haupt des Halberwachten näher rückt;

Und auch der Lorbeer, der das letzte Wort gelitten
Das ihm die Rose sprach, versöhnend nickt,
Und beide nahen, um vereint mit ihren Gaben
Des Sängers Herz und Sinn zu heil'gen und zu laben.

Doch wie sie so versöhnt sich zu einander neigen
Ob meinem Haupte, frei, den Lüften bloß,
Da sah ich plötzlich eine Todtenblume steigen
Aus dem bemoosten, feuchten Erdenschooß;
Und wie auch Ros' und Lorbeer ängstlich aus ihr beugen,
Sie werden nicht des gelben Hauptes los,
Das fahl und matt, mit leidenhaftem Hauptesnicken
Dazwischen schwankt, wenn sie zum Kranz die Blätter
schicken.

Frühlingsweihe.

Dein Bräutigam kommt wieder,
Natur, o holde Braut!
Und hat von Eis das Mieder
Der frosterstarrten Glieder
Vom Busen Dir gethaut.

Er kommt, die Flatterlocken
Voll Rosen eingestreut,
Aus tausend Blumenglocken
Und Blümchenschnee und Flocken
Gestickt sein Hochzeitskleid!

Gefang'ne Gräser stricken
Die grünen Aermchen los;
Der Kräuter Spitzen blicken,
Wie schelmisch Kindernicken
Aus Mutter Erde Schooß.

Es schwillt in dunkler Stille
— Ein süßer Zukunftstraum —
Die blattgedrängte Fülle
Der grünumnetzten Hülle
Am knospenreichen Baum.

Es legen Flur und Auen
Ihr Jägerkleid nun aus,
Die Blüthenäuglein schauen,

Verschämt wie junge Frauen,
Halb aus dem Beet heraus.

Nun schwebt gleich Morgenröthen
Ein rosig Leben her;
Als ob es Klang der Flöten,
Als ob es das Erröthen
Auf Mädchens Antlitz wär!

Füllt uns mit neuem Fühlen,
Macht uns zum heitern Kind,
Daß wir mit Blumen spielen,
Daß wir in Steinchen wühlen
Wo klar ein Bächlein rinnt.

Daß unser Aug' sich heitert,
Wenn es von Thränen trüb';
Daß sich die Brust erweitert,
Und jedes Weh' sich läu'ert,
So uns im Herzen blieb.

Da zieht ein freundlich Tagen
Durch Dichters off'ne Brust;
Er mag nicht fürder zagen,
Die Lieder anzuschlagen,
Der er sich froh bewußt.

Er schlägt zu Gottes Ruhme
Die fromme Harfe an;
Ihm ist ja jede Blume
In Gottes Heiligthume
Ein heil'ger Priestermann!

Den Weihrauch soll ihm liefern
Die Lilie silberweiß;
Aus tausend Blumenchiffern

Weiß Eins er zu entziffern:
„Dem Schöpfer Ruhm und Preis!“

D'rum rauscht in höh'ren Bogen
Der Liebe reiner Klang;
In vollgeschwellten Wogen
Kommt Laut nach Laut gezogen,
Sein Denken wird Gesang!

D'rum zieht in hellen Tönen
Durch alle Welt sein Lied,
Weil ihm in Lieb und Sehnen,
In Andacht und im Schönen,
Ein ew'ger Frühling blüht.

Wanderlieder.

1.

Umfange freundlich meiner Saiten Weise,
Erhab'nes, ewig klares Lichtgezelt!
Ich schau' empor zu dir, du tiefe Bläue,
Hoch ausgespannt zum Dache dieser Welt;
Ich schau' empor und les' in deiner Klarheit
Des Schöpfers Dasein und der Bibel Wahrheit.

An dir verstummt die Frechheit jedes Spottes,
Gewährbrief einer schöpferischen Macht!
Geschrieben mit den Sternenlettern Gottes,
Herab zu leuchten durch des Zweifels Nacht!
Ein Brief, an dessen unermess'nen Grenzen
Als ew'ge Siegel Mond und Sonne glänzen!

Dir weihe ich die schwachen Sängerlaute,
Die ich der Muse sittsam abgelauscht;
Was die Natur den Saiten anvertraute,
Es sei in Wort und Ton jetzt umgetauscht;
Es steig' empor und künde als Verräther,
Was ich gefühlt, dem hochgewölbten Aether!

2.

Der Wand'rer schaut zum Himmelsbogen,
Das Auge sehnend ausgespannt,
Den Wolken die vorüber zogen,
Folgt hoffend er von Land zu Land,

Und ohn' Ermatten, ohn' Ermüden,
Vorwärts stets von Ort zu Ort,
Nach Norden bald, und bald nach Süden
Zieht magisch ihn das blaue Dort;
Und ist es dort, so ist das Blau zerronnen,
Zur Heimat zieht's, wo er zu sein begonnen.

Es buhlt das Meer, die Wellen locken;
Liebäugelnd winkt der Ocean.
Von drüben tönen helle Glocken,
Dem Räthsel gleich zieht Jenseits an;
Wir schiffen hin, die Brust voll Sehnen,
Die Küste naht, des Schmucks entblößt,
Viel dumpfer klingt das Glockentönen,
Das Räthsel, ach! es ist gelöst!
Der Duft entfloh, der Schimmer ist zergangen,
Zur Heimat zieht's, ein seliges Verlangen!

O Heimat, Friedhof guter Herzen!
Des Daseins heil'ge Sakristei!
Du Panacee der herben Schmerzen!
Du Freudenquell, stets frisch und neu!
Gespielin unser'er Flügeljahre!
Du Amme unser'er Lust und Freud'!
Begleite treu uns einst zur Bahre,
Hüll' du uns ein in's Sterbekleid!
Nimm du uns auf, wenn wir hinüber wallen,
Zur Heimat dort, in deine kühlen Hallen!

3.

Da sitz ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
Wo freundlich weiß der Abendstrahl
Mir in das Antlitz schaut.

Da friedet sich mein wilder Sinn,
Und Trost mein Herz gewinnt,
Wenn ich so denke, was ich bin,
Und was viel Andre sind.

Ich schwimme frisch im Lebensstrom
Und segle wacker aus,
Den ganzen großen Gottesdom
Betracht' ich als mein Haus.

Denn Raum und Blatt und Stern und Blum'
Und Frauenangesicht,
Das alles ist mein Heiligthum,
Mein eigen im Gedicht.

Und wem die Brust nicht Lieder rauscht,
Dem kann das nicht geschehen,
Wer nie den eig'nen Sang belauscht,
Der wird das nicht verstehen.

Den setzet Gott nur so bei'm Zoll
Der schönen Schöpfung ein,
Daß viel bei ihm vorüber soll,
Doch nichts zu eigen sein.

Der Sänger nur spannt aus sein Lied,
Ein Netz um alle Welt,
Daß Alles, was vorüber zieh
In seine Schlingen fällt.

So webt die Töne allzumal
Aus Mondschein er, und Duft,
Und haucht sie über Berg und Thal,
In stahlgetränkte Luft.

So spinn' ich auch aus Nacht und Leid
Mir, liebesinnend, Lust,
Wenn mir in trauter Einsamkeit
Von Tönen schwillt die Brust.

Klingt herzzerreißend auch der Schall,
Bringt's Trost mir doch anitzt,
Denn auch das Lied der Nachtigall
Die kleine Brust zerritzt.

Doch weiß sie sich noch liederreich,
Singt gern die Brust sich wund,
Denn Liederschmerz ist süß und weich,
Und Liederweh gesund.

So sitz' ich hier im grünen Thal,
Von Blüthen überbaut,
In Lust zerfließt des Sehnens Qual,
Wird Liederleben laut.

4.

Empfange mich, Du großer Bau,
Du Gotteshaus: Natur!
Du ew'ge Kuppel, hoch und blau,
Du Tempelweg der Flur!

Du Wald, der Schöpfung Sakristei!
Du heil'ger Bergaltar!
An Deinem Fuß bringt fromm und frei
Das Thal Dir Weihrauch dar.

So steh' ich hier, erquickt und frisch,
Und schau' hinein in's Land,
Das pranget reich, ein Weihnachttisch,
Beschеert von Gottes Hand!

Und Berg an Berg, gleich Mann an Mann,
Die halten Wacht und Wehr,
Daß schwüle Luft nicht hierher kann
Von drüben, heiß und schwer!

Sie heben hoch das freie Haupt,
Um den der frische Wald,
Von Blättern dicht und vollbelaubt,
Gleich reichen Locken wallt.

Ihr Nacken, frisches Felsenmark
Hat sich noch nie gen.igt.
Wie auch der Sturm, wohl wild und stark,
Im finstern Droh'n sich zeigt.

Die Schultern keck und frei und nackt!
In hohler Hand ein See!
Die Rippen steil und felsgezackt,
Zur Leiter in die Höh'.

So grüß' ich Dich, Du Land voll Kraft,
Das solche Berge zeugt,
Das Männer sich, wie Berge, schafft,
An freier Luft gesäugt.

So grüß' ich Tag Dich, junger Held!
Gewappnet rings mit Licht,
Der dort aus Ostens Purpurzelt
In gold'ner Rüstung bricht.

Und so, wie dort die Dämmerung
Entfliehend rückwärts schaut,
Erröthet hier in Huldigung
Die Erde, Deine Braut!

5.

Da steh' ich hier in Gottes Dom,
Was kann der Mensch mir thun?
Die Luft ist mein, ein freier Strom!
Der Schatten mein d'rin auszuruh'n.

Der Himmel mein, und mein sein Blau,
Und mein der Sonne Licht,
Und mein ist ringsum, was ich schau',
Die Schöpfung: ein Gedicht!

Und mein der Wesen Lüftebad,
Das frisch vom Berge fließt,
Und mein das lichte Sternenrad,
Das Nachts mich freundlich grüßt.

Und mein das Lied der Nachtigall,
Und mein des Waldes Chor,
Und mein des Thales Widerhall,
Und mein der Wolke Flor.

Und mein ist ein gesundes Lied
Das aus dem Herzen quillt,
Indeß der Schwächling angstbemüht
Ein heiser Verschen schrillt.

Und mein ist auch mein eigen Ich,
Das ich noch nie verlor,
Wie sich auch alles fürchterlich
Dagegen wohl verschwor!

Und mein ist auch des Wollens Kraft,
Um keinen Druck mir feil,
D'rum bürg' ich auch in Leidenschaft
Dir, Seele! für dein Heil.

Thema und Variationen.

Auch die stummste Liebe dichtet,
Lieb' ist ewig Poesie,
Wehe, wer sie lieblos richtet,
Er erkennt sie ewig nie!

J. R. Wyß.

Fraget nicht, warum ich schweige,
Wenn das Auge Liebe thaut,
Wie sich stumm der Mund auch zeige,
Ist die Brust doch liederlaut;
Liederchen ganz zart gesichtet,
Lieben laute Reden nicht,
Doch mein Liebchen weiß und spricht:
„Auch die stummste Liebe dichtet!"

Will es euch nur anvertrauen,
Lieben, Dichten sind nicht zwei;
Läßt den Bogen Amor schauen,
Fügt Apoll die Saiten bei;
Will der Pfeil das Herz gewinnen,
Fehlt der Klang der Saiten nie,
Dichten ist ein ewig Minnen,
„Lieb' ist ewig Poesie."

Liebe! Dichtung! Zwillingsthränen,
Die das Blatt des Herzens weint,
Wenn ein stilles, süßes Sehnen,
Wie ein Frühroth uns erscheint;
Beide sind verletzt, vernichtet,

Wenn man unzart sie verkennt,
Wehe, wer sie spottend nennt,
„Wehe, wer sie lieblos richtet!"

Wer, sein Lieben zu verschönen,
Nicht des Liedes Zauber pflegt,
Wer in seinen Liedertönen
Nicht ein heimlich Lieben hegt,
Der kennt nicht ihr himmlisch Walten,
Und die selige Magie
Die vereinet sie entfalten,
„Er erkennt sie ewig nie!"

Thema.

O, sehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen fühlen.

Schiller.

Variation.

O, sehnend, Herz, ergötze Dich nicht mehr
Im wachen Traum ihr süßes Bild zu pflegen,
Die Muschel auch im spiegelhellen Meer,
Sie sehnt dem einz'gen Tropfen sich entgegen;
Zur Perle wird der kleine Tropfen sehr,
Und in ihr muß sie ihren Tod nur hegen; *)
Darum an Träumen süß, doch lebenleer,
„O, sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr."

*) Bekanntlich ist die Perle eine Krankheit, welche die Muschel tödtet.

„Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen"
Gefällt der sehnsuchtsvollen Dichterbrust;
Den Wahn umfasset sie mit ihrem Fühlen,
Und Schein wie Wirklichkeit wird ihr zur Lust;
Ihr blüht der Preis von ihrem schönen Zielen,
Des Strebens Weh' ist sie sich nicht bewußt;
Sie sucht, um heißen Sehnsuchtsbrand zu kühlen,
„Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen."

„Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,"
Die wesenlosen Bilder sind zerronnen;
Die Theu're selbst kömmt liebend nicht daher,
Das Leben bringt nicht solche ew'ge Wonnen;
Der Wahn nur bringt ein Götterglück mir her,
Ein Weh durchzücket wach mich und besonnen,
Erwacht seh' keinen Zauberhimmel mehr,
„Der Arm, der sie umfassen will, ist leer."

„Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen,"
Sie lebend zu umfassen fordert meine Kraft;
Sie selbst in heißer Minne zu erzielen,
Entstreben alle Geister ihrer Haft,
Im lieberfüllten Herzen beben, wühlen
Die süßen Gifte reiner Leidenschaft,
Ihr Wesen soll mit meinem Wesen fühlen,
„Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen!"

Thema.

Locken haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Göthe (westöstl. Divan)

Variation.

Locken, glatt und weich und seiden,
Wollt ihr Herz und Sinn verlangen?
Nun wohlan! mit allen beiden
„Locken haltet mich gefangen."

Diese Kette abzufeilen
Wäre Strafe des Gerichts,
Nur in ihnen kann ich weilen
„In dem Kreise des Gesichts."

Soll ich stets in Fesseln leben
In der Nähe ihrer Wangen,
Will ich selbst die Hände geben
„Euch geliebten braunen Schlangen."

Mich vertheid'gen? mich erretten?
Wort und Ausred'? mir gebrichts!
Wohl verdient sind meine Ketten,
„Zu erwidern hab' ich nichts!"

Blumensymbolik.

Das Bild der Lieb': die Rose,
Stand glühend in dem Moose
Des Gartens, aufgeblüht;
Und jeder, der es sieht,
Der möchte mit Entzücken
Die glühende wohl pflücken;
Es buhlen Blumen auch
Um ihren süßen Hauch,
Doch keine kann das Sinnen
Der glühenden gewinnen.
Nicht fern von ihr im Raum
Ergrünt ein Lorbeerbaum,
Der liebend, voller Neigung
Die herrliche Verzweigung
Zur Rose niederschickt.
Die Ros', die das erblickt,
Läßt ihre Blätter schwellen,
Um ihm sich zu gesellen;
Und wie sich glühend faßt'
Das Liebespaar umfaßt,
Und innig sich umschließt
Die Todesblume sprießt
Empor schnell zu den Beiden,
Und will es nimmer leiden,
Daß Lorbeer nun und Ros'
Beglückend liebend los';

Und schicket stets dasselbe
Verhaßte Haupt, das gelbe,
Um feindlich es zu wehren,
Wenn sich die beiden nähern,

So trennt nur Tod die Triebe
Des Ruhmes und der Liebe.

Humoristische
Seifenblasen.

Die Sonnenfinsterniß und meine Nasenspitze.

Wenn die Damen mit der Sonne ein Vielliebchen essen würden, sie gewännen es nie, denn die Sonne steht regelmäßig um einige Stunden früher auf, und ruft ihnen das „guten Morgen, Vielliebchen!“ gewöhnlich noch in's Bett hinein.

Ob aber das weibliche Geschlecht heute, da es sich darum handelte zu sehen, wie eine glänzende Person verdunkelt wird, nicht doch früher aufstand, um dieses beliebte Schauspiel mit anzusehen, will ich dahin gestellt sein lassen.

Ich und die Sonne stiegen fast zu gleicher Zeit empor; sie am Horizonte, ich auf dem Petersthurm. Eine liebenswürdige Einladung zu Frühstück und Sonnenfinsterniß und geistreichen Bewunderinnen der erhabenen Naturschauspiele machte mir die Mühseligkeit, 266 Stufen emporzuklimmen, federleicht, und rasch, wie die meisten leeren Köpfe, stieg ich von Stufe zu Stufe immer höher, bis ich einen so hohen Posten einnahm, daß ich die Nase in die Wolken tauchte und die Menschen alle tief unter mir erblickte!

Die verehrungswürdigen Einladerinnen, zuvorkommend wie immer, waren mir auch hier zuvorge-

kommen, und waren schon im Begriff, sich gegenseitig die Finsterniß einleuchtend zu machen, als ich wie ein kleiner kartesianischer Teufel, mit dem Kopfe voran, in die Höhe emporstieg. Das ist eine seltene Carriere, mit dem Kopf vorwärts zu gehen und dennoch empor zu kommen! Auf den Höhen ist es kühl und wetterwendisch! Ich knöpfte mir meinen anmuthigen grünen gemüths-blauen Oberrock bis an das Kinn hinauf zu, daß ich aussah wie ein Faszikel Polizeiacten; der redliche und freundliche Thürmer gab mir eine weiße Schlafmütze, die ich auf das Gerngel meiner blonden losen Locken setzte und tief über die Ohren herabzog; wie tief ich sie ziehen mußte, kann sich der Leser leicht denken. Ich sah aus wie die Schneekoppe; es ist schade, daß mich nicht viele meiner reizenden Leserinnen in diesem Augenblicke sahen, ich hätte furchtbare Niederlagen angerichtet, so hinreißend sah ich aus; indessen trifft sich das, zum Glücke der weiblichen Welt, nur immer wenn Sonnenfinsterniß ist!

Wir beschäftigten uns sogleich mit der Farbenlehre; wir machten einige Gläser schwarz und einige Tassen Caffee weiß. Endlich um 5 Uhr 42 Minuten fing die Finsterniß an sichtbar zu werden. Ach, hier könnte ich sentimental werden, und wenn es mir einfällt werde ich's! warum sollte ich's nicht? Es ist nicht alle Tage Sonnenfinsterniß, nicht einmal unter Don Miguel! Ich ergreife also die Gelegenheit und werde sentimental; schwache Leser können hier aussteigen,

indessen ein Bischen zu Fuße gehen und weiter unten wieder einsteigen. Leserinnen aber, die eine blaue Gemüthlichkeit und eine rosenrothe Phantasie lieben, können sitzen bleiben, wie das ohnehin bei den Gemüthlichen zu geschehen pflegt; also, sentimental! Fürchten Sie sich nicht, meine holden Leserinnen, wenn ich sentimental bin, bin ich der beste Kerl von der Welt, ein ganz herziger, inniger, tieffühlender Mensch, und ich begreife mit Ihnen nicht, wie so ein boshafter böser Bösewicht, der alle schlechten Schauspieler schlecht findet, wie so ein Rinaldini u. s. w. auf der andern Seite, so tief empfinden, so gemüthreich sein kann! Ja, meine holde Leserin, es ist unbegreiflich! Ein Mensch, der schlechte Comödianten haßt, und Kinder und Blumen liebt! Unerhört, ein Spiel der Natur! Sehen Sie, holde Leserin, wie ich mich in die Sentimentalität hineinschwinge, und Sie selbst mit hineinverwickle, ohne daß Sie es bemerken? „Ein Spiel der Natur!" Hier spiele ich mit meiner Phantasie in die Natur hinein, das ist so die Natur meiner Phantasie! Da stehe ich oben und unter mir liegt der Spieltisch der Natur, mit seiner grünen Decke; unten tief ist's noch dunkel, die sind noch im Hombrespiel; aber hier oben spielen die farbigen Wolken rouge et noir, hellroth und schwarz treiben die kleinen Gewölke sich am Himmel herum und flattern wie Lichtlöscher um die Sonne. Die Sonne aber zieht wie ein feuriger Montgolfier immer höher empor,

und streut die goldenen Strahlen wie Krönungsmünzen hernieder auf die Erde, daß sie wie im Musivgolde erglänzt; und die Wolken theilen sich und stehen auf beiden Seiten, mit allen Farben geschmückt, mit bunten Flatterbändern und glühenden Säumen, und lassen die strahlende Königin durchziehen und stürzen sich durch einander tummelnd nach ihr hin und walzen fröhlich vor und neben ihr den herrlichen Himmelssaal hinab. Da senkte sich der Mond wie eine Staarlinse in das herrliche, strahlende Sonnenauge, und die Wolkenwimpern um dieses große, helle Weltenauge zuckten dunkler zusammen, und unten überflorte sich das Antlitz der eben erst erwachten Erde, wie ein trauriges Kind, wenn das liebende Auge der Mutter sich schließt; und das Grün der Bäume und der Triften lag wie unter einer Silbergaze, und ein mattes Licht umwogte die Häuser wie Gruftlampen die Leichensteine umspielen; die Sonne aber zog mit halbverdunkeltem Auge ihre Bahn fort, und schiffte bald wie ein Kahn in die blaue Fluth, bald wie eine Sichel bahnte sie sich den Weg durch die vollen körnerschweren Wolken, bald wie ein Juwelen-Diadem lüftete sie das mit langen Locken im Horizonte hinunterflatternde goldlockige Gewölk, und funkelte ihr Juwelenwasser durch den durchgebrochenen Spitzenschleier dieses Gewölkes heraus, und in tausend und tausend Façetten und flammenden Wassertropfen spielte ihr Feuer herum auf dem vielfach

gefärbten Ringhimmel; und die fernen Berge lagen wie zum Anbeten kniend ringsum, und die Bäume tief unten schienen die frommen Häupter im stillen Gebete flüsternd niederzubeugen, und der im Westen sich niedersenkende Horizont neigte sich regnerisch wie leise nachweinend zur Erde, um sie liebend tröstend zu umfassen, und — und — und — und — — — — — — — Und da kam ich mit der gefärbten Glasscheibe zu nahe an meine breitwillige Nase und die blaue Sentimentalität war weg und dafür ein schwarzer Fleck auf dem italienischen Dache meiner Nase! Meine liebenswürdigen Gefährtinnen lachten über diese vereinigte Sonnen- und Nasenfinsterniß. Ich aber machte ihnen begreiflich, daß ich nun gewiß nicht naseweiß sein werde, und da meine Nase nicht im epigrammatischen spitzigen Style geschrieben ist, sondern flach wie die Münchener Journalistik, so ein schwarzer Punkt da nicht auf die Spitze gestellt ist. Da man nicht einmal in Bezug auf meine Nase sagen kann, ich habe etwas Hervorstechendes im Gesichte, so wird meine schwarze Nasenspitze gewiß niemand in die Augen stechen! So geht es, meine holde Leserinnen, wenn man die Flecken an andern glänzenden Gestalten aufsucht, und die Gläser dazu schwarz färbt, so muß man sich zuletzt selbst an die Nase greifen, um sie vom Nutze des Lebens zu befreien! Ach, wie eine schöne Moral, etwas schwarz aber faßlich! Der Leser sieht, wie eine Tausendsasa ich bin; von der Sonne

springe ich auf die Plateform meiner Nase, von meiner Nase mache ich einen Sprung zu meinen holden Leserinnen, und, wenn ich nicht als ein ganz leichtes Wesen in der Luft hängen bleibe, so kann jede holde Leserin alle Augenblicke meine Ankunft erwarten; wenn ich nur wüßte, wie ich ankomme!

Aehnlichkeit und Unterschied.

In der Galanteriesprache nennt man den Liebhaber: „Chapeau," also Hut; in wiefern recht fertigt die Sache die Benennung? Was haben Hüte und Liebhaber Aehnliches und wie unterscheiden sie sich?

Vor allem scheinen Hüte und Liebhaber darin ähnlich zu sein, daß sie aus Hasenbälgen bestehen; doch sind sie darin verschieden, daß man den Hut bloß für den Kopf nimmt, bei dem Liebhaber hingegen zieht man den Kopf fast gar nicht zu Rathe. — Der Hut und die Liebhaber sind auch darin gleich, daß sie von den Damen um so mehr geliebt werden, je mehr Federn sie haben: allein sie unterscheiden sich darin, daß man den Hut anzieht, wenn die Sonne scheint, den Liebhaber aber anzieht, wenn die Sonne untergeht. — Der Hut und der Liebhaber sind darin ähnlich, daß sie wasserdicht sein müssen, jener bei Regen- und dieser bei Thränenwasser; sie sind aber darin verschieden, daß der Hut vom Regen in's Trockene, der Liebhaber aber oft vom Regen in die Traufe kömmt. — Der Hut und der Liebhaber sind darin ähnlich, daß der Mittelstand nur einen hat und

denselben schont, die höheren Stände deren aber viele haben und schonungslos mit ihnen umgehen; sie sind aber darin verschieden, daß man die Hüte gerne hat, wenn sie recht fest sind, die Liebhaber aber desto mehr liebt, je loser sie sind. — Doch ist die Aehnlichkeit größer als der Unterschied; Hüte und Liebhaber gehen oft von der gnädigen Frau an das Kammermädchen über; Hüte und Liebhaber werden oft in Gesellschaften vertauscht; Hüte und Liebhaber fliegen oft bei dem ersten Windstoß leicht davon; Hüte und Liebhaber bestehen oft nur aus Katzenhaaren; Hüte und Liebhaber haben einen besonderen Reiz, so lange sie neu sind; werden sie alt, so ist es aus mit ihnen; u. s. w., u. s. w. Es ist also entschieden vortrefflich, daß der Liebhaber Chapeau heißt; die Ehemänner haben daher nichts sehnlicher zu wünschen, als daß ihre Frauen stets — Chapeaulos gehen mögen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu gestehen, daß ich mir eine Kenntniß des weiblichen Geschlechtes, aus ihrer Art die Hüte zu tragen, zu eigen gemacht habe, die ich „Hutographie" nenne. Ein kleines Hütchen, locker auf das Haupt gesetzt und etwas schief, verräth mir ein schalkhaftes Gemüth; ein großer Hut mit breiten Rändern, in die Stirne gedrückt und rückwärts gen Himmel gekehrt, zeugt von Eigensinn und Trotz; ein schmalgerändertes Hütchen, etwas quer auf's rechte Ohr gestellt, zeigt von Empfänglichkeit und etwas Liebessinn; ein großer Hut mit tiefem Kopf,

aus der Stirne gerückt, läßt mich ein geniales Gemüth, eine Fehde-Dame, ahnen, u. s. w. Selbst in der Art, das Band am Hute unter das Kinn zu binden, liegt eine Charakteristik des schönen Geschlechts, und jeder Bänderzug ist mir wie ihr eigener Namenszug, aus dem ich manchen Zug ihres Lebens entziffern könnte.

Ich, ein Sechs-Wöchner;

oder:

Sechswöchentliche Gefängnißstrafe als Folge von „ungeheurer Ironie."

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und wär' er im Neuthurm geboren!"
Schiller.

Man soll sich kein Sprichwort machen: ich hatte ein Sprichwort: „Ungeheu're Ironie!" Es ist so zu sagen auch ein deutsches Sprichwort geworden, alle deutsche Zeitschriften bedienen sich dessen, aber keiner ist noch darüber zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt worden, als ich.

Ich würde weit entfernt sein, den Grund meiner Haft zu veröffentlichen, und es ist nicht Trotz oder Hohn, die ich hasse: allein in unserer Zeit, wo so viel Demagogismus und Hochverrathsstoff in der Luft liegt, könnte es meinen vielgeliebten Feinden einfallen, zu glauben oder glauben zu machen, ich hätte politischer Vergehung halber, diese Strafe zu erleiden, und dafür will ich mich feierlich verwahrt wissen. Ohnehin

hat es einem Münchner Correspondenten im „Schwäbischen Merkur“ schon gefallen, albern zu sagen: „Ich werde auf Requisition des preußischen Hofes eingesperrt.“

Ich bin nach der Ehre, ein politischer Verbrecher oder Vergeher zu sein, ganz und gar nicht lüstern und ich gestehe, daß ich für alle Ehrenbecher der Rhein-Kreiser Ladendiener nicht eine Minute meiner persönlichen Freiheit hingeben möchte.

In diesem Augenblicke aber, wo in einem Theile Deutschlands die hochverrätherischen Umtriebe fast für legitim erklärt und revolutionäre Reden und umwälzerische Intentionen öffentlich für unschuldige Dinge proclamirt worden sind; in diesem Momente, wo man fast gerichtlich Aufwiegler und Revolutionärs frei und heilig spricht, in diesem Momente bildet es einen komisch-tragischen Contrast, einen ungeheuren-Ironie-Contrast, weshalb ein unschuldiger Schriftsteller von einem andern Gerichte zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt wird; also, man höre:

Und es begab sich im Jahre 1828, im Monate Mai in Berlin, daß Dlle. Sonntag auf der königlichen Bühne spielte. Darauf begab es sich, daß ich (M. G. Saphir) ein Lobgedicht auf besagte Dlle. Sonntag in meinem dazumal von mir redigirten „Berliner Courier“ Nr. 330 machte, welches folgendermaßen lautete:

An Dlle. Sonntag.

„Um daß die Anmuth sich der Muse paare,
Nahst du dich mit dem Reize der Chariten,
Gewinnst die Seele mit der Schönheit Blüthen,
Erringend zu der Anmuth auch das Wahre;
Holdselig zeigst du uns das ewig Klare,
Ein schönes Bild verbunden uns zu bieten,
Und vor Gemeinem stets uns zu behüten,
Reichst du die Kunst uns dar, die wunderbare.

Im schönen Hause ist es schön erklungen,
Ringsum verbreitest du dein Zauberwalten,
O mög' es tief aus deiner Brust gedrungen,
Nur zu dem Hohen, Höchsten sich gestalten,
In einem Kranze schwesterlich verschlungen,
Ein Künstlerleben stets sich dir entfalten!"

Ganz Berlin war glücklich, daß der Saphir einmal die Sonntag auch belobgedichtet hat! Berlin und ich, wir schliefen sanft auf unserm Bewußtsein, allein

„Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten,
Und die Polizei schreitet schnell!"

An einem schönen Morgen wurde ich vor die Polizei gerufen und mir angedeutet, wenn ich mich noch einmal unterstehe, ein solches Lobgedicht zu machen, so werde ich peinlichst bestraft werden, denn das Gedicht sei ein Censurverbrechen. Die Polizei hatte nämlich herausgefunden, daß die Anfangsbuchstaben dieses Gedichtes: „Ungeheur' Ironie" bedeuten. Ueberdies sollte mir noch meine Censur verschärft werden.

Ich wollte eine Erklärung zu Protokoll geben, allein der Assessor Herr Petersen wollte meine Erklärung nicht zu Protokoll nehmen und sagte: „Man hätte auf der Polizei nichts zu erklären!"

„Erkläret mir Graf Oerindur
Diesen Zwiespalt der Natur!"

Ich ging nach Hause und schrieb einen Brief an die Polizeibehörde, in welchem ich mich gegen die mir gemachte Eröffnung verwahrte, indem eine Komödiantin nicht über die ungeheuere Ironie erhaben sei; ein Akrostichon unmöglich ein Censurverbrechen genannt werden kann, indem kein Gesetz existirt, welches gebietet, ein Dichter müsse dem Censor sagen: „Das ist ein Akrostichon." Was die Androhungen des Einsperrens u. s. w. beträfe, hätte ich mir, da mir die protokollarische Entgegnung untersagt wurde, eben so gut gefallen lassen müssen, anzuhören, „daß ich bei der Wiederholung einer solchen That geköpft werde." Ich schloß mit den Worten: „Die offene Sprache möge einem hochlöblichen Polizei-Präsidium beweisen, welche unendliche Hochachtung ich für deren Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe habe und zeichne ꝛc."

In Folge dieses Briefes machte die Polizei eine fiskalische Untersuchung gegen mich anhängig und nach sechs Jahren lautet das Endurtheil des Apellations-Senates des Kammergerichtes in seinen wesentlichsten Punkten wie folgt:

„Denunziant Saphir hat die Censur-Behörde inducirt, einem Gedichte das Imprimatur zu ertheilen, welches ein Pasquill involvirt, „denn für eine Sängerin kann wohl nichts kränkender sein, als wenn sie in dem Contexte eines Gedichtes aus allen Prädicamenten gelobt wird, durch die Anfangsbuchstaben jeder Zeile, wenn sie zusammengelesen werden, aber ausgedrückt ist, daß die Lobeserhebungen im Contexte eine ungeheure Ironie sein sollen." „Wenn er in seiner Vorstellung an das kön. Polizei-Präsidium sagt: „Er könne den Verweis nicht als genossen ansehen, er habe eben so geduldig anhören müssen, daß er geköpft werde" „die offene Sprache" u. s. w., so kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß diese Aeußerungen in Gemäßheit §. 539, Art. 20, Th. 2, des allgemeinen Landrechtes für Injurien gehalten werden müssen, und nach 578 ibid. für schwere Injurien ꝛc."

Ich bin also von Rechtswegen wegen ungeheurer Ironie zu sechswöchentlicher Haft verurtheilt, woraus für Männiglich so manches zu erlernen ist. Erstens, daß es eine große Injurie ist, wenn man eine Schauspielerin kränkt! Zweitens, daß man nicht zu allen Polizeien sagen darf: daß man Hochachtung für ihre Hochherzigkeit und Gerechtigkeitsliebe habe, indem solches gerichtlich als ungeheure Ironie verurtheilt wird.

Nun lieber Leser, weißt du, welch' ein Verbrecher ich bin! Ich habe eine Schauspielerin gekränkt

und einer Polizei Hochherzigkeit zugemuthet; nein, ein Verbrecher bin ich demnach nicht, aber ein Narr, und die Narren verdienen, daß man sie einsperrt. In meinem Arrest aber schreib' ich 30 Gedichte an Dlle. Sonntag und alle mit den Anfangsbuchstaben: „Ungeheure Ironie!"

Lebe wohl, lieber Leser, und freue dich nicht zu sehr auf mein Eingesperrtsein; denn ich könnte aus „ungeheurer Ironie" doch nichts für den Bazar schreiben.

Literarische Kameraderie,

oder:

Etwas über das gegenseitige Lobhudeln schlechter Autoren und mittelmäßiger Talente.

Die Erbärmlichkeit ist nie erbärmlicher, als wenn sie die Feder führt, und die Feder ist nie fader, als wenn sie der Erbärmlichkeit das Wort führt, Das Erbärmlichste aller Erbärmlichkeiten ist die gegenseitige Lobhudelei, die unter den talentlosen Schriftstellern Deutschlands stattfindet. Daß aber nur die entschiedene Talentlosigkeit einer Actie zu dieser wechselseitigen Lob-Assecuranz bedarf, liegt in der Sache selbst. Nur ein schwaches, unbedeutendes Talent bedarf der lobenden Schwimmkissen, um in dem großen Ocean der Lesewelt sich obenauf erhalten zu können; nur eine lahme Muse bedarf der freundschaftlichen kritischen Krücken, um auf dem Büchermarkte mit Anstand herumhinken zu können, und nur die farblose und lederne Schriftstellerei muß sich von recensirenden Vettern und Basen mit Lobsalm anstreichen und pomadiren lassen. Ein tüchtiges Talent, ein durchgrei-

fender Geist, eine ausgezeichnete Muse bedarf keiner kritischen Gevatterschaften und Muhmenschaften. Nur bodenlose, haltlose Mittelmäßigkeit, die schreibende Oberflächlichkeit, das schale Alltägliche, kurz die Dutzendschreiber, die Schriftlöhner und Ellenverfasser können wie alle Schwächlinge nur durch gegenseitigen Halt und wechselwirkende Versicherung ihrer Producte, ihren Apropos-geburten die Dauer des Augenblicks geben. Der mittelmäßige Autor A. sagt zum mittelmäßigen Autor B.: „Lobe mich in der Zeitschrift C., dafür lobe ich dich in der Zeitschrift D.“ Darauf lauft der mittelmäßige Autor B. und erzählt in der Zeitschrift C., wie er in der Zeitschrift D. gelobt wurde, und der mittelmäßige Autor A. erzählt wieder in der Zeitschrift F., wie er in der Zeitung C. gelobt worden ist. Nun kömmt ein dritter mittelmäßiger Autor G. und sagt:

„Es sei gewährt mir die Bitte,
In eurem Lobhudel der Dritte!“

Nun geht die gegenseitige Einbalsamirung ihrer literarischen Leichen erst recht von statten, sie loben sich hinüber, herüber, übers Kreuz, über die Quere, in Prosa, in Versen, tituliren sich Kophta, Dalai Lama, Nabob und Mufti. Sie stempeln sich gegenseitig zu großen Talenten, eminenten Geistern, zu Genie's, Shakespeare's, zu Schillers, zu Göthe's; das Lächerlichste an der Sache ist, daß sie es zuletzt selbst vergessen, daß sie sich selbst loben und sich am Ende

wirklich für Göthe, Walter Scott u. s. w. halten. Diese geistlosen und mittelmäßigen Scribenten kommen mir vor wie ein Paar Bettler, die mit einander ausmachen, sie wollen sich gegenseitig nur mit entblößtem Haupte und nur mit dem Tittel: „Sire, Eure Majestät! Kaiserliche Hoheit!" anreden. Ein echtes Talent, ein Mann, dem die Weihe des Geistes angeboren, dem der Genius wahrhaft lächelt, der das leuchtende Feuermal der Geweihten mit auf die Leserwelt bringt, verschmäht die kleinliche Umtreiberei dieser literarischen Bandkrämer, die Innung dieser faden Lobzünftler. Erhaben über den gemeinen Verkehr dieser Kameraderie, der Wahrheit allein opfernd, sieht er mit mitleidigem Lächeln auf ein Treiben herab, welches die Wahrheit schändet, die Heiligkeit der Muse entweiht, durch Lug und gleißnerischen Prunk die Aechtheit des Talentes verfälscht, und das wie die Falschmünzerei werth- und gehaltlose Rechen- und Schaupfenninge als gediegenes Gold in Umlauf bringen möchte. Allein ein jedes Werk bringt sein Schicksal unwiderruflich mit an's Licht des Tages und an das Licht der Wahrheit. Vergebens laufen unbedeutende Talente schaarenweise Arm in Arm durch die Zeilengassen der Journale und rufen sich gegenseitig zu großen Geistern aus; vergebens schneiden sie im Angesichte des Publicums vornehme Fratzen und reißen erhabene Gesichter und laufen auf bombastischen Stelzen; das vernünftige, gebildete Publicum hat einen Instinct des Urtheils

und dieser trügt nicht, und das schlaffe Machwerk sinkt unter und die unbedeutenden Talente werden vom Publicum gehörig gewürdigt und wenn sie sich auch in ganzen Fronten demselben präsentiren. Dohlen und Gänse ziehen in Schaaren heran, und decken sich gegenseitig den trägen, schwerflügigen Flügel, aber allein kreist der Adler in dem Aether, und selbstkräftig theilt sein starker Fittig die blaufluthende Luftwelle. Der Schaden aber, welcher der Kunst und der Literatur durch Lobhudelei zugefügt wird ist nicht zu ermessen. Den unbefangenen Bemerker ergreift ein Ekel und ein Widerwille gegen das Treiben der Literatur, die Mittelmäßigkeit dünkt sich groß, das Flache glaubt sich erhaben und die Arroganz überwuchert waldmäßig das kleine Bäumchen der Muse. Nur das Bewußtsein der Schwäche und der Nichtigkeit fürchtet den Tadel. Nur die geistige Ohnmacht ringt nach dem Riechfläschchen des Lobes.

Mögen sich die schlechten Scribenten also immerhin anonym und pseudonym gegenseitig mit dem Rauchfaß unter die Nase fahren, das Publicum hat eine Nase, die durch Rauch und Qualm sehr wohl zu unterscheiden weiß, ob hinter dem Rauch wirkliches Feuer oder bloß Stoppelflamme ist! Dixi et salvavi.

Die Emancipation der Esel.

Welchen Einfluß die Ochsen auf die Gesammt-Menschheit haben, ist längst bekannt; nicht nur die Lebendigen, sondern auch die Todten; wenn oft der Geist der lebenden Ochsen beträchtlich auf das Volk einwirkt, so geht von den todten Ochsen wenigstens das Fleisch in Saft und Blut des Volkes über. Bis jetzt war es aber nur dem Hornvieh oder Rindvieh gegönnt, an die menschliche Tafel gezogen zu werden, an den vornehmsten Tischen fand man Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein; aber die edlere Race der Pferde wurde von dem Herde und von dem Tische der Menschen intolerant verstoßen. Dem Siege der Freiheit unserer Zeit bleibt es vorbehalten, die Pferde den Ochsen vor dem Gesetze gleich zu stellen. In der sächsischen Kammer brachte ein Abgeordneter den Antrag vor, daß man Pferdefleisch auf gesetzlichem Wege verzehren dürfe.

Wenn dieser pferdefreundliche Vorschlag durchgeht, so ist für das materielle Wohl der Völker ein großer Schritt geschehen! Es werden von nun an nicht mehr die Ochsen allein sein, die uns das Maul stopfen werden! Die Preßfreiheit ist eine wahre Bagatelle

gegen den Segen des gesetzlichen Pferdefleischessens. Den Schlächtern und den Köchen öffnet sich eine neue Laufbahn, die Kochbücher werden bereichert und der ganze Pferdehandel bekömmt einen neuen Umschwung.

Der Leipziger Meßcatalog wird dicker werden. Für die Dichter entsteht der Nutzen, daß sie ihren Pegasus, wenn er gar nichts taugt, gesetzlich schlachten und sein Fleisch essen dürfen. Der Geist der Zeit läßt sich nicht dämmern. Das Licht bricht sich seine Bahn, die Aufklärung siegt, das ist Gesetz der Vernunft; wenn wir heute durch das Recht der Freiheit die Pferde den Ochsen gleichgestellt sehen, so bleibt die menschliche praktische Vernunft nicht dabei stehen, und bald dürfen auch die Esel ihrer Emancipation entgegensehen, und das um so mehr, als die Esel wenig Feinde zu haben pflegen. Warum soll bloß das Pferd sein Fleisch gesetzlich essen lassen dürfen, warum nicht auch der Esel? Ich fühle etwas in mir, welches mich hinreißt, die Esel zu vertreten. Versammelt euch um mich, ihr mögt nun vierfüßig oder zweifüßig sein, ihr mögt lesen und schreiben können oder nicht, mir sind alle Esel gleich, ich will eure Sache führen. Ich habe große Hoffnung für euch, denn ihr findet in der Gesellschaft viel heimliches Mitgefühl!

Warum soll man das Eselsfleisch nicht auch auf gesetzlichem Wege essen dürfen? Glaubt man etwa, das Fleisch der Esel sei schädlich? O thörichter

Unglaube! Man besuche nur fleißig die menschlichen Gesellschaften und man wird sich überzeugen, wie viel Esel ein gesunder Mensch vertragen kann! Die zartesten und schwächlichsten Damen müssen oft an einem Abend sechs junge und sechs alte Esel verdauen! Und nun sind das gewöhnlich doch nur rohe Esel, man denke sich erst einen marinirten oder eingemachten Esel! Welch ein Leckerbissen muß ein eingemachter Esel sein, wenn schon die ausgemachten Esel so köstlich sind! Wenn man anhört, welch ein Geschrei die Esel in der Welt machen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wie vortrefflich muß ein Esel-Lungenbraten schmecken! Kälberfüße müssen eine wahre Abgeschmacktheit sein gegen junge Eselsfüße; denn man weiß, daß die Esel am besten Fuß zu gewinnen wissen! Das Höchste aber, was die Gastronomie erfinden könnte, wäre eine Esel-Leber-Pastete! Die Esel haben unstreitig die gesündeste Leber, denn sie sprechen nie von der Leber weg, und wenn sie auch viel nach Carlsbad gehen, so ist das mehr Luxus als medicinische Nothwendigkeit. Durch seine Esel-Leber-Pasteten allein könnte Deutschland dem benachbarten Straßburg den Rang ablaufen. Jede Nation hat ihre Esel, aber gründliche Esel hat nur der Deutsche, die Gründlichkeit aber hat ihren Sitz in der Leber, das sieht man an den deutschen Grundgelehrten, sie leiden alle an der Leber; je härter die Leber, desto gründlicher ihre Gelehrsamkeit. Die Function der Leber ist die Gallen-

Absonderung, Esel aber haben gar keine Galle, welch herrliche Leber muß das sein!

Man denke sich das Schauspiel, wenn bei einem Familien- und Kinderfeste ein gebratenes junges Eselchen auf den Tisch käme, und der zärtliche Vater einem jeden das Seinige vorlegt und dabei moralische Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Jugend anstellt. Man denke sich die Berliner Bühnendichter, wenn sie den Todestag eines Dichters essen und es kommt ein gedünsteter Esel mit Lorbeer-Blättern auf den Tisch, müssen sie nicht Alle mit Wehmuth an das gemeinschaftliche Los der Sterblichen denken? Die größte Rarität wäre ein fricassirter Esel, denn nur selten sind es die Esel, die früh cassirt werden! Ein Kalbshirn ist eine wahre Lederneit gegen ein Eselshirn mit Citronensaft. Ein Eselshirn ist so unschädlich, daß eine Sechswöchnerin es essen darf!

Also warum sollten die Esel nicht mit den Ochsen, mit den Pferden gleiche Rechte, eben solche Freiheit genießen? Die Esel sind doch die ersten Urheber und Wegbahner zur Freiheit, denn nur auf den Eseln kann man auf hohe Berge kommen und „auf den Bergen," — sagt Schiller — „wohnt die Freiheit!" Also meine lieben Mitmenschen, nehmt euch der Esel an, thut's den Eseln, thut's euch, thut's mir zu lieb!

Mich aber durchströmt ein schönes Bewußtsein, das Bewußtsein, auch einmal den Eseln etwas recht gemacht zu haben, eine Sache, die mir noch nie

gelungen ist. Ja, ich fühle mich erhoben und begeistert, ein edles Feuer durchströmt mich, ich bin durch und durch für die Esel gestimmt! Schafft mir einen Esel, ich mache mir so leicht einen Braten aus ihm, schafft mir schnell einen Esel,

„reißt ihn vom Schreibtisch, wenn er redigirt,
schleppt ihn von der Bühne, wenn er schauspielt!"

schafft mir einen Esel, wo nicht, so leg' ich Hand an mich selbst, ihr kennt mich!

Pläne und Vorschläge, erzdumm, aber nicht ohne.

1.

Wie wäre es, wenn man, bei den vielen Diebstählen, endlich zur Sicherheit des Publicums jeden Mann, der etwas besitzt, das ihm gestohlen werden könnte, in Arrest setzte? Man müßte aber darauf sehen, daß er nicht entspringen kann, und ihm im Nothfall sechsfache Ketten anlegen! Zur Verhütung, daß die Bäume an den Chausseen nicht beschädigt werden, sollte man sie alle Abend umhauen und in die Stadt bringen. Zur Verhütung endlich, daß Niemand gestohlene Dinge kaufe, schreibe man eine hohe Steuer für den Kauf gestohlener Sachen aus.

2

Wie wäre es, wenn man mit dem Mondschein einen neuen Contract schlösse? der alte, den wir mit ihm haben, taugt nichts mehr! Er müßte sich mehr nach der Gasbeleuchtung richten, und nicht eher erscheinen, bis die Laternen ausgemacht worden sind. Sodann müßte er sich auf kleine Haus- und Comptoir-Flammen einlassen, eben so wie die Gasbeleuchtung. Z. B.: für's Theater eine Röhre und eine Flamme Mondschein, für Liebes- und Zigeunerscenen. Oder

Flammen für Hunde, die das Zimmer nicht verlassen können, und doch den Mondschein anbellen wollen; oder Flammen für ein Comptoir, das in den Tag hinein wirthschaftet, dem aber keine Sonne scheinen will. Ueberhaupt ist der Contract mit dem Mondschein schon deshalb zu verwerfen, weil er so oft Neulicht hat; wir brauchen kein neues Licht! alle Neuerungen taugen nichts! und dann liegt er alle Monat auf dem letzten Viertel!

3.

Warum hängt man vor unserm Theater nicht, wie vor Reiterbuden und Menagerien, einige Kerle hin, statt der Theaterzettel, die das Publicum anrufen: „Meine Herrschaften, kommen Sie herein, hier ist zu sehen „Jocko," ein brasilianischer Affe! frißt Kuchen und trinkt Champagner, lebt gut und hat 3000 Rthlr. Gehalt. Dann ist zu sehen: ein tanzender Gemsbock, aus der Schweiz, mit langen Beinen und dünnem Hals: Diesenselbigten seine Sprünge werden Alle in die größte Erstaunlichkeit setzen. Er ißt Alles und trinkt Chocolade und hat 3000 Rthlr. Gehalt! Sodann meine Herrschaften werden Sie sehen: das seltene Thier, welches in Europa noch selten gesehen worden: „Die Bestalin!" Auch den großen Vogel Strauß! auch Adler, Fische und Bär! Auch ist allhier zu sehen ein sibirisches Thier: Graf Benjowsky. Derselbige ist so zahm, daß die hohen

Herrschaften ihn berühren können; auch können sie sehen die südliche Giraffe: Preziosa, buntscheckig und glatt, die ißt von der Hand und läßt sich fangen. Kommen Sie herein, meine Herrschaften!" u. s. w.

4.

Jede Bühne sollte einen Nachtwächter engagiren, der bei neuen Stücken zwischen jedem Act ausriefe: wie viel es eigentlich geschlagen hat.

5.

Warum haben wir keine „Schriftstellerei-Ausstellung?" Da könnten alle Schreiber ihre Sachen hineinbringen; ein Saal Gelegenheitsgedichte, ein Saal Vaudevilles, ein Saal Sonette, ein Saal Kritiken u. s. w. Die Einnahme müßte zum Besten der armen Leser bestimmt sein. Bekäme Jemand Lust zu einem Ding, so könnte er auf dem Zettel dabei lesen, was es kostet. Gewiß ist die Ursache, daß dies noch nicht geschehen, nur die, daß alle Autoren glauben: an ihren Sachen sei gar nichts auszustellen.

6.

Den reisenden Handwerkern gehen so oft Pässe verloren. Warum ist man noch nicht auf den menschenfreundlichen Gedanken gekommen, ihnen die Pässe auf den Rücken einzubrennen? Diese feuerliche Handlung wäre eine wahre Wohlthat!

7.

Wie lange noch wird man sich erst heiraten und dann scheiden? Wann wird man endlich anfangen: sich erst zu scheiden und dann zu heiraten? Denn unser Heiraten heißt nichts anders, als sich scheiden. Von dem Augenblicke der Ehe an, lebt man fast getrennt und man ist wie geschieden; folglich ist unsere Eheacte eine Scheidungsacte; die Scheidungsacte also von einer solchen Scheidungsacte wäre eine wahre Copulationsacte! Man sollte sich also früher scheiden und dann heiraten!

8.

Warum nimmt die Direction bei manchen Stücken Eintrittsgeld und nicht Austrittsgeld? Wenn es bei manchen Stücken hieße: „Eintritt umsonst. Wer nach dem ersten Acte herausgehen will, bezahlt einen Thaler." Es gäbe eine herrliche Einnahme!

Kritische Betrachtungen eines Scheintodten über das Buch des Lebens.

Der Capitän T. L., so erklärt Lichtenberg, schrieb in dem Schuldenarreste zu Fleet ein herrliches Werk über die Mittel, die Nationalschulden zu bezahlen. Ich befinde mich jetzt fast in eben diesem Zustande, denn was ist der Scheintod anderes, als der Schuldenarrest der Seele, weil sie die Schuld des Lebens noch nicht abzahlen konnte an den ungestümen Gläubiger Tod.

Der Scheintod, diese Generalprobe des großen Actes Tod, diese Vordämmerung des ewigen Lebens, diese Grenzfestung des Jenseits und Dießseits, die von den Truppen beider Mächte eingenommen wird, der Scheintod allein ist der kritische Habitus, die Unparteilichkeit selbst. Man nimmt von allem Notiz was vorgeht, ohne Theilnahme, ohne Mitwirkung. Jeder Kritiker müßte eigentlich ein solches Scheintodpatent haben. Besonders aber über das Buch des Lebens, über die Sibyllinischen Blätter, die desto kostbarer werden, je mehr davon verloren geht, geht mir nun, da ich es durchgelesen und zugeschlagen habe,

die rechte Ansicht auf. Was ist das Leben anderes als ein humoristisches Buch, anderes als ein Dr. Katzenbergers Badereise, anderes als ein Jean Paul Werk, bunt und scheckig, erhaben und alltäglich, ergreifend und witzig, in dem die höchste Lust und der höchste Schmerz auf einer Seite wohnen, und dessen einzelne Blätter bald mit dem Haarseile des Glückes und bald mit dem Gnadenbande des Glückes aneinander geheftet werden? Was ist das Leben anderes als ein Buch von dem großen Unbekannten, welches Menschen als Lettern hat, und in welchem nur wenig große Menschen als Anfangsbuchstaben ausgezeichnet sind; ein Buch voll stehender Buchdruckerspieße, ein Buch, in dem die traurigen Begebenheiten mit durchschossener Schrift und die fröhlichen mit Petit gesetzt sind, ein Buch, dessen unerbittlicher Censor das Schicksal ist, welches die schönsten Stellen ausstreicht, und uns freistellt, die Censurlücken mit Seufzern oder Thränen oder gepreßten Ausrufungszeichen auszufüllen?

In diesem Buche ist nichts interessant als die Einleitung, oder das erste Capitel: die Kindheit, der Clavierauszug des Lebens! Je weiter wir in der Seitenzahl des Lebensbuches fortrücken, desto dunkler werden die Sätze, desto verworrener und verschlungener die Perioden, und die Kindheit mit ihrer erhabenen Einfachheit tanzt noch immer vor uns auf den Blättern herum, und wir möchten gerne zurückblättern, aber die Zeit, welche uns die Blätter umwendet,

reißt jedes Blatt hinter uns sogleich heraus, und wir können das Capitel der Kindheit nur im Gemüthe nachsummen, wie den Refrain einer halbvergessenen Melodie. Darum baut sich in jedem offenen Kinderauge das eingesunkene Paradies unserer Jugend wieder auf, darum klingt aus dem Lallen der Kinder uns ein Echo aus dem verfallenen Vorgebirge unserer eigenen Kindheit herüber, und jedes Kind hat ein halbwaches Doppelgängerchen in unserer Rückerinnerung, welches unser Inneres umarmt mit seinen zarten Aermchen und unser Gemüth mit seinen lieblichen Lippen umspielt.

Reich wie das Capitel der Kindheit ist das „Capitel der Liebe" an reiner Seligkeit und Wonne und Unschuld und himmlischen Frieden, aber es ist auch überreich an Schmerz und Weh und Jammer und herzzerreißender Klage! denn die Liebe ist geboren in der Wiege des Weinens, im Auge, und Liebe und Thräne sind die Rita und Christina des Lebens! Da denke ich zurück, o Tannonia, an jenen Moment, in dem bei deinem ersten Anblick ein reines, stilleres, innigeres und farbenreicheres Leben vor mir aufging, wie ein Stillleben voll Duft und Blüthen, mit seinem unwandelbaren Treuehimmel und seinen sehnsuchtsflötenden Nachtigallen, und es war mir, als hätte mir erst ein beängstigender Traum ein Wesen entrückt, das früher mein Zwillings-Ich gewesen, und mit dem ich in besseren Welten zusammen gelebt, gedacht

und empfunden hatte, und nun wachte ich auf, und dieses Wesen steht wieder vor mir in seiner langersehnten, vollendeten Schöne, und blickte mich an mit dem wohlbekannten Blicke, und mir erschlössen sich tausend und tausend Rückerinnerungen, und mein Herz und alle meine Pulse klopften ein wonniges Te deum, daß ich das verlorene Gnadenbild wiederfand, und daß es mich anlächelt in heiliger Klarheit!

Die vier S der Liebenden.

Die Liebenden sind sinnend voll Gedanken,
Und suchen einsam durch den Wald zu schleichen,
Und ruhen gerne unterm Dach der Eichen,
Um Träumen nachzusinnen ohne Schranken.

Sind sorgsam, ach! wie einem lieben Kranken
Umweben sie das theure Herz, und weichen
Nicht von ihm, eine Gunst ihm stets zu reichen,
Und es mit Glück so gleichsam zu umranken.

Die Liebenden sind sanft, in milden Blicken,
Vergleichbar silberweißen Mondesstrahlen,
Sind Vorwurf und Verzeihung eng verschwistert.

Und selig sind, sind — Nachtigallen flüstert
Im jungen Laub vom süßestem Beglücken!
Wer sonst darf wagen, dieses auszumalen?

An die Schöne auf dem Aula-Balle.

Fliehend aus dem hohen Götterſaale,
Aus der Schönheit zaubervollem Reich,
Naht die Anmuth mit dem Zauberſtrahle,
Nimmt den Sitz in Deinem Aug' ſogleich,
In dem himmliſch leuchtenden Ovale.

In dem himmliſch leuchtenden Ovale,
Wohnt dieſe ſüße Himmelsfee,
Selbſt die Sterne ſcheinen mir wie fahle,
Wenn ich gegen dieſes Aug' ſie ſeh,
Wie ich theuer auch dies Seh'n bezahle.

Wie ich theuer auch dies Seh'n bezahle,
Das mir Ruhe raubt und Fried' und Herz,
Trink' ich doch aus dieſer Zauberſchale,
Blicke trunken nirgends anderwärts,
Wie ringsum auch hohe Schönheit ſtrahle.

Wie ringsum auch hohe Schönheit ſtrahle,
Zaubern Deine Reize nur mich feſt;
Nicht mit Worten dies Gefühl ich male,
Schweigend feier' ich das Götterfeſt,
Daß ein Urbild lebt dem Ideale!

Ehescheidungsacte von meiner zukünftigen Frau.

Erst ist das Versprechen, dann die Trauung, das Leben ist das Uebel; was nützt ein Versprechen, wenn man sich nicht zuvor traut? Liebe! Ehe! Die Ehe folgt nach der Liebe, wie ein Erbe, der das Gut, welches er erbt, vergeudet und zernichtet! Ist denn der Traualtar jetzt etwas anderes, als der Wendepunkt des Krebses an dem Himmel der Liebe? Ist der Hochzeittag jetzt etwas anderes, als der Sterbetag der Liebe? Der Trauring etwas anderes, als der Schlußring an der Kette der Gefühle? Der jetzige Brautstand ist nichts, als eine Expositions-Scene der großen Ehestandstragödie; eine angenehme Fabel, welcher die Ehe als bittere Nutzanwendung auf dem Fuße folgt; ein angenehmes Räthsel, das mit der Lösung allen Reiz verliert; ein lockendes Vorwort zu einem hundertjährigen Kalender, und eine süße Präludie zu einer traurigen Ballade. Die jetzigen Ehen sind wahre Liebesscheidungen. Man kommt sich auf den Flügeln der Liebe entgegen, und heiratet sich — um geschieden auf dem rechten und linken Flügel zu wohnen! Man verlobt sich aus Leidenschaft, und heiratet sich — damit einer dem andern Leiden schafft!

Man schwöret sich ewig zu lieben, und heiratet sich — um sich nur ewig zu lieben! Da also unsere jetzigen Copulationsacten wahre Scheidungsacten sind, so muß sich die Scheidungsacte aus einer solchen Ehe zur wahren Copulationsacte hinaufadeln, und durch eine solche Scheidungsacte will ich mich dir, meine Zukünftige, anjetzt vermählen.

Komm mit mir hinaus in die heilige Sacristei der heiligen Natur, in die feierliche Stille des Abends. Der Winter hat den bräutlichen Hermelinteppich vor uns ausgedehnt: von ferne stehen die Berge im weißen Priesterkleide; niemand ist mit uns als der unsichtbare Prediger, welcher das erste Paar in Edens süßen Räumen trauete, und dieser unsichtbare Prediger hat über uns den unendlichen Pergament- und Hirtenbrief der blauen Veste aufgerollt, und an dessen westlichem Rande hängt die niedergehende Sonne, wie das große Insiegel seiner allergnädigsten Majestät, und diese niedergehende Sonne zieht den Purpurmantel über die weißen Gefilde hin, wie eine holde Schamröthe auf die Lilienwangen der heiligen Unschuld, und die candirten Zweige sind mit Scharlach übergossen wie zum Hochzeitfackellicht, und die eisigen Glasgehänge drehen sich flimmernd wie zum Brauttanz, und ich sehe in stiller Seligkeit in den Ring deiner Augen, die den Trauring der ewigen Liebe in sich fassen, und den Ring des Himmels und den tiefblauen Himmel selbst und meinen, und in dem Sanscrit deiner Blicke

liegt das wiedergewonnene Paradies, und ein himmlisches Lächeln schwebt beseligend um deinen Mund, wie ein Muttersegen um das Bewußtsein eines zärtlichen Kindes, und ich sinke vor dir nieder auf die Knie, ein stummer Blick fleht um dein Ja, und dieses „Ja" entblüht verschämt deinen rosigen Lippen, und ein stilles Aufjauchzen aller Gefühle und die Freudenfeier der hocherrötheten Liebe sind die ewigen Zeugen dieses Bundes, und durch den hohen Dom der Schöpfung zieht ein leises, feierliches, stillverbebendes Amen.

Das Leben ein Speisezettel.

Das Leben ist nichts als ein Tisch,
Das will ich euch beweisen,
D'rauf stehen reichlich im Gemisch,
Wohl Braten, Brühen, Fleisch und Fisch,
Und eine Auswahl Speisen.

Die Welt ist unser Speisesaal,
Das Glück bedient die Gäste,
Es gibt dem Einen Bissen schmal.
Dem zweiten Bissen ohne Zahl,
Dem dritten gar das Beste!

Vor allen Dingen thut uns Noth,
Ein rechter guter Magen,
Des Lebens saures Alltagsbrod,
So wie auch seinen Schnepfendreck,
Mit Anstand zu vertragen!

„Gesundheit" muß man stets voran
Als Bouillon herstellen,
Die „frohe Laune" kömmt sodann
Mit „heiterem Scherze" auch heran,
Als Hering und Sardellen!

Das „Phlegma" kömmt als Rindfleisch her,
Mit einer dicken Brühe,
Das ist nun zäh' und etwas schwer,
Und ist es gar nicht mürbe sehr,
Beiß't man es nur mit Mühe!

Die „Jugend“ ist „Cotelet au jus,“
Das ist ein schöner Bissen!
Doch greift man da zu schnelle zu,
So hat sich daran im Nu
Ein Zähnchen ausgebissen!

D'rauf präsentirt sich als Omelette,
Die „Freundschaft“ uns dem Leben,
Dann kömmt die „Schönheit,“ süß und nett,
Nicht mager wohl und auch nicht fett,
Als „Reisspeis' mit Zibeben.“

Von Fisch und Fleisch ein Mittelding,
Als „Leber“ kömmt die „Ehe!“
O! zu verdau'n ist sie nicht g'ring,
Wem erst das Herz nach ihr auch hing,
Der fand sie später zähe!

Der „Reichthum“ und das liebe „Geld,“
Das sind die besten „Braten!“
Dazu wird auch noch hingestellt,
Die „Aemter- und die Titelwelt,“
In herrlichen Salaten!

Die „sanften Frauen,“ zart und süß,
Als „Tauben“ sind zu speisen,
Doch muß man oft, wer weiß nicht dies?
In „böse Frau'n,“ von Kopf bis Füß',
Als „Pfeffergurken“ beißen!

Die „Hoffnung“ machet den Marqueur
Sie reicht stets blanke Teller,
Die „Liebe“ bringt den Becher her,
Und läßt ihn freundlich nimmer leer,
Vom besten Muskateller!

So laßt uns denn als Pfropfengeld
Ein frohes „Vivat!“ geben;
Es soll die schöne Frauenwelt
Und was den Göttern wohl gefällt,
Wir Alle sollen leben!

Etwas über Mädchenerziehung.

Soll die Erziehung des Knaben eine plastische Peripherie haben, soll die Stoffhaltigkeit des Jünglings potencirt und im Druck und Gegendruck die geistige Athletik creirt, kurz, soll sie in elastischer Art hervorspringend durch Einwirkung werden, so muß im Gegentheil die Erziehung des Mädchens einen negativen Umkreis bilden, sie muß durch Niederschlagen und Absondern und nicht durch Verbinden und Zusammensetzen ihren chemischen Seelenproceß befördern; sie sei bloß der Wendepunkt des Schlechten, die Demarcationslinie des Gemeinen und so zu sagen, nur die schützende Reifglocke über die zarte Pflanze der Weiblichkeit. Die einzige Erzieherin der Tochter sei — die Mutter. Nur die Mutter, festgeknüpft durch die Tag- und Nachtgleiche der Pflege, Sorgfalt und Liebe, kann diesem fortwährenden Knüpfbande die zartesten und lieblichsten geistigen Lehren als Seelenembleme einflicken und einweben. Nur die Seite der Mutter ist die einzige Tempelstelle, an welcher die Mädchen erzogen werden sollten. Die Nähe der Mutter sei die Iphigenienwolke, die ihr Kind dem Auge des Gemeinen, dem bloßen Tone des No-

hen und Profanen entrückt und dem leisesten Anhauche der Unsittlichkeit verhüllt. Wer wird zarter, reiner und heiliger mit der Entwicklungsgeschichte eines Wesens umgehen, in welchen sie sich und ihr Geschlecht der Achtung oder Nichtachtung des andern Geschlechtes entgegen treiben sieht, als die Mütter? aber liebkosende Zärtlichkeit oder mürrische Straffertigkeit sind die zwei entgegengesetzten Pole, um welche die Mütter unserer Zeit mit ihrem Erziehungsplan kreisen, ohne Ahnung desjenigen, was es bedarf, wenn die Blume der Kindheit noch unter der zarten Knospenhülle liegt. Welch süße und doch heilige Geschäftigkeit bedarf das frische, treibende Leben nicht, wenn die Knospe die Blätternacht sprengt und die Blüthe des Fleisches in Weichheit und Fülle heraustritt an das dämmernde Licht, und ein leiser, lockender Strahl des Sonnenlichtes küssend in ihr Inneres fällt, wo noch die Weiblichkeit in süßer Verborgenheit ihrem nahen Erwachen entgegenschwillt. Dann, wenn der Saft in den Kelch tritt und die Blume aufbricht, in entwickelter Schöne und die Jungfrau heraustritt in's Leben, und die Blüthen regt, die üppigen, und der jugendlichen Aeste Spiel hintreibt nach allen Lebensseiten, in diesem Schöpfungsmomente des Saitenspiels und der Träume, wenn dieser Zünd- und Blumengipfel der weiblichen Entfaltungsperiode heran nahet, dann o Mutter! welches stille Fest der Weihe! o Mütter! dann fordere ich euch auf, dann fordert euer Heiligthum euren stärksten

Priesterdienst, dann werft das Saatwort aus auf dem urbaren Boden, stehet wie ein Cherub mit dem flammenden Schwerte der Aufmerksamkeit vor dem noch unverlornen Paradiese ihrer Unschuld! O! um diese Zeit wachet, daß keine Schlange die Blume Gottes vergifte! Vor allem entfernt sie aus dem Kreise jener Gecken und Sinnlische, aus der verpestenden Atmosphäre jener Zartlosen und Halbwilden, die mit Wort und That, mit Blick und Geberde frevelnd in die heilige Verzäunung der Sittlichkeit brechen, die in der reinen Melodie der Weiblichkeit nur die Klapperblechen der Sinnlichkeit vernehmen, und in dem Sanskrit ihres unentweihten Wesens nur das Geschlechtsnotenstück erblicken. Vor der Berührung dieser Rohen hütet eure Töchter stets, und hundertfach mehr in dem Wendepunkt der Kindheit, wo sie in das Zeichen der Jungfrau tritt, und wie die Mimose von der leisesten Berührung erinnert und gewarnt wird! Ein noch häufigeres und fast privilegirtes Gift ist die Lectüre, welche die Mütter ihren Töchtern gönnen und die frühe Ausbildung, die sie ihnen geben. Diese Frühzeitigung der jetzigen Mädchenwelt ist der Frostbrand ihrer Liebenswürdigkeit; wahrlich, eine betrunkene Nachtigall, ein Colibri mit Sporen und ein Mädchenantlitz mit einem gemalten Schnurbarte sehen lieblicher aus als ein solches Mädchengesicht mit dem scharfen Gepräge früher Verstandesbildung! Die Erfahrung, diese Weltgeschichte der Vernunft, ist der

Gewährsmann, daß diese Frühzeitigung früher Reiz zum Verderben ist, weil das Erkenntnißvermögen des Verstandes dem des Herzens vorspringt, und sie früher Schlüsse machen lernen, ehe ihre Urtheilskraft reif und ferm ist. Und nun gar das Lesen! es ist kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß seitdem die Mädchen die Bibel mit einem Romane und den Nähtisch mit dem Conversationslexicon vertauscht haben, seitdem haben sie auch für die Goldstücke des Gemüthes und der Weiblichkeit die Schau- und Scheidemünze der Affectation eingewechselt, und zahlen auf den großen Solowechselbrief ihrer Weiblichkeit nur terminenweise ein Paar Procentchen in Farb- und gemischten Waaren einer einstudirten Aus- und Verfeinerung ihres eigenthümlichen Wesens.

Nachtigallen-Duett.

Männchen.

Es rauscht der Wald, es klingt der Bach,
Es tönt in allen Räumen,
In mir auch werden Lieder wach,
Aus ahnungsvollen Träumen;
Von Hoffnungsdrang, von Liebempfang,
Von unbekanntem Sehnen,
Von Leid und Lust der Sängerbrust,
Soll meine Stimme tönen.

Weibchen.

Soll meine Stimme tönen
Ihm zu verkünden meine Näh'?
Mich faßt ein schüchtern Wähnen,
Daß mich des Lauschers Aug' erspäh'.
Wenn lustgeröthet, er Triller flötet,
Wenn schmeichelnd seine Stimme girrt,
Treibt mich ein Drängen, von Liebesklängen,
Ich fühle mich so süß verwirrt.

Männchen.

Ich fühle mich so süß verwirrt
Im Labyrinth der Lieder,
Es tönt, so weit mein Sang auch irrt,
Mir stets ihr Name wieder.
Sie ist das Band, das mich umwand,
In diesem Weltgetriebe;

Ihr Echo ruft, mir durch die Luft,
Zur Heimat stiller Liebe.

Weibchen.

Zur Heimat stiller Liebe
Sehnt sich mein schmachtendes Gemüth,
Als ob ein Weh mich triebe;
Verkünd' ihm diesen Wunsch, mein Lied!
Im Duft der Rosen, im Zephyrkosen,
Zieh' hin verrätherischer Laut,
Verkünd' ihm leise, nach Minneweise,
Was ich mir selbst kaum anvertraut.

Männchen.

Was ich mir selbst kaum anvertraut,
Muß ich im Lied verkünden,
Mich drängt es hin, die Sängerbraut
Im stillen Nest zu finden.
Muß Liederglut und Herzensblut
Mit Philomelen theilen.
Ich kann nicht mehr, allein und leer
Auf diesem Baume weilen!

Weibchen.

Auf diesem Baume weilen
Will ich, bis mir die Antwort klingt.
Wie sich die Blätter theilen!
Wer ist's, der mir so nahe dringt?
Was muß ich sehen? Es ist sein Flehen
Das ist sein liebemilder Ton!
Ob ich mich neige? ob ich mich zeige?
Ach, ich ersehnt' ihn lange schon!

Männchen.

Ach, ich ersehnt' ihn lange schon,
Der Liebe Sternenabend!
Jetzt gönne mir der Treue Lohn,
Dein Herz, so süß und labend.
O laß mich ein, o laß mich ein,
In Wonnen zu verschweben,
Sonst ist dies auch mein letzter Hauch,
Dich lieben nur ist leben!

Weibchen.

„Dich lieben nur ist leben,"
Sprichst du und willst dich tödten doch!
Komm' süßer Mann, komm' süßes Streben,
Raum ist für dich in Blättern noch;
Doch hörst du's rauschen? die Menschen lauschen
Verräther sind ja immer wach!
D'rum komm nur leise, laut ist's im Kreise,
Es rauscht der Wald, es klingt der Bach!

Beide.

Es rauscht der Wald, es klingt der Bach,
Es tönt in allen Räumen,
In uns auch bebt ein Echo nach,
Von sel'gen Liebesträumen;
Sie wollen heut', zur Wirklichkeit,
Sich zauberisch verschönen,
Und Gruß und Kuß, und Hochgenuß,
Soll unser Lied nun tönen!

Mitternachtsständchen.

Durch Sturm und Ungewitter
Du herzenssüße Maid!
Zieh't singend her dein Ritter,
Im leichten Sängerkleid.

Durch Sturm und Ungewitter,
Mit aufgelöst'em Haar,
Bringt er auf seiner Zither,
Ein traurig Ständchen dar.

Durch Sturm und Ungewitter
Tönt traurig hin sein Lied,
Wo er beim Fenstergitter
Sein grausam Liebchen sieht.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieht klagend hin sein Laut,
Den schmerzlich er und bitter.
Den Lüften anvertraut.

Durch Sturm und Ungewitter
Rinnt seine Thräne heiß,
Und schmelzt die Blumenflitter,
Am Fensterglas aus Eis.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieht er von hinnen nicht,
Bis nicht sein Herz in Spliter,
Wie seine Leier bricht.

Durch Sturm und Ungewitter
Stand todt er einſt da,
Hinauf zum Fenſtergitter
Das ſtarre Aug' noch ſah.

Durch Sturm und Ungewitter
Zieh't herzensſüße Maid!
Zu Grabe nun dein Ritter,
Im leichten Sterbekleid.

Zur Genesung, oder die Ergänzungen.

Man sagt, wenn Jemand nieset,
Wohl „Zur Genesung" drauf,
Doch ob's von Herzen fließet
Im ganzen Lebenslauf,
Ob sie im Sinn nicht haben:
„O, lägst du doch be — — —"
(Er nies't).
Zur Genesung!

Der sagt, er sei entzücket,
Nun wieder uns zu sehen.
Wie er an's Herz uns drücket,
Wer kann da widerstehen?
Doch denkt er ohne Zweifel:
„O, hol' dich doch der — — —"
(Er nies't).
Zur Genesung!

Betheuert uns ein Mädchen
Mit Hand und Mund und Schwur,
Sie hätt' im ganzen Städtchen,
Ja dich zum Liebsten nur;
So glaubt gewiß, die Hexe
Hat nebenbei noch — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Thut Jemand uns ganz schöne,
Nennt uns den besten Freund,
Und spricht mit heißer Thräne,
Er wär' mit uns vereint,
Da kommt er sicher morgen,
Sich hundert Thaler — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Schimpft dorten die Actrice,
Ein arger Recensent.
Die er von der Coulisse,
Fast gar nicht, gar nicht kennt,
So glaubet mir dies Bärbchen,
Gab ihm gewiß ein — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Und fehlt in einem Buche
Euch der Zusammenhang,
Ihr werft's mit einem Fluche,
Den Schreibtisch entlang,
Doch denkt, es hat's verwichen
Der Censor erst ge — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Man schreibt ein Wort der Klarheit,
Zuweilen wohl recht brav;
Getroffen von der Wahrheit,
Fühlt sich der Fuchs, das Schaf,
Da werden sie zur Furie
Und nennen es In — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Wie gerne möcht' ich spinnen
Noch weiter fort dies Lied,
Braucht' gar nicht viel zu sinnen,
Weil vieles man so sieht:
Doch hör' ich euch schon denken:
Wir wollen dir's schon — — —
(Er nies't).
Zur Genesung!

Dank und Bitte.

Ich danke dir, Allgütiger dort oben,
Daß du vor Tausenden mich hast erhoben,
Daß du mir gabest Lust und Kraft
Zu mancher schönen Wissenschaft:
Mir hast enthüllt den Reiz der Wesen,
Daß meine Augen offen lesen,
Des Lebens Werth, des Lebens Tand.
Daß du gepaart mir mit Verstand,
Des Liedes Kraft, die Lust der Töne,
Daß sich die Charis mir enthüllt, das Schöne,
Daß ich des Werths mir wohl bewußt,
Verachtend schau auf andrer Lust;
Daß ich erfüllt vom Geistigreinen;
Mich nie geselle zum Gemeinen;
Daß ich nicht kenn' der Wollust Gier,
Dafür, o Ew'ger, dank ich dir!

Ich bitte dich, Allgütiger dort oben,
Der du den Geist gelegt im Erdenkloben,
Laß nie des Wissens und des Denkens Frucht
Entarten einst zur giftigen Zweifelsucht;
Daß ich nicht frech versuch' zu lösen
Den Knäuel der unerforschten Wesen;
Daß ich nicht leg', ein Skorpion,
Des Wissens Zahn und Religion,
Daß mich der Eingang zu des Wissens Thoren

Nicht schon berauscht zum eitlen Thoren;
Daß ich des Liedes Trost und Heil
Für Götterfold nicht trage feil.
Daß auch des Scherzes Göttergabe
Ich nicht entweih zur Pöbelkost und Labe:
Daß ich nicht murre ob dem Schmerzensstich,
Darum, o Ew'ger bitt ich dich!

Ich danke dir, Allgütiger dort oben!
Daß mich die Guten lieben, loben,
Daß ich ein Herz hab' ohne Harm,
Daß ich die Meinen liebe warm,
Daß auf der Lipp' ich trag das Herz
Bei fremder Lust, bei fremdem Schmerz,
Daß mich die Thräne labt, wenn tiefzerrisse..
Mein Herz sich Nachts ergießt am Kissen,
Daß ich das Morgenroth dann heiter schau,
Wenn es vom Aug' mir trinkt den Thränenthau,
Daß ich so lange band der Sinne Hyder
Bis der Altar mir giebt die Eine wieder,
Daß mich kein Erdenglück verlockt von ihr,
Dafür, o Ew'ger, Dank' ich dir!

Ich bitte dich, Allgütiger dort oben!
Laß mich den Pöbel nicht erproben,
Bewahre mich in Leid und Mißgeschick
Vor der unzarten Menschen rauhem Blick,
Daß nicht das Niedrige, Gemeine,
Verletzung mit Verletzung eine;
Daß sie nicht fahren mit der rohen Hand
An das Gefühl vom Schmerz noch wundgebrannt,
Daß sie mit Ungeschick und spitzen Tone
Nicht greifen in des Herzens Krone.

Laß mich, o Gott, in Lust und Pein,
Gefährte nicht des Rohen sein,
Gieb mich zum Spiel nicht hin und Zeitvertreib,
Dem blöden, dem entherzten Frauenleib,
Daß ich ersticke nicht im dumpfen Schlamme
Des Herzens und des Geistes Flamme.
Vor Schonungslosen nur o rette mich,
Darum o Ew'ger, bitt' ich dich!

Die Nacht.

Wie lieb' ich dich, o Nacht! wenn du deinen sternegestickten Mantel ausbreitest über das Firmament und mit deinem kühlendem Odem die heiße Atmosphäre durchwehst! Wenn deine heilige Stille das nichtige Tosen des Tages verdrängt und die Gedanken fördernde Ruhe das leere Getümmel verscheucht! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Wenn du dein dunkles Leichentuch über die Welt, wie über einen Sarkophag deckst und die matten Sterne wie Kandelaber bei ihr anzündest! Wenn du das Geschenk der gütigen Götter, den Trost der Menschheit, das Tageslicht verscheuchst: wenn du den anmuthigen Tanz und Wechsel der Farben verschlingst und in ein eintöniges Schwarz hüllst die bunte Natur! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du schleichst theilnehmend in mein Gemach und theilst mit mir Gefühle und Stimmung, die sonst allein verschlossen ich hatte im Herzen; du führst an deiner Hand den süßen Schlummer, den Kummerbezwinger, den zeitlichen, täglichen Erlöser! Du wickelst deine milde Finsterniß

wie weiche Seide um wunde Stellen und schmiegst dich wie ein liebendes Weib an die gramumzogene Brust! Du theilst das Lager des Einsamklagenden und du durchwachst gesellig mit dem Schlummerberaubten die Wüste langgedehnter Stunden! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du kömmst zigeunerhaft und gespenstig, stiehlst dich durch verschlossene Thüren und sagst dem Herzen wahr in grauenvollen Ahnungen! Du gräbst die Schmerzen geschäftig wieder heraus aus den sie bedeckenden Gegenständen und Dingen des Tages und kleidest sie heraus zu unserm erneuten Weh' und Kummer! Du mordest selbst den heiligen himmelsgesalbten Schlaf mit den Dolchen der Träume oder du wiegst durch süße Gebilde uns ein, entfliehst des Morgens mit ihnen und höhnst im Entfliehen uns aus! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Deine ambrosische Nähe labt mein verletztes Gemüth! Du führst in deinem magischen Schatten liebende Wesen mir vor! Aus deinem dunklen Zauberschleier treten lichtvolle Gestalten heraus! Wornach mein Herz sich sehnt und was ich in den hellen Strahlen des Tages vergebens suche, das führst du in süßer optischer Täuschung mir vor die schmachtende Seele! Aus deiner Finsterniß oben treten die fernen Lieben in transparenten Zügen sichtlich heraus! Du bescheinst mir die Geister schmerzlich Vermißter und auf deiner gestirnten Strick-

leiter steigen die Seelen der Dahingeschiedenen vom Himmel zu mir nieder! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich, o Nacht! Du rüttelst ungestüm an dem Sarg der Liebe, rufst aus dem Friedhof meines Herzens die lebendig begrabenen Schmerzlichbeweinten heraus, und störst grausam die Kirchhofmuse meines Gemüthes. Du malst auf die Schragen Kerkerwände, mit denen du das Leben überbauest, trügliche Phantome, um dich an dem Schmerz der erwachenden Täuschung zu laben! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du führst an der verschwiegenen Hand meine einzige Geliebte, meine Muse mir zu! Du bist unser Brautwerber, unser Traualtar und unser Priester zugleich! Deine Sterne kreisen wie Hochzeitsgäste um uns herum, und das süße Lippenspiel der keuschen Muse belauscht der geheime Pulsschlag der schlummernden Natur! Wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wie haß' ich dich o Nacht! weil du dein finstres Antlitz der Muse nur zeigst! weil du dein Trauertuch windest um die goldenen Saiten, daß sie gedämpft wie eine Leichentrommel ertönen! weil du nicht den Schmelz des Morgenrothes und nicht die Milde des Abendrothes hauchst in die Töne der nächtlichen Leyer! Wie haß' ich dich, o Nacht!

Wie lieb' ich dich, o Nacht! Du ziehst deine geliebte spanische Wand zwischen mir und dem herz-

losen Getümmel! Du entziehst mir das hirnlose Carousselspiel der hohlen Welt, das leere Lächeln, die übertünchte Nichtigkeit, die geschminkten Gesichter und Herzen und das große chinesische Hölzelspiel der Formen und Gestaltungen des Welttreibens! Du stürzest deine Vehmkappe über alles nichtige Gesindel und über alle die tausendgestaltigen Lumpen, daß sie unsichtbar werden dem menschlichen Auge! wie lieb' ich dich, o Nacht!

Wünsche und Entschädigungen.

Wenn man auch allen Menschen alles Gute wünscht, so kommt man oft in Verlegenheit, es einem Theile der Menschen nicht recht zu machen, und man müßte diesen Theil immer für diese guten Wünsche entschädigen. Wünscht man z. B. allen Menschen gute Gesundheit, so sind die Aerzte dagegen; zu ihrer Entschädigung wollen wir ihnen also unsere gebrechlichen Theater, die kranke Phantasie unserer Dichter, die Fieberparoxismen aller Enthusiasten, die schwindsüchtigen Dramen, die einseitigen Urtheile und die gallsüchtigen Scribenten überlassen.

Wünscht man allen Menschen Ruhe und Frieden, so lehnen sich die Advocaten dagegen auf; um diese zu entschädigen, geben wir ihnen: Müllners „Zwiespalt der Natur," den „Scheidungsproceß von Kalk und Alkohol," die „Klage der Ceres" von Schiller, den „häuslichen Zwist" von Kotzebue, den Streit der Elemente und den ewigen Hader zwischen Vernunft und Dummheit.

Wünscht man allen Menschen Glück und Segen, so lehnen sich die Zeitungsschreiber auf, die von Unglücksfällen leben; um diese zu entschädigen, überlasse

ich ihnen: Die Ueberschwemmung durch schlechte Zeitschriften, die Hungersnoth im Repertoir, die Feuersbrunst alter Gecken, die entsetzliche Dürre unserer Conversation und das große Unglück, welches der Janhagel zu allen Zeiten anrichtet u. s. w. u. s. w.

Der Morgen.

Wenn ich des Morgens recht frühe hinausgehe in den englischen Garten und die schöne Natur genieße, die wie jede natürliche Schöne am reizendsten ist im Erwachen, wo sie so frisch, so üppig einladend, so genußheischend und genußgebend ist, wo sie, mit aufgelösten Bändern, alle Schönheiten im blühenden Morgen-Incarnate den offenen Sinnen entgegenschilt, wo sie kaum entstiegen dem Bade des Morgenthau's aus dem ersten Gewande mir entgegenschwillt mit den hüllenlosen Reizen und mit ihrer warmen und reichen Fülle, wenn ich dann mit offenen, freudigen und gekräftigten Sinnen mich hineinstürze in die liebeglühenden, liebeblühenden, weitgeöffneten Arme der Morgen-Schöne; wenn die Gebüsche wie aus dem Schlummer erwachte Kinder, die mir bis an die Brust reichen, mir ihre zarten Aermchen entgegenstrecken, und die markigen Bäume wie turnierende Jünglinge dastehen und das Haupt stolz emporheben in die gewürzte Luft, und die alten Baumstämme wie lebenslustige Greise noch mit gekrümmten Rücken sich des Daseins freuen und die kurzbehaarten Häupter freundlich schütteln, und wenn die Nachtigall singt,

ohne daß die preußische Staatszeitung sie ex officio in Weihrauch einpolitisirt, und wenn ich dann denke: „Ich bin ein König!“ und kein österreichischer Censor da ist, der mir diesen demagogischen Gedanken aus dem Kopf streicht, und wenn ich mich so recht satt schwelge an den entblößten Reizen der schlummerentrungenen Schöpfung, dann, dann freue ich mich nicht nur, daß ich das alles mit so empfänglichen Sinnen, mit so vollen Zügen in mich schlürfe, sondern ich freue mich auch dabei, daß viele andere es nicht genießen: Z. B. der türkische Kaiser und der österreichische Beobachter, der Dey von Algier und der Lyoner Correspondent, Don Miguel und — und — und eine sehr schöne und sehr geistreiche Dame, die mir letzthin behauptete, wenn man um zehn Uhr aus dem Bette steigt, so sei dann erst Morgen. Ich freue mich, daß diese nicht den Morgen mit mir genießen, denn ich bin auch an der Table d'hôte der Natur lieber allein als in appetitloser Gesellschaft, oder in solcher, denen doch im Grunde kein guter Bissen zu gönnen ist. Ja, da wiederhole ich mir mein demagogisches: „Ich bin ein König!“ und ich bin auch ein König; und ich will es, meiner zukünftigen Frau zu liebe, beweisen, daß ich ein König bin, und daß sie also eine Königin in Spe (d. h. nicht etwa Saphir's poetische Ehehälfte) ist. Ich breche hier ab, um den schönen Leserinnen, unter denen vielleicht eine sich befinden könnte, für die ein Königreich so viel Anzie-

hendes hat, um alle sonstigen Bedenklichkeiten zu überwiegen, bis morgen Zeit zu lassen, sich bei meiner morgen schon legitimen Majestät heute noch anmelden zu können.

Nichts ist leichter zu beweisen, als daß ich König eines großen Reichs, nicht nur eines großen Erdreichs, sondern auch eines großen Himmelreichs bin. Denn keine Macht der Welt kann mir abstreiten, daß der Raum oder der Platz, den meine beiden Füße einnehmen, mein Eigenthum ist, denn den kann mir kein Kaiser der Welt nehmen; aus dem Raum hinaus kann man keinen Menschen schaffen. Selbst wenn man ihn umbringt, muß er doch begraben werden und nimmt nur noch mehr Erde ein.

Dieser Platz, den meine zwei Füße betreten, gehört also unstreitig mir an, dieser Platz gehört aber in der Tiefe bis zum Mittelpunkte der Erde mir an; weiter nicht, denn mein Gegenfüßler hat auch sein Recht bis an meine Grenze. In die Höhe hinauf gehört eben so viel Raum zu meinem Eigenthum. Das alles zusammen macht das größte Reich der Welt aus. Ich habe also auch ein Oberhaus, welches mir auf dem Kopf herum geht und ein Unterhaus, welches ich mit Füßen trete.

Da die ganze Erde ganz gewiß schon mit Todten gefüllt ist, so ist ein großer Theil meines Reichs bevölkert, und welche Unterthanen, welche vortreffliche Unterthanen sind die Todten! Sie lassen sich alle

Auflagen gefallen und murren nicht, man zieht ihnen das letzte Hemd aus und sie schweigen, man sezirt sie und sie geben noch ihren letzten Tropfen Blut her. Dann die Beamten, die ich bei diesen meinen Unterthanen angestellt habe, das heißt die Würmer, die sich mit ihrem Fleische ernähren, was sind das für humane Menschen! Ohne Unterschied des Glaubens nagen sie an allen meinen Unterthanen, ja, das Judenfleisch soll ihnen sogar am besten schmecken. Alle anderen Unterthanen schwören ihrem König „Treue bis in den Tod!" Dieser Ausdruck muß jetzt auf Veranlassung des Königs der Niederlande anders gemodelt werden; denn der König der Niederlande meint, daß in dem Vertrage der freien Rheinfahrt von 1815 heiße es „bis in die See" aber nicht auch in dem See, folglich wenn man dem König Treue bis in den Tod schwört, so heißt es eigentlich bis an die Grenzen des Todes, aber todt selbst brauchen wir uns nicht für ihn zu machen! Meine Unterthanen aber fangen mit ihrem Tod erst ihre Treue gegen mich an. Was nun mein Reich über mir, meine Luftprovinzen betrifft, die werden erst finanziell lucrativ, wenn ich erst so weit bin, einen Transitozoll erfunden zu haben. Ein jeder Nagel, der durch mein Reich passirt, müßte ein paar Federn lassen, jeder blaue Dunst der durch mein Reich zieht, müßte Religionssteuer bezahlen, jede Wolke, die mir die Sonne entzieht, müßte einen Lichtkreuzer abgeben; käme einmal Mad. Garnerin

mit ihrem Luftballon, so behielte ich den Luftballon und ließe Mad. G. in Gottesnamen weiter ziehen; wollte Jemand in meinem Luftreich ein Luftschloß bauen, so müßte er mir Grundsteuer, dann Haussteuer, dann Fenstertaxe und obendrein Toleranz-Abgabe entrichten. Trüge einmal ein Windstoß ein Blatt durch mein Reich, müßte ein Censor $\frac{7}{8}$ davon in die Tasche stecken. Wollte nun endlich gar Jemand durch meine Luftregion in den Himmel fahren, da würde ich schön Pfeifen schneiden! Ein Jesuit müßte mir — doch nein, ein Jesuit kömmt nicht in den Himmel — jedoch er käme bis an den Himmel, dann müßte er wieder zurück und müßte also doppelt Transitozoll bezahlen, und zwar nach dem englischen Strawbäck-System.

Ich bin also ein großer König! und um so mehr König, da ich keinen kleinen Fuß habe! Es muß also jeder auf die Größe seines Fußes stolz und eitel sein und nicht auf die kleinen Füße. Da ich auch des Morgens frühe aufstehe und nicht bis zehn Uhr schlafe und dann erst anfange zu ruhen und zu geruhen, so bin ich auch längere Zeit ein König, quod erat demonstrandum!

Große Revolution im Reiche der Schnürleiber,

oder:

Der Kampf der neuen Schnürleiber mit den alten Schnürleibern,

oder:

Herr Flittner, die Schnürleiber, die Damen und ich.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weiler, weilet,
Freundlich über dieser Stadt
Schiller.

Fast alle großen Begebenheiten der Weltgeschichte wurden von außerordentlichen Naturbegebenheiten, von schrecklichen Phänomenen viel früher prophetisch angekündigt. Vor Cäsars Ermordung seufzte die Luft und die Sterne weinten Blut; vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges hingen blutige Schwerter am Himmel, und das furchtbare Erdbeben unter Titus war der Herold des Verfalls des römischen Reichs. So scheint die Natur große Ereignisse zu ahnen und in schmerzlichen Krämpfen vorher zu fühlen. Diese Erfahrung dringt sich jetzt mit aller Macht auf, in dem Momente, wo das langebestehende Reich der Schnürleiber drohlich gefährdet ist!

Wie lange ist es, daß in Augsburg ein Sonnen-

Regenbogen gesehen ward, und in Frankfurt am Main „die verwandelte Katze" ausgepocht wurde? Wie lange ist es her, daß in den Rheingegenden ein Erdbeben war und in Wien „Wilhelm Tell" auf die Bühne kam! Solche ungeheuere Erscheinungen ließen eine furchtbare Explosion befürchten; — sie ist ausgebrochen. Die „Dynastie der Schnürleiber soll gestürzt werden," und „das Blankscheit nicht mehr sein!"

Herr Flittner hat in seinem Buche: „Ueber die Kunst der schönen Bekleidung" einen Vernichtungskrieg gegen alle Corsetten begonnen, einen Krieg, der die weibliche Toilette zu sehr bedroht, aber doch der weiblichen Schönheit zu nützlich sein dürfte, als daß ein Verehrer des schönen Geschlechts in und außer Schnürleiber dabei ruhig bleiben könnte. Als ganz neutrale Macht stetz' ich zwischen Herrn Flittner, den Schnürleibern und den Damen, und will es versuchen, die streitenden Parteien zu vereinigen.

Betrachten wir die Damen auf der einen und die Schnürleiber auf der andern Seite, so ist die Vereinigung dieser zwei Wesen so alt und herkömmlich, daß es dem Forscher schwer wäre, zu unterscheiden, ob die Schnürleiber für die Damen oder die Damen für die Schnürleiber gemacht worden sind. Wie die Amerikaner glaubten, ein Reiter sei ein mit dem Pferde zusammengewachsener Mensch, so könnte man glauben, die Dame ist eine mit dem Schnürleibe zusammengewachsene Person. Wenn sie auch nicht zu-

sammengewachsen sind, so sind sie doch zusammen aufgewachsen. Es ist aber jedem seinen Manne zur zweiten Natur geworden, diesen Gegenstand, das heißt, die Schnürleiber, so zart als möglich zu berühren, da sie den Damen so sehr am Herzen liegen.

Nun aber kömmt Herr Flittner, und pflanzt sogleich sein schweres Geschütz in Form ein Kupfertafel gegen diese wehrlosen Schnürleiber auf. Der Umriß der „mediceischen Venus" ist mit dem Umriß einer „modernen Schnürbrusttaille" neben einander abgebildet. Das ist ein arger Streich! Die Schnürbrusttaille sieht gegen die Venustaille verzweifelt Zangenkäfermäßig aus. Dagegen erlaube ich mir im Namen der Schnürleiber einzuwenden, daß die mediceische Venus gewiß einen Schnürleib getragen haben würde, wenn sie seine persönliche Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt hätte.

Nach Herrn Flittner bringt der Schnürleib bei den Damen gerade dieselben Symptome hervor, wie ein Liebhaber, nämlich:

„Beängstigung, Herzklopfen, Schwindel, Brustbeklemmung, Schwindsucht, Krämpfe, Ohnmacht u. s. w."

Ferner meint Herr Fl., der „Druck der Schnürleiber" sei schädlich, das ist eine bekannte Sache, daß der Druck in einem Schnürleibe ist, aber die Damen machen sich nichts aus dem Druck, da er zugleich der Schönheit Nachdruck verleiht, gegen diesen Nachdruck

aber gibt es kein Gesetz. Besonders eifert Herr Fl. gegen den Schnürleib bei Kindern; auch mit Unrecht! es gibt doch jetzt gar keine Kinder mehr! Endlich ruft Herr Fl. den allgemeinen Landsturm auf:

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß alle Männer von Geist und Geschmack, beim Anblick einer eingeschnürten weiblichen Figur von gleichen Gefühlen ergriffen werden!"

Die Gefühle beim Anblick einer ausgeschnürten Figur mögen wohl alle gleich sein, aber bei einer eingeschnürten sind sie vielleicht verschieden.

Nachdem also die Schnürleiber mit tüchtigen Gründen entthront sind, entschädigt Herr Fl. die Damen doch durch ein Schnürleib-Surrogat, auch eine Art Schnürleib aber ohne Druck, der sein Anliegen nur bis an die Herzgrube vorbringen darf. Aber der Stoff, d. h. das Material soll —

„darf ich's der keuschen Sonne nennen?"

soll ein Filz sein! O wie kömmt ein Filz zu Damen! Nein, ein Filz ist nicht dazu gemacht, schöne Frauen zu umfangen! Wer selbst kein Filz ist, wird mir beistimmen!

Bis auf den einen filzigen Punkt hat also Herr Fl. so ziemlich Recht, aber die Schnürleiber haben auch Recht, denn sie leben und, „der Lebende hat Recht." Aber Herr Fl. ist ein Einzelner und die Schnürleiber werden in Masse aufstehen, Millionen Schnürleiber werden heranziehen und sich wie der

Alp Nachts auf seine Brust setzen, er wird empfinden „Beängstigungen, Herzklopfen u. s. w.“ und er wird fallen, ein Opfer der Reformation! also eine Intervention wäre das Beste. Herr Fl. stehe von der Idee ab, dem weiblichen Geschlechte Filz an den Busen legen zu wollen, dafür entsagen die Schnürleiber allem Druck, und begnügen sich mit elastischem Fischbein statt des Stahls. Die Damen ihrerseits versprechen das Blankscheit von nachgiebigem und geschmeidigem Charakter zu wählen; auf diese Weise wird selbst Herr Fl. nichts gegen die Vereinigung der Damen und der Schnürleiber haben, und ich —

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte!“

Blume der Blumen.

Blumen hör' ich immer preisen
Von der Sänger süßem Mund,
Und in immer neuen Weisen
Wird ihr holdes Wesen kund;
Von den Veilchen, Lilien, Rosen,
Auch von dem Vergißmeinnicht,
Wissen sie gar viel zu kosen
Und ich widerspreche nicht.

Doch von aller Blumen Blume,
Die sie, schöner nur, vereint,
Singt zu ihrem stillen Ruhme
Heimlich nur ein treuer Freund;
Und ich werde sie nicht nennen,
Nennt sie schon auch mein Gedicht:
Sollte wer den Namen kennen,
Der verrathe ja ihn nicht!

Wohl ist Veilchen gar bescheiden
Und sein Köpfchen still gesenkt,
Treues Blau mag gern es kleiden,
Von der Hoffnung Grün umschränkt.
Ganz so herzig, ganz so sinnig
Ist das süße holde Kind;
Jeder, der sie sieht, wie innig
Fühlt er sich zu ihr gesinnt!

Lilie mag sich schlank erheben,
Schwanenweiß und immer rein,
Selbst ihr Kleid von Schnee sich weben,
Glänzend wie des Mondes Schein;
Doch sie kann Dir nicht erreichen
Die von auß- und innen rein,
Der die Engel sich vergleichen,
Makellos und zart und fein.

Röschen schmücken rothe Wangen,
Küßlich-süßer Purpurmund,
Doch nur eitel ist ihr Prangen
Und ihr Dorn ritzt leicht nur wund·
Schöner ist das Schamerröthen
Das um Jener Wangen schwebt,
Und ihr Zorn, er würde tödten
Wer sie kühn zu rühren strebt.

Pensée schlägt die blauen Augen
Immer auf zu aller Welt:
Ach, das kann doch gar nicht taugen,
Wenn man aller Welt gefällt;
Aber die, die ich will meinen,
Wendet stiller Aeuglein Licht
Immerdar nur zu dem Einen,
Ja und der vergißt sie nicht!

Meine weiße Rose.

Die Königin der Blumen, Flora, lud
An ihren Hof die Blumen ein zum Feste;
In Safian, in Scharlach und in Glut
Gekleidet kamen alle Farben-Gäste;
Und jedes Blümchen hatte, hochentzückt,
Mit Licht und Strahlen sich das Kleid gestickt.

Das Blümchen „Eisenhut," es zieht voran,
Es stellt als Ritter sich an ihre Spitze;
Die „Königskerze" steckt die Flamme an,
Erhellt den Weg durch ihre Glutenblitze;
Die „Glocken" tönen alle freudiglich,
Und jede „Aster" schmückt mit Sternen sich.

Die Königin der Blumen, Flora, schaut
Mit stolzem Aug' die Blumen alle glänzen,
Die Krone ist mit Strahlen überhaupt,
Kein Schatten kann das Zauberlicht begrenzen;
Und all' die Blumen ringsherum im Kreis',
Sie streiten um der Schönheit höchsten Preis.

Die „rothe Rose" blicket, halb erblüht,
Aus ihrer Knospe grünlichem Gesichte;
In süßer Schaam ist liebend sie erglüht,
Als ob sie zürnend für die Schönheit fechte;
Doch wie sie Glut und helle Flammen sprüh',
Der Schönheit höchsten Preis bekömmt sie nie.

Die „Nelke" glänzt im feuergleichen Sammt,
Von hocherglühtem Purpur stolz umfangen,
Der höchsten Liebe Lustverlangen flammt
Auf ihren zauberischen Gluthenwangen;
Doch wie sie auch in Licht und Flammen scheint,
Der Schönheit höchster Preis wird ihr verneint!

Die „Tulpe" prangt in schöner Stoffe Pracht,
In neuen Reizen stets sich zu gestalten,
Wie ein Kometenspiel in dunkler Nacht,
Ein ewigwechselnd Licht auch zu entfalten;
Doch wie sie auch in tausend Formen spiel,
Der Schönheit höchster Preis ist nicht ihr Ziel

So stritten um der Schönheit höchsten Lohn,
Umsonst das Heer der Blumen und der Rosen.
Narcisse, Tulipan und Anemon',
Levkoje, Sonnenblume und Mimosen;
Doch wie das Alles Flora besticht,
Der Schönheit höchsten Preis gibt sie noch nicht

Da nah't die „weiße Rose," silbern blühn
Die holden Wangen, wie des Mondes Blume,
Gekleidet zart in Schnee und Hermelin,
Wie Vesta's Bild im Heiligthume;
Wie auf der spiegelhellen Silberfluth
Der majestät'sche Schwan stillglänzend ruht!

Sie nahet sich, der Anmuth Spiegelbild,
Das Ebenmaß im Bau der zarten Glieder;
Sie streitet nicht, sie lächelt einmal mild,
Besiegt sinkt dann das Heer der Blumen nieder;
Die Anmuth nur mit seelenvollem Sinn
Ist ewig aller Schönheit Königin!

Blumen und Farben.

Blau ist die Welle,
Grün ist die Welt,
Blau ist das helle
Himmlische Zelt,
Blumen und Garben,
Veilchen im Thau,
Alles voll Farben
Wohin ich nur schau!

Farbe ist Leben,
Leben ist Lust,
Lust ist ein Streben
Freudiger Brust;
Farbe ist Freude,
Farbe ist Licht,
Erdensohn! meide
Farben ja nicht!

Roth ist die Rose,
Roth ist die Lieb',
Roth ist das lose
Mündchen so lieb;
Rose wie Liebe
Hat Dörnlein sehr,
Halten für Diebe
Wache und Wehr.

Blau ist die Treue,
Himmel ist blau,
Blau ist das neue
Veilchen der Au;
Blau ist der Ferne
Lieblicher Flor,
Blau schaut wie Sterne
Aeuglein empor.

Weiß ist die Reinheit,
Lilie ist weiß,
Alles in Einheit
Gibt ihr den Preis;
Rein ist sie immer,
Rein wie der Strahl,
Rein wie der Schimmer
Luna's im Thal.

Grün ist die Erde,
Grün ist die Kraft,
Die auf ein: Werde!
Welten erschafft;
Grün ist das Hoffen,
Jugend ist grün,
Grün wird uns offen
Das Jenseits blühn.

Grau ist das Alter,
Nebel ist grau;
Liegt wie ein kalter
Hauch auf der Au;
Blaß ist der Kummer,
Bleich ist die Noth,
Grau ist der Schlummer,
Schwarz ist der Tod!

Alles nur Eines nicht.

Für des Liedes süße Gabe,
Für des Sanges zarte Kunst,
Geb' ich Alles was ich habe,
Alles für der Muse Gunst;

All' mein Hoffen, all' mein Streben,
Fürstengunst und Glück und Gold,
Hoffnung, Ruhm und Wonne-Leben,
Bleibt mir nur die Muse hold.

Aus dem vielbewegten Herzen,
Reiß' ich jeden Wunsch heraus,
Alle Freuden, alle Schmerzen,
Trag' ich opfernd ihr in's Haus;

Freiheit in dem Reich der Lüfte,
Und des Lichtes gold'ne Fluth,
Hochgenuß im Reich der Düfte,
Und des Sehens süße Glut;

Selbst der Träume Zauberwaltung,
Und der Thräne Lustgewinn,
Alles geb' zur freien Schaltung
Für der Muse Gunst ich hin.

Selbst die Liebe, die im Busen
Mich mit Schmeichelwort bespricht,
— Auch die Liebe? Nein, o Musen!
Nein, die Liebe geb' ich nicht!

Fühl' ich nicht die Liebe innen,
Innen tief in meiner Bruſt,
Wär' ich doch bei allem Sinnen
Keines Liedes mir bewußt!

Wenn ich nicht die Liebe ſänge,
Sänge ich wohl nimmermehr,
Rauſchte auch das Reich der Klänge
Lockend, buhlend um mich her.

Wenn ich nicht zur Liebesfeier
Meine Saiten ſtimmen kann
Drück' ich meine ſtumme Leier
An die Bruſt verſtummend an.

Liebe ich der Muſen Liebe,
Lieb' ich ſie der Lieb' zu lieb,
Wenn mir nicht die Liebe bliebe,
Lied und Muſe auch nicht blieb!

Beide ſind in meinem Buſen,
Lied und Liebe feſtgebannt,
Und nur Amor reicht den Muſen
Ihre Leier ſtets zur Hand!

Natur-Sprache.

Alles spricht in Tönen, Zeichen,
Wenn es auch nicht Worte sind,
Ausdrucksvoll und reich gesinnt
Ist Natur in ihren Reichen.
Gott spricht uns durch seinen Himmel,
Dieser durch das Sterngewimmel;
Durch Geschilf und Bachesrauschen
Spricht die Erde, wenn wir lauschen;
Durch den Westwind, Donnerstoben,
Hat auch Luft die Stimm' erhoben;
Feuer spricht in lauten Gluthen
Die gefärbt zusammen fluthen;
Wasser spricht in Murmelquellen,
Im Geschwätze munt'rer Wellen;
Liebe spricht durch süße Augen
Die den Blick als Worte saugen;
Unschuld spricht auch unbefangen
Durch Erröthen holder Wangen;
Schuld auch gibt ein sprechend Zeichen
Durch der Wangen schnell Erbleichen;
Grübchen, das im Kinn sich ründet,
Wohlgefallen lächelnd kündet!
Demuth schlägt die Augen nieder;
Glaube hebt empor sie wieder;
Frommes, gottgefällig Walten
Spricht durch zartes Händefalten;

Zorn und des Grimmes Hadern
Spricht durch blutgeschwellte Adern;
Hohn in tief versteckter Weise
Zuckt die Lippen leicht und leise;
Auch der schweigsame Dichter,
Deutlich durch die Blumen spricht er!
Aus den Blumen, aus den Blättern,
Gießt er sinnig seine Lettern;
Aus Geschlecht und Farb' und Zeile
Bildet er die Redetheile;
Dorn und Blüthe, Kelch' und Dolde
Steh'n in seinem Sprecherfolde.
Jedes Blümchen, das den Funken
Von dem Farbenlicht getrunken,
Hält mit allen Lichtgenossen
Zarten Sinn in sich verschlossen,
Und in jedem Blumenstengel
Lispelt still ein Liebesengel.
Diesen Engel zu verstehen,
Wenn die Blumen dich umwehen,
Daß du mögst den Sinn erlauschen,
Wenn sie Wort und Worte tauschen,
Wenn um Frische zu genießen,
Sie den rothen Mund erschließen,
Wenn mit ausdrucksvollem Schweigen
Klug das Haupt sie niederbeugen,
All' das soll mit Liebbestreben
Dieses Büchlein kund dir geben.

Gefangenschafts-Epistel an den Mond.

Es ist ein Glück, daß du so hoch stehst, sonst könntest du nicht so neugierig durch mein Gitterfenster mir in die Feder schauen. Du siehst aber heute so betrübt-fröhlich, so gezwungen populär-freundlich aus wie Ludwig Philipp am Tage, wo Napoleons Statue wieder auf die Vendee-Säule aufgesetzt wurde.

Sieh, mein lieber Mond, wenn man eingesperrt ist und so gar nichts vor sich sieht als eben dich durch ein enges Gitter, so kömmst du einem bald erhaben, bald läppisch vor; bald rührst du mich, bald muß ich dich auslachen; bald beneid' ich dich, daß du so frank und frei umherwandeln darfst und dein Licht ansteckst, wenn ich meines auslöschen muß; bald beklag' ich dich, daß du an noch strengere und unwandelbarere Gesetze gebunden bist, und deine Bahn viel weniger verlassen darfst als ich.

Bald kömmst du mir ehrwürdig vor, wie ein silbergraues Haupt, das die weißen Locken im Winde flattern läßt, wie König Lear auf der Heide; bald kömmst du mir vor wie eine Wasserlilie, die im freundlichen blauen See sinnig fortschwimmt und

mit seinem klaren Lichte auf den Fluthen zittert; bald wieder kömmst du mir vor wie ein liebender Witwer, der bleich und einsam um die Erde wandelt wie um das Grab seines geliebten Weibes; oder du kömmst mir vor wie ein zärtlicher Vater, der mit offenem Auge die Erde bewacht, die wie ein schlafendes Kind unter ihm liegt; oder du kömmst mir vor wie das Sinnbild der menschlichen Unsterblichkeit, wie ein lichter Schmetterling, welcher sich eben der Erde entrungen und über ihrer dunklen entseelten Hülle schwebt; oder du kömmst mir vor wie ein Verbannter, der still und blaß durch die Nacht fortschreitet, welcher der Lustigkeit des bestirnten Himmels entflieht und dem die Sterne in Ehrfurcht vor dem Unglücke, gerührt und demüthig ausweichen; oder aber du kömmst mir vor wie eine himmlische Caution, die uns die gütige Gottheit jede Nacht einlegt als Gewähr, daß uns seine Gnade und sein Licht nicht verläßt, wenn er uns auch seine Sonne entzieht; oder du kömmst mir vor wie ein freundlicher Gefängniß- oder Krankenwärter des ewigen Vorstehers des großen Barmherzigenhauses dieser Erde, der alle Nacht mit seinem milden Lämpchen herumwandelt, den Schlafenden sorglich in's Antlitz schaut, den Matten und Müden Tröstung und den Leidenden sanfte Beschwichtigung zulächelt!

Bald aber auch kömmst du mir ganz komisch und lächerlich vor! Bald kömmst du mir wie eine große Mund-Semmel vor, die in einer Schüssel was-

serbläulicher, saurer Milch schwimmt; bald wie ein geheimer Polizei-Kerl, der bleich wie sein Gewissen, in einen Wolkenmantel gehüllt, herumschleicht und dem selbst die lichtvollen, unschuldigen Sterne ausweichen; bald kömmst du mir wie ein Redacteur eines gerngelesenen Blattes vor, denn alle Hunde bellen dich an, die großen wie die kleinen, du aber wandelst deinen Weg fort, in schweigender Verachtung; bald kömmst du mir vor wie ein ungebetener, ungern gesehener Gast, der ganze Städte fressen will, denn wenn du erscheinst, löscht die Stadtbeleuchtung alle ihre Laternen aus, damit du doch die Stadt gar nicht finden mögest; bald kömmst du mir vor wie ein alter verliebter Geck, der noch zu allen Fenstern hinein coquettirt und den Mädchen das Herz bestricken will mit seiner Seufzerfarbe, mit seinem Butterblick und mit seinen lichtblonden Schmachtlocken; bald kömmst du mir vor wie ein Trunkenbold, der bald voll ist und nachher bleich und blaß und abgemagert ist wie der Katzenjammer; bald kömmst du mir vor wie ein Miethsmann, der keinen Zins bezahlen will, weil du im ersten und letzten Viertel so krumme Gesichter schneidest; bald kömmt es mir vor, als säheſt du als Büßer darum so jämmerlich, bleich und kümmerlich aus, weil du die Eh'packten (Epakten oder Mondeszeiger) aufgebracht hast! Bald kömmt es mir vor, als wärst du ein Kritiker und müßtest deshalb immer wandern, weil du oft Sachen beleuchtest, die beim

Licht betrachtet stockfinster sind; bald kömmst du mir vor wie ein schlechter Prediger, dem die Leute gerade dann anfangen einzuschlafen, wenn er anfängt, ihnen sein Licht aufzustecken; bald kömmst du mir vor wie ein Hauderer, wenn man glaubt, er ist die ganze Nacht durch vorwärts gekommen, am andern Tage ist er noch auf derselben Stelle u. s. w.

Kurz, mein lieber Mond, ich weiß nicht ob du ein Gegenstand der Erhabenheit oder des Lächerlichen bist. Ich kann dich nicht leiden, weil du immer so einerlei Gesicht machst, weil du ewig und immer dieselbe glatte lächelnde Physiognomie hast wie ein Gratulationsschreiben; weil du jedem Menschen dasselbe Antlitz zeigst, weil du dein Licht gerne aller Welt aufdringen willst als ein eigenes und es doch nur ein erborgtes, ein fremdes ist; weil du in einem Monat viermal dich umwandelst; weil dein Licht ein kaltes ist, dein Strahl ein eisiger; weil du dir alle Monat zweimal die Hörner ablaufst und doch nicht gewitzigt wirst; weil du schlechtes Wetter bringst, wenn dir der Hof gemacht wird; weil du Flecken hast wie jeder Sterbliche, die kein astronomischer Fleckenputzer wegbringt und dich dennoch höher dünkst als wir; weil du nur wie ein Dieb in der Nacht mit deiner Aufklärungslaterne kömmst; weil du dem Verbrecher eben so gut leuchtest zum Morde als dem geheimen Edlen zur Wohlthat! kurz, weil du kein Originalgenie und Licht bist, sondern ein armseliger Lichtcopist, ein

Abschreiber und Nachdrucker; weil du die Aufklärung aus der zweiten Hand verkaufen willst wie ein Jesuit!

Also nimm mirs nicht übel, lieber Mond, daß ich mich lieber an die Sonne halte, und entschuldige, daß ich mir die Freiheit nahm, dir das alles zu sagen, ich habe jetzt keine andere Freiheit als diese. Ich zeichne u. s. w.

Das Spiegelbild.

1.

Die Doppelschau.

Ich seh' dich hier mit nimmersatten Blicken,
Mein Sein ist in das Auge mir gezogen;
Und seh' dich dort in den krystall'nen Wogen
Aus klaren Fluthen mir entgegen nicken.
Seh' ich dich hier, so ist das Hochentzücken.
Dich dort zu sehen grausam mir entzogen,
Und hab' ich dort dich in das Aug' gesogen,
Mußt du doch hier, Geliebte! mir entrücken!

O Doppellust der doppelten Gestalten,
Euch kann mein Auge nicht als Eins umfassen:
Will es dies Bild im trunken Blick behalten,
So muß es scheidend doch von jenem lassen;
Und welches schmeichelnd auch ins Aug' mir schleichet:
Es raubt mir eben das, was es mir reichet!

2.

Der Liebesblick.

Du schaust mich an und mein innerst Wesen
Bleibt wonnenstill an deinem Auge hangen,
Die Gegenwart allein hält mich umfangen,
Nichts anders wird mir, nichts war gewesen.
Ich fühl' das Irdische sich von mir lösen,

Unsterblichkeit und reineres Verlangen
Sind mir aus deinem Blicke aufgegangen,
In dem ich Liebe kann um Liebe lesen!

Und diesen Blick, ich sollt' ihn neidlos theilen,
Und wär's auch mit mir selber in dem Spiegel dort.
An Blicken, die im Himmel übereilen
Ist theilen schon ein schneller, frevelhafter Mord!
Mein Wesen selbst mir selber abgezogen
Haß ich, hat's mich um solchen Blick betrogen.

Die Zehner-Suppen.

Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und auf zehne steht der Lauf der Zeit,
Da kömmt in einer Holden schönem Namen
Ein Frühstück auf das Zimmer mir geschneit;
Die Musen bilden eine schöne Gruppe
Um die von Grazien geschickte Suppe!

Die Suppe muß mir freudebringend taugen,
Mit süßer Wärme mild durchströmt sie mich,
Mit ihren schönen, hellen großen Augen
Erinnert lieblich glänzend sie an dich;
Und wie du in der Kunst bist vielgestaltig
Ist sie auch täglich anders mannigfaltig.

Wer eine solche Suppe sein kann nennen,
Der stecke fröhlich seinen Löffel drein,
Und sollt er sich den Mund auch d'ran verbrennen,
Es ist für Dich, und süß ist diese Pein!
Denn Gluth kann nur durch Gluth gekühlet werden,
Das ist das Los der Schönheit hier auf Erden.

Monolog einer kritisirenden Jungfrau.

Lebt wohl, ihr Nadeln, ihr geliebten Strümpfe,
Du traulich stille Küche, leb' auf ewig wohl!
Thedore wird nun nicht mehr in dir wandeln,
Thedore sagt dir ewig: Lebewohl!
Ihr Gurken, die ich wässerte! ihr Bohnen,
Die ich geschälet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl ihr Töpfe und ihr Schüsseln dieses Hauses!
Du Strickzeug! holde Zierde dieser Hand,
Das ich oft probiert auf meine Glieder,
Thedore schreibt und nimmer strickt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner Küchenerde,
Euch laß' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreut Euch ihr Mägde an dem Heerde,
Ihr seid jetzt eine wirthinlose Schaar;
'Ne and're Wirthschaft machet mir Beschwerde,
Zu Class'kern schreib' ich einen Commentar,
So ist der Kritik Ruf an mich ergangen,
Mich lockt nicht des Topfes irdenes Verlangen!

Denn der zu Tornow an der Elbe Auen,
Im Tintenfaß sich schreibend niederließ,
Und ihr befahl die Leser zu erbauen;
Der einst die zarte Muse Chezy's,
Die Hirtin auch als Dichterin ließ schauen,
Der auch der Schoppe gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus diesen feid'nen Strümpfen:
„Geh' hin, Du sollst auf Erden für mich schimpfen!

In jedes Buch sollst Du die Nase stecken,
Mit Tint' beflecken Deine zarte Hand,
Novellen nicht soll Deine Muse hecken,
Die hübsch gebund'nen werden noch im Band.
Nicht mit Romanen sollst Du Dich beflecken,
Kein Lied ist freundlich Deinem Geist verwandt,
Doch werde ich die kritisch-spitzen Klauen,
Vor allen Erdenmädchen Dir vertrauen!

Denn wenn im Blatt die Lustigsten schon schweigen
Wenn selbst die schärfste Feder schon wird stumpf
Dann wirst Du schnell von Deinem Nähtisch steigen
Und wie die kecke Wäscherin beim Strumpf,
Dich mit der dickgekochten Lauge zeigen,
Den Kopf zu trennen von des Buches Rumpf,
Kritiken bringen Deutschlands off'nen Blättern,
Den Schiller hunzen und den Tieck vergöttern!"

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Ich bin nicht schön, entsage dieser Welt,
Drum muß ich fortan ewig um mich beißen,
Damit sie andern werde auch vergällt.
In's Reich der Kritiken will es mich reißen,
Es treibt mich hin zu des Verlegers Geld,
Honorare hör' ich mächtig zu mir dringen,
Der Brockhaus steigt und die Dukaten klingen!

Letzter Liebesgruß.

Nur einmal blick' zur Liebe, Engelsleiche,
Es perlt noch im starren Aug' die Thrän',
Es spielt um's Antlitz, um das duldensbleiche,
Des Glückes letzter Widerschein so schön!
Noch schwingen sich, vom Geisteshauch getragen,
Von bleicher Lippe Töne her — so süß;
Erzählen uns von gold'nen Liebestagen,
Und von der Lieb' verlor'nem Paradies!
Warum wir es verloren, laß' Dich fragen?
Warum, warum? Du kannst es ja nicht sagen!
Doch, daß es hin, das tiefempfund'ne Glück,
Das sagt Dein düst'rer, schmerzumflorter Blick —
Er sagt es mir, du kannst es nicht vergessen,
Was ich in Dir und Du in mir besessen,
Daß Du mein Liebstes — ich Dein Alles war!
Mein Kind, mein Kind, um aller Heil'gen willen,
Laß' nicht den Trug, das Gottesbild verhüllen,
Deß' hoher Altar uns're Seele war.

Doch, ach! umsonst, zerrissen sind die Saiten,
Die einstens Dir im frommen Ton geklungen;
Es irrt verwaist't, durch lichte Himmelsweiten,
Das süße Lied, das ich Dir zart gesungen;
Es irrt die Seele, die an Dich gebunden,
Sie fragt nach Dir — nach meinem frommen Lied.
Sie find't Dich nicht, und weint um Je'erstunden
Wo beide wir nur einer Harfe Ton,

Wo Beide wir nur einer Blume Duft
Und eines Sternes Licht — nur Beide wir
Der reinsten Seele ein Gedanke wir.
Doch ob sie irrt und ob sie weinend klagt,
Das Glück ist hin, das uns so schön getagt.

Noch einen letzten Gruß aus bess'rer Welt,
Noch einen letzten Ton vom heil'gen Lied.
Und dieses letzte Blatt vom Liebeskranz,
Und dieses letzte Bild aus gold'nem Traum,
Das letzte Wort, vom Munde heiß geküßt,
Die letzte Thrän', im Auge theuer Dir,
Nimm sie, mein Kind, mit reinem, frommen Sinn!
Der ersten Liebe leg' auf's Grab sie hin,
Es wird daraus ein hoher Wunderbaum,
In seinem Schatten träum' den letzten Traum
Vergang'ner Lust — voll herbem Seelenschmerz,
Damit der Himmel gnädig Dir verzeih,
Weil heil'gen Schwur Du brachst im bösen Scherz.

Kind und Christkind.

Am Weihnachtsabend rings der Christbaum blüht,
Am Krankenbett des Kindes eine Mutter kniet;

Ein Jahr ist's jetzt, da stand ein Weihnachtsbaum
Mit Lichtern und Geschenken hier im Raum.

Ihr Gatte, glückbedacht, zur Seit' ihr stand,
Ihr blühend Kind, gehüllt in Seid' und Band.

Heut' sitzt verlassen sie, ihr Mann ist todt,
Der Reichthum ging, und es kam Leid' und Noth.

Ihr Kind ist krank, ihr einzig' theures Kind,
Sie kniet am Bette, kniet und weint und sinnt.

Sie küßt dem Kind' so Stirn als Wange heiß,
Sie flüstert ihm zu süße Worte leis'.

Das Kind erhebt die Aeuglein matt und spricht:
„Lieb' Mutter, kömmt denn heut' das Christkind nicht?"

— Die Mutter weint, es schnürt zusamm' ihr Herz,
Sie weint, bewältigt Thräne doch und Schmerz:

„Mein Kind, das Christkind kömmt gewiß noch heut',
Es ist ja früh noch, es ist lang noch Zeit." —

Nach einer Zeit das Kind sie wieder fragt:
„Ist Christkind bös', hast du mich denn verklagt?

Ich seh' den Baum nicht, nicht die Lichtlein bunt,
Wenn Christkind käm', ich würde gleich gesund!" —

Die Mutter schluchzt ganz leis' in sich hinein:
„Mein Kind, warum soll Christkind bös' denn sein?

Es ist nicht spät noch, es ist noch nicht acht,
Es kömmt gewiß mit einem Baum voll Pracht!"

Und wieder still ist's Kind, sein Wänglein glüht,
Die Mutter weint am Bette, wo sie kniet.

„Lieb' Mutter," flüstert d'rauf das Kind, ganz hohl,
„Mich hat vergessen ganz das Christkind wohl!"

Das Herz der Mutter schwimmt im Thränenmeer,
Kaum kann sie sprechen, so ist's Herz ihr schwer:

„Mein Kind, das Christkind es vergißt Dich nicht
Du warst ja gut und fromm und sanft und schlicht!' —

Und wieder schweigt mit geschloss'nem Aug' das Kind,
Die Mutterthrän' heiß auf das Kissen rinnt.

Da hebt das Kind sein Haupt: „Lieb' Mutter mein,
Mach' auf die Thür' und laß' das Christkind ein;

Das Christkind kömmt, es bringt mir jetzt den Baum,
Im weißen Kleid kömmt es, mit gold'nem Saum!"

— Die Mutter bebt, sie neigt sich auf das Kind herab,
Sie trocknet ihm die heißen, feuchten Wänglein ab.

„Ach Mutter, ach, wie schön! wie schön! wie schön!
Die Lichtlein sind wie Sternlein anzuseh'n;

Und Englein d'rauf mit Flügeln weiß und roth und gold,
Die Englein lächeln und sie winken mir so hold!"

Die Mutter wehmuthsvoll das Kind umfaßt
Und schluchzt: „Mein Kind, sag', was gesehen Du hast?" —

„Lieb' Mutter, Du weißt nicht wie so wohl mir jetzt ist,
Küß' mich, das Christkind hat grad' mich geküßt!" -

D'rauf sinkt sein Köpfchen auf das Kissen, matt,
Sein Herzchen ausgelebt sein Leben hat!

Die Mutter weint, weint und schaut starr empor,
Ihr ist's als that' sich auf das Himmelsthor,

Und unter vielen Englein unter'm Sternenbaum,
Sieht sie ihr Kindlein in dem lichten Raum,

Sie faltet ihre Hände, weint und betet d'rein;
„Mein Kind, die Mutter wird bald bei Dir sein!"

Immer die Eine.

Verschworen gegen mich sind alle Saiten,
Mit Lied und Leyer stehen sie im Bunde,
Denn welche Weise ich auch mag bereiten,
Sie geben stets nur von der Einen Kunde;
So strömt entfesselt nun zu allen Zeiten
Dein Lobgesang allein aus meinem Munde,
Vergebens will ich mit der Muse streiten,
Die jeden Ton holt aus des Herzens Grunde

In jeden Laut mischt sich Dein Angedenken,
Der legt es schnell im nächsten Laute nieder,
In jedes Wort seh' ich es sich versenken,
Das ich gewählt zum Ausdruck meiner Lieder
Und wie ich den Gesang mag künstlich lenken,
Dein Angedenken fesselt sein Gefieder,
Und wie ich Zeil' um Zeile mag verschränken
Ich find' in jeder lieblicher es wieder.

So will der stete Quell der Harmonien,
Sich frischer stets in meiner Brust erneuern,
Wenn ich das Thema aller Melodien:
Tannonia! nur Dir allein will weihen,
In gold'ner Klarheit will das Lied erblühen,
Das sich des schönsten Glücks soll freuen,
Für Deine Schönheit göttlich zu erglühen,
Und Deine Herrlichkeit der Welt zu zeihen!

Meine Biographie.

Ich war ein junger Springinsfeld,
Stets froh,
Verthat die Jugend und das Geld,
So, so;
Doch wie ich's auch hab' angestellt,
Sprach immer doch die arge Welt
Ihr „O!"

Erst ging ich stets in hoher Pracht
Und Glanz,
Als ging's in einer Hochzeitsnacht
Zum Tanz;
Da ward ich höhnisch ausgelacht,
Und jeder sprach, und jeder dacht':
„Der Hans!"

Dann warf ich diesen Schnick und Schnack
In's Meer,
Und ging blos stets im grauen Frack
Einher;
Da sprach das liebe Spöttlerpack:
„Nun geht er gar gehüllt in Sack,
„Der Bär!"

Einst war für Mädchen-Angesicht
Ich weg,
Und wich ihr oft viel Monden nicht
Vom Fleck;

Und sieh'! das gute Völklein spricht:
„Der Mensch ist doch, beseh'n beim Licht,
„Ein Geck!"

D'rauf hab ich Lieb' und Liebelei
Verbannt,
War selber nicht im Monat Mai
Galant;
Da lachten sie: „Ei, ei, ei, ei,
„Der Tropf hat sich am heißen Brei
„Verbrannt!"

Dann segnete mit Kaufmannsglück
Mich Gott,
Verschenkte dann ein schönes Stück,
Recht flott;
Da zählten sie mit scheelem Blick:
„Der ist nun bald, verdient Geschick,
„Bank'rott."

Nun legt' ich mich mit Leidenschaft
Und Brunst,
Auf manche schöne Wissenschaft
Und Kunst;
Da war ich ringsum angeklafft:
„Wie? lebt der Mann von Bücherjaft
„Und Dunst?"

Dann schnitt ich Pfeifen, wie man spricht,
Im Rohr,
Und brachte gar ein Sinngedicht
Hervor;
Da hielt die Welt mit mir Gericht:
„Was zupfst du uns, du Bösewicht,
„Beim Ohr!"

Ich schrieb etwas am Bogen schwer
Und stark,
Das Gutes dann auch hin und her
Wohl barg;
Da brummt' ein trock'ner Regelbär,
Der gerne selbst ein Dichter wär:
„Der Quark!"

Dann flog ich über Land und Meer,
Hinaus,
Die Welt hindurch die Kreuz und Quer,
Voll Saus;
Doch riefen Grämler hinterher:
„Den treibt gewißlich ein Malheur
„Vom Haus!"

Nun schrieb voll Spaß ich ein Journal,
Juchhe!
Drob lächelte die Leserzahl
Bei'm Thee;
Doch hinterdrein mit Pein und Qual,
Kömmt Polizei und Künstlerzahl,
O weh!

An Allem was ich noch erfand,
Bis jetzt,
Hat sich den Zahn der Unverstand
Gewetzt;
Doch lach' ich heimlich in die Hand,
Werd' ich von Braven nur im Land
Geschätzt.

Mich hat Natur nun nicht zum Fisch
Gemacht,
Hab' warmes Blut zum Schreibtisch
Gebracht;

Am Tage heiß beim Federwisch,
Und bei dem Liebchen heiß und frisch
Bei Nacht.

Ihr Narren lacht euch, wenn ihr wollt,
Zu Tod,
Mir thut's um Reichthum oder Gold
Nicht Noth;
Durch's Leben werd' ich hingetrollt,
Wie mir's das Neungeschwister hold
Gebnt.

Bescheidenheit.

Fabel.

Ein Tröpfchen Thau, ganz kleine,
Das fiel beim ersten Scheine,
Den Phöbus goß umher,
In's große Weltenmeer;
Und sprach zu sich, im Fallen:
„Wie werd' ich unter allen
Den Tropfen, rein und hell,
Verschwinden, ach, so schnell;
Ich werde, klein und wenig,
Den andern unterthänig."
So sprach's, und fiel zugleich
In's große Wasserreich.
Die Muschel, die das hörte,
Und der es Lust gewährte,
Die schlürft das Tröpfchen klein
Mit einem Zuge ein.
Da wird nun zum Juwele,
Zur Perle ohne Fehle,
Das Tröpfchen Thau ganz klein;
Und schimmert im Gestein
Gar bald, der schönsten Krone
Des Kaisers, auf dem Throne;
Und strahlt voll Herrlichkeit,
Als höchster Schmuck der Zeit.

Jägerlied für Frauen.

Eine Stimme.

Auf, auf, die Nadel aus der Hand!
Wenn auch die Männer klagen,
Die Schürze hänget an die Wand,
Wir wollen heute jagen!
Ist's Jagen denn nur Männer Brauch?
Wir Weiber können's doch wohl auch!

Chor.

Ist's Jagen denn nur Männerbrauch?
Wir Weiber können's doch wohl auch!

Eine Stimme.

Wir jagen oft im Schwesterkreis,
Manch guten Namen nieder,
Er wird bald kalt, wir werden heiß,
Und trinken Caffee wieder.
Wir jagen oft auch ganz allein,
Nach Abenteu'r im Mondesschein!

Chor.

Wir jagen oft auch ganz allein,
Nach Abenteu'r im Mondesschein!

Eine Stimme.

Im Auge sitzet uns der Pfeil,
Und oben d'rauf der Bogen,
Und kommt das Wild nun auch in Eil'

Durch Thal und Feld gezogen,
Da schwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und sitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Chor.

Da schwirrt der Pfeil vom Bogen hin,
Und sitzt dem Wild im Herzen d'rin!

Eine Stimme.

Die Männer tragen Helm und Sporn,
Bewehren sich mit Lanzen,
Doch wie wir stoßen in das Horn
So müssen sie wohl tanzen,
Ist auch der Mann der Herr der Welt,
Wir jagen ihn wie's uns gefällt!

Chor.

Ist auch der Mann der Herr der Welt,
Wir jagen ihn wie's uns gefällt!

Eine Stimme.

Dort Schwestern kommt ein Eber her,
Den lassen wir anrennen!
Das wird ein Spaß, wie der am Speer
Der Liebe wird bald brennen
Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt!

Chor.

Der Eber wird, wie's uns behagt,
Bald angerennt, bald fortgejagt!

Eine Stimme.

Wir fürchten selbst den Bären nicht,
Mit seinen harten Klauen,
Bald ist der wilde Bösewicht
Im Maulkorb zahm zu schauen;
O! selbst den groben Meister Petz,
Den jagen wir in unser Netz!

Chor.

O! selbst den groben Meister Petz,
Den jagen wir in unser Netz!

Eine Stimme.

Und Hirsche gar! wir schenken oft
Ein Schock Geweihe weiter;
Und Hasen machen unverhofft
Das Jagen uns ganz heiter:
Wir finden stets im Ueberfluß,
Die frische Spur vom Hasenfuß!

Chor.

Wir finden stets im Ueberfluß,
Die frische Spur vom Hasenfuß!

Eine Stimme.

Nach Vögel jagen ist nicht Kunst,
Die schießen wir ganz fleißig,
Es stürzt schon selbst vom Pulverdunst,
Der Stiegelitz und der Zeisig.
Ja vor uns fällt, aus hoher Luft,
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Chor.

Ja vor uns fällt, aus hoher Luft,
Der Gimpel hin, kaum angepufft!

Eine Stimme.

Wir jagen auch mit einem Strich,
Die Wolke von der Stirne,
Wie sie bei'm Mann auch grämiglich
Ob Zeit und Schicksal zürne.
Wir jagen auch mit Sang und Saus,
Die Grillen alle aus dem Haus!

Chor.

Wir jagen auch mi- Sang und Saus,
Die Grillen alle aus dem Haus!

Eine Stimme.

D'rum Schwestern auf und d'rauf und d'ran
Laßt's uns wie Jäger treiben!
Nur laßt uns nicht dem Teufelsmann,
Dem Amor uns verschreiben,
Sonst fliegt die Kugel außerwärts,
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Chor.

Sonst fliegt die Kugel außerwärts,
Und trifft dennoch das eig'ne Herz!

Inhalt des neunzehnten Bandes.

Seit.

Humoristisch-satyrische Bilderkasten 1

Lyrisches.

An die Leser 65
Mein Frühgebet 67
Der Morgen 70
Der Abend 72
Der Regenbogen 74
Nachtschauer 76
Lyssa's Schmuck 78
Sehnsucht 80
Lebensschwingen 82
Was schwindet und was weilet 96
An die zukünftige Geliebte 100
Nachtfalter 104
Silhouette 109
Die Schöpfung der Frauenaugen 114
Tenzone 118
Die rechte Zeit 121
Der Liebe Lust und Weh 123
Das Schauspiel im Schauspiel 125
Abend-Vision 127
Frühlingsweihe 130
Wanderlieder 133
Thema und Variationen 139
Blumensymbolik 143

Seite

Humoristische Seifenblasen.

Die Sonnenfinsterniß und meine Nasenspitze 147
Aehnlichkeit und Unterschied 153
Ich, ein Sechs-Wöchner, oder: Sechswöchentliche Gefängnißstrafe als Folge von „ungeheurer Ironie." 156
Literarische Kameraderie, oder: Etwas über das gegenseitige Lobhudeln schlechter Autoren und mittelmäßiger Talente 162
Die Emancipation der Esel 166
Pläne und Vorschläge, erzdumm, aber nicht ohne . . . 171
Kritische Betrachtungen eines Scheintodten über das Buch des Lebens 175
Die vier S der Liebenden 179
An die Schöne auf dem Aula-Balle 180
Ehescheidungsacte von meiner zukünftigen Frau 181
Das Leben ein Speisezettel 184
Etwas über Mädchenerziehung 187
Nachtigallen-Duett 191
Mitternachtsständchen 194
Zur Genesung, oder die Ergänzungen 196
Dank und Bitte 199
Die Nacht 202
Wünsche und Entschädigungen 206
Der Morgen 208
Große Revolution im Reiche der Schnürleiber, oder: Der Kampf der neuen Schnürleiber mit den alten Schnürleibern, oder: Herr Flittner, die Schnürleiber, die Damen und ich 213
Blume der Blumen 218
Meine weiße Rose 220
Blumen und Farben 222
Alles nur Eines nicht 224

Seite
Natur=Sprache 226
Gefangenschafts=Epistel an den Mond 228
Das Spiegelbild 233
Die Zehner=Suppen 235
Monolog einer kritisirenden Jungfrau 236
Letzter Liebesgruß 238
Kind und Christkind 240
Immer die Eine 243
Meine Biographie 244
Bescheidenheit 248
Jägerlied für Frauen 249

M. G. Saphir's Schriften.

M. G. Saphir's Schriften.

Zwanzigster Band.

Brünn, Wien & Leipzig.
Verlag von Karafiat & Sohn in Brünn.
Druck von Fr. Karafiat in Brünn.

Der Gerichtssaal zu Allamatukukeli.

Allamatukukeli heißt die Residenz der Landschaft Bratizipizi-Dondiwatschi, in welcher ich einige vergnügte Tage zubrachte. Ich wohnte in dem Hôtel Charitzetschupuen und bekam ein Zimmer in der Belle-Etage im 42. Stockwerke. Der Wirth des Hauses, Herr Blamthlotunzki, empfing mich mit attischer Urbanität, und die liebenswürdige Tochter, Fräulein Tschoptschitschipschap, sagte mir im reinsten Berlinisch: „Seind Sie mich willkommen, denn Ihre Kleetage verräth mich den von's Ausland!" Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Mädchen in Bratizipizi-Dondiwatschi so geläufig Berlinisch sprechen könne; ich küßte ihr die Hand und sagte: „Mademoiselle Tschoptschitschipschap, prenez mon coeur pour vous!" Mademoiselle Tschoptschitschiptschap entzog mir ihre Hand und sagte: „Ne, französisch is mich zu gemeen, des is man für's Gesinde! Aberst Leute von Welt, sprechen Berlinisch mit Meißnisch mank!" „Ist mich angenehm!" sagte ich, und sie bot sich an, mit mir einen Besuch in den Gerichtssaal der Residenz Allamatukukeli zu machen, in welchem öffentliche Rechtssitzung war. Als wir hinkamen, war der Saal voll; allein

da wir laut Berlinisch sprachen, machte man uns respectvoll Platz und wir setzten uns auf eine der besten Bänke. Die Richter waren versammelt und der erste Ankläger trat hervor (Mlle. Tschoptschitschipschap verdollmetschte es mir) und brachte seine Klage an, die mich nicht wenig befremdete. „Ich habe das Glück gehabt," fing er an, „in meinem zwölften Jahre von einer unheilbaren Blindheit befallen zu werden, die glücklich bis zu meinem zweiunddreißigsten Jahre anhielt. Es mögen aber ungefähr vierzehn Tage sein, als der Doctor Zwonezekewizuli mich auf sein Zimmer lockte, in einen Sessel schob und mir, meines Sträubens ungeachtet, vermittelst eines Stichs das Augenlicht wieder gab, wie die hochweisen Richter sehen; ich klage also den Doctor peinlich auf Verletzung meines Glücks, auf Schadenersatz, Abbitte und Ehrenerklärung an! Unbeschreiblich ist das Unglück, das mir daraus entstand. Als ich auf die Straße kam, sah ich zu meinem Erstaunen, daß ich sah; allein was sah ich? ich sah, daß nichts Rechts zu sehen war, ich sah, daß man die Augen zudrücken muß; ich sah, daß man blindlings drein gehen muß; ich sah, daß das Glück blind ist; ich sah, daß Alles unansehnlich ist; ich sah, daß es so finster war, daß man nichts sehen konnte; ich kam nach Hause und sah, was sah ich? ich sah meine Frau, die ich für schön hielt, ich sah, daß sie nicht anzusehen war; ich sah, daß wenn ich eingesehen hätte, wie sie ausgesehen

hat, ich mich besser vorgesehen hätte; ich sah durch das Schlüsselloch in die Kammer meiner Tochter und sah, was sah ich? ich sah, was man gar nicht nachsehen darf! ich sah, daß man sich nicht genug vorsehen kann; ich sah, daß mir das Sehen verging; ich sah, daß ich unversehens Großvater werde! ich sah in die Bücher meines Buchhalters und was sah ich? ich sah in die Zukunft, ohne ein Seher zu sein; ich sah, wie ich aussehen werde, wenn er fortfährt, sich so zu sehen lassen! Und nun komme ich hierher und sehe, was sehe ich? ich sehe, wie man durch die Finger sieht, wie man durch die Karten sieht, wie man mit andern Augen sieht; ja, wo ich hin komme, sehe ich, daß das Sehen ein Unglück ist: ich sehe, daß ich mich an der Allerbesten nicht sattsehen kann: ja, daß man sich an der Schönheit sogar einen Narren sehen kann. Kurz ich sehe, daß das Sehen ein blinder Lärm und daß die Blindheit ein sichtbares Glück ist, und trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an!" — Das Gericht berathschlagte nun und entschied, daß der Doctor ihm 2000 Silberstücke Entschädigung und 4000 Silberstücke Schmerzengelder dafür geben müsse, daß er ihn freventlich in das Unglück, zu sehen gestürzt hat. Außerdem aber müsse er ihm mit seiner Kunst so lange Sand in die Augen streuen, bis er seine vorige Blindheit wieder erhält. — Die Parteien entfernten sich und ein zweiter Kläger trat auf und

klagte den Arzt Komputelidistranko folgendermaßen an: „Die Natur hat mir das Glück geschenkt, taub geboren zu werden, ich lebte auch im ungestörten Besitze dieses Glücks, als ich eines Tages in dem Garten des Doctors einschlief. Da überfiel er mich meuchelmörderisch, goß mir einige Tropfen Gift in meine Ohren und schlich davon. Ich erwachte und hörte zu meinem Erstaunen, daß ich hörte! Seit diesem Augenblicke ist mein Leben eine Kette von Drangsalen, wohin ich hörte, hörte ich Sachen, daß mir das Hören verging! ich kam nach Hause zu meiner Frau und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie glücklich ich war, als ich nicht hörte! ich lauschte an der Thüre meiner Tochter und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie sie gehörig erhörte! ich ging in's Theater und hörte, was hörte ich? ich hörte, wie sich Leute hören lassen, von denen die Zuschauer wünschten, daß sie Aufhörer würden! ich ging in die Conditorei und hörte, was hörte ich? ich hörte, was man alles von Menschen, die nichts von sich hören lassen, vom Hörensagen gehört haben will! ich ging in Gesellschaft und hörte, was hörte ich? ich hörte, daß Niemand darauf hört, wenn man ihm etwas sagt, was sich hören läßt! ich komme zu Gericht und höre, was höre ich? ich höre, wie man beim Verhöre das Beste verhört und verheert! kurz ich höre, daß man nirgends was Gutes hört, daß das Hören eine taube Nuß werth ist und daß das Taubsein ein unerhörtes Glück ist und trage

daher auf die Verurtheilung des Doctors dringend und förmlich an." — Das Gericht berathschlagte nun und entschied, daß der Doctor ihm 2000 Silberstücke Entschädigung und 4000 Silberstücke Schmerzengelder geben müsse, weil er ihn freventlich in das Unglück, zu hören, gestürzt hat, und daß er ihm so lange mit seiner Charlatanerie in den Ohren liegen muß, bis er ihn complett taub geredet. Die Parteien entfernten sich und ein dritter Kläger trat auf, und klagte den Doctor Krampalskititz folgendermaßen an: „Durch ein besonders glückliches Ereigniß verlor ich in einem Alter von 18 Jahren meine Nase: da ich keinen redlichen Finder aufforderte, sie gegen eine Recompense wieder zu bringen, lebte ich ein nasenlos glückliches Leben, bis in mein 27. Jahr. Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft dieses Doctors, er gibt mir ein Opiat und zieht mir in meiner Betäubung die Haut über den Kopf herab, und als ich erwachte, entdeckte ich zu meinem Entsetzen, daß mir eine Nase angedreht wurde! Zornig ließ ich die Nase hängen! Wie glücklich war ich in der Zeit, als mir keine Nase unter die Augen kam. Nie hat mich meine Frau bei der Nase herumgeführt! Nie tanzten mir meine Kinder auf der Nase herum! Nie schlug mir ein Mädchen die Thüre vor der Nase zu! Nie lachte mir ein unverschämter Straßenjunge unter die Nase! Nie zog ich bei der Behörde mit langer Nase ab! Kein Mensch machte mir den Vorwurf: er steckt seine

Nase in Alles! Nie wurden mir meine Fehler unter die Nase gerieben! Nie nahm mir Jemand etwas vor der Nase weg! Nie durfte ich mich selbst bei der Nase zupfen! Keine Begierde stach mir in die Nase! Nie trug ich die Nase hoch, noch rümpfte ich je die Nase! Nie wurd' ich Naseweis gescholten! Kurz ich war glücklich! und nun! nun bin ich ein unglücklicher Patron, dem man den Unmuth an der Nase ansieht! frage ich nach etwas, so heißt's: „Er steckt die Nase in Alles!" antworte ich, so sagen sie: „Er ist auf die Nase gefallen!" will ich etwas nicht bemerken, so stößt man mich mit der Nase darauf will ich etwas erfahren, so heißt's: „Gehen Sie nur der Nase nach!" wenn ich ein bischen über das Maß trinke, so schelten sie: „Er hat sich die Nase begossen!" bin ich auf etwas neugierig, so sagen sie: „Laß Deine Nase davon!" spreche ich leise, so heißt's: „Ich näsle!" seitdem ich meine Nase wieder habe, bin ich der unglücklichste Mensch von der Welt! Selbst hier im Gericht kann eine Nase mein Unglück sein, wenn man dem Gesetz eine wächserne Nase macht; kurz seitdem ich eine Nase habe, naf't mich das Schicksal auf alle Weise, und wenn ich keine Nase hätte, würde es mich nicht halb so verschnupfen, und ich trage daher auf die Verurtheilung des Doctors förmlich und dringend an." — Das Gericht berathschlagte nun und entschied, daß der Doctor ihm 2000 Silberstücke Entschädigung und 4000 Silberstücke Schmerzengeld geben

müsse, und daß er ihm so lange mit seiner Kunst um die Nase gehen muß, bis er sie ihm ganz abgenas't hat. — Die Parteien entfernen sich, Fräulein Tschoptschitschiptschap machte eine Bewegung aufzustehen, ich reichte ihr den Arm, und wir verließen den Saal; ich weiß, sagte sie, „Sie werden det ahlens in die Zeitung setzen!" „Sie haben eine feine Nase!" sagte ich. „Ei," erwiederte Fräulein T., „det is man eenem angeboren!"

Phantasieen

oder:

Nachempfindungen nach einem Balle.

Warum steigt denn aber immer der Banquo-Geist der Wehmuth gerade an den Macbeths-tafeln der Freude vor und in mir empor? Warum taucht mir die Cyklade eines namenlosen, stillen Weh's, weniger in dem stillen Meere der Einsamkeit, als in den großen Ocean der Geselligkeit auf? Warum erweckt gerade der Lärm um mich die Stille in mir, und warum athme ich wie in einer Taucherglocke desto beengter, je höher die Fluth des Lebens über meinem Haupte ragt? Warum kann ich keine zwei verschlungenen Arme sehen, ohne zugleich das Schicksal mitzusehen, wie es sie auseinanderreißt? Warum kann ich kein Tanz- und Engagementsbüchlein sehen, ohne an das schwere Lebensbuch des Jammers zu denken, welches hart auf den Knien vieler Tausenden liegt, und in welchem sie mit gerötheten Augen lesen, und in welchem der herbe Schmerz die Blätter umschlägt, und in denen ihnen nichts interessant ist, als die Seitenzahl und das ersehnte Ende?! Warum kann ich nicht hören, daß

jemand sagt: „Mein schönes Fräulein, darf ich Sie um eine Extratour bitten?“ ohne Freund Hain vor mir zu sehen, wie er mit Glacéehandschuhen sich hinstellt, in die dritte Position und frägt: „Mein schönes Fräulein, darf ich Sie bitten mit mir den Kehraus zu tanzen?“ Warum kann ich in den vielen Sternen der schönsten Augen dann nichts sehen, als aller Sterne Fundament: das Kreuz, welches dem Leichenwagen vorgetragen wird? So verließ ich auch heute den Ball in wehmüthiger Stimmung, getheilt zwischen dem Schmerz und der Lust des Athmens und Existirens, und ich trat hinaus aus dem Lichter- und Schönheitsschimmer in die große Cathedrale der stillen Nacht, und die Häuser um mich schienen auch verstimmt mit mir zu gehen und mit ihren halb verschlafenen Fensteraugen mich anzusehen; aber oben, über mir, an der blauen Kuppel der großen Cathedrale war Bal paré. Die Astrallampe des Mondes hing wie ein gold'ner Ring in der umgestürzten Saphir-Viole, und der Fackeltanz der Gestirne begann, und in der Mitte des Tanzsaales, in der Milchstraße standen die glänzenden Zuschauer, und die tausend und abermal tausend schimmernden Balldamen zogen und kreiseten und flimmerten durch einander, hie und da stand eine beleuchtende Gruppe wie zum Gespräche zusammen, und alle diese leuchtenden Balldamen schienen auf mich herab zu schauen, und funkelten mir durch den Nonnenschleier der Dunkelheit

mit heiligen Blicken tief in das Herz und thaueten ihr mildes Licht wie mütterliche Tröstung in meine Brust, und jedes irdische Weh schwieg und jeder unnennbare Schmerz schmolz an diesen niederfließenden Lichtstrahlen, und das lebende Leben in mir erwachte von seinem Scheintode, und ich sah in seliger Lust empor zu den Sternen allen, und unter allen lachte und lockte und buhlte ein einziges Licht am meisten — es war — die Leier! Und ich erkannte mein Geschick, die Venus senkte sich abwärts und entzog mir ihr Licht, und nur die himmlische Leier bleibt mir freundlich an meinem Lebenshorizonte und tönt mir süßen Trost für eingesargtes Lieben!

Der Landtag der Taschen.

Das Geschlecht der Taschen beschloß einen Landtag zu halten, um endlich, wie bei jedem Landtage, die Streitigkeiten unter ihnen anzuhören, vorzunehmen, zu besprechen, und alles — beim Alten zu lassen. Man weiß, daß ein Landtag oft der längste Tag ist, an dem ganze Nationen verkürzt werden, daß so ein Landtag oft aufgelöst wird und doch ein Räthsel bleibt. Einen solchen Landtag also hielten die Taschen, und wenn es zwar bei jedem Landtage sich meistens um die Taschen dreht, so werden diese doch selten gehört, sie wollten also jetzt unter sich eine Regierung gründen und eine regierende Königin wählen. Denn ohne Tasche kann nicht regiert werden, und man hat Beispiele, daß Ländchen, die man ganz in die Tasche stecken könnte, solche Taschenformat-Ländchen, durch sechs bis sieben Taschen (Porte-feuilles) regiert werden, und um diese sechs bis sieben Taschen zu füttern, müssen die achthalb Taschen der achthalb Unterthanen ihren Zwirn hergeben.

Ganz zuerst trat die „Brusttasche" auf und sprach: „Mich schafft das Gesetz der Welt zur Königin; auf der Brusttasche beruht das Heil der Völker

Nur wenn diese Tasche voll ist, darf man von der Brust frei wegreden, eine durch eine volle Brusttasche hochgewölbte Brust ist geborene Königin!"

Darauf erhob sich die „Jagdtasche" und sprach: „Ich trage mein Regierungsdiplom in mir: „Pulver und Blei!" Von einigen hundert tausend Pfund Pulver unterstützt, ist jede Regierung die beste; ich kann mein Volk durch den „Ausschuß" regieren. Schießgewehre sind die besten Cabinetsfedern und mit zehn Millionen Pistolen wäre sogar Don Miguel kein Usurpator!"

„Nein," sagte die „Posttasche," „durch Frieden und Eintracht will ich regieren; ich beherrsche alle meine Unterthanen so, daß sie ruhig und glücklich sind. Sehen Sie einmal alle Briefe in mir an, wie ruhig sie liegen, je gepreßter desto ruhiger! Da liegt ein Liebesbrief neben einem Wechselarrest; ein unfrankirter Grobian ruht auf den Herzen eines Gratulanten; der unverschämte Mahnbrief liegt an der Seite eines Anstellungsdecrets; der jüdische Brief bezahlt nicht mehr Porto als der christliche, kurz in meinem Reiche ist Gleichheit und Freiheit, ich taxire meine Unterthanen nach dem Gewicht: der Dickste zahlt am meisten, dadurch profitire ich, daß meine Unterthanen nicht dick thuen."

Die „Plaudertasche" trat auf, nahm das Maul voll und sprach: „Das Wort regiert die Welt; ich spreche am meisten, und sag' ich auch nichts, so bin

ich doch Königin. Die Welt wird durch die Ohren beherrscht, und wer sie nur recht bei den Ohren zu fassen weiß, dem gehört sie. Das Reden ist der Despot des Menschengeschlechts; darum beherrschen die Frauen die Männer. Plaudern ist der Code civil der Menschheit, und ich, ich bin die Tasche der inwärtigen und die Tasche der auswärtigen Angelegenheiten, ich bin die Tasche der Finanzen und der Justiz, denn eine echte Plaudertasche plaudert Alles in die Tasche, also —"

Hier unterbrach sie die „Maultasche" und sprach: „Eine derbe tüchtige Maultasche führt auch ein gutes Regiment, und oft hat eine ausgiebige Maultasche die beste Plaudertasche zum Schweigen gebracht. Der Mensch ist nichts als ein Bête social, und die Maultasche ist der gesetzliche Maulkorb dieser sociabeln Thiere, und so zu sagen Natur- und Kraftregent."

So und noch Mehreres sprachen und stritten die Taschen, achtzehn Monate vergingen und die Taschen gingen auseinander, nachdem sie beschlossen hatten, diesen Gegenstand auf dem nächsten Landtage ausführlich zu besprechen.

Vorschläge zu einem Steuertarife im Gebiete der Kunst und des Wissens.

Auflagen, meine Herren, sind Lasten, die von Menschen getragen werden müssen, weil man sie Eseln nicht auflegen kann. Der Mensch, der sie trägt, wird dieserhalb noch nicht zum Esel; im Gegentheil, jeder Mensch kann ein Esel sein, ohne dafür Auflagen zu tragen. Es wird Einem eben so leicht, diese Lasten Vielen schwer zu machen; als es Vielen schwer wird, sich dieselben leicht zu machen. Die Letzteren schlagen auch gewöhnlich den verkehrten Weg ein; sie wollen sich diese Lasten erleichtern, indem sie sich beschweren, und vergessen dabei, daß eben diese Lasten nur denjenigen nicht drücken, der sie ganz ruhig hebt.

Schon dieses sonderbaren Wesens wegen verdienen Auflagen unsere Aufmerksamkeit, abgesehen von ihrem so vielseitigen Nutzen, der ihre Existenz zugleich als nothwendig bedingt. Sich über diesen Nutzen hier auszusprechen, würde zu weit führen, selbst Beispiele davon wären überflüßig.

Schon dieser höchst wesentliche Umstand, mehr

aber noch das Bewußtsein, daß die Auflage, die ich zu tragen habe, die einzige ist, die ich als Dichter erleben werde, bestimmt mich, meine Vorliebe für Auflagen, und meine Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit am besten dadurch zu bekunden, indem ich auf ihre Vermehrung bedacht bin.

Ich beabsichtige deshalb deren Einführung auch in das Gebiet der Künste und des Wissens, und darf wohl erwarten, daß alle Künstler, bei der günstigen Stellung, die sie größtentheils im Leben jetzt einnehmen, die folgenden Vorschläge billig und angemessen finden werden. Den Schriftstellern kann diese neue Besteuerung nur ein erwünschter Beweis sein, daß der Staat endlich auf ihr Eigenthum bedacht ist. Ich gehe jetzt zu meinem Tarife über.

A. Eingangs-Zölle.

1. Fremde Bücher, in so fern sie den weitern Transport zu Wasser verlangen, werden nur dann zugelassen, wenn sie nachweisen, daß sie die Wassergefälle selbst, oder durch ihre Uebersetzer entrichten wollen. Die Letzteren sind in diesem Falle von der Kopfsteuer befreit.

2. Fremde Schauspieler zahlen fünf Prozent von ihren überflüßigen Gesticulationen, woraus ein Fond zur Unterstützung derjenigen Anfänger gebildet wird, die ihre Hände noch nicht zu lassen wissen.

3. Fremde Sängerinnen zahlen dieselben Gefälle

wie Blutegel, in sofern sie nur das Land aussaugen, und das Doppelte, wenn sie den Leuten das Blut nach dem Kopfe saugen wollen. Der Ertrag wird dazu verwendet, den Beifall wieder zu erkaufen, den sie den einheimischen Sängerinnen etwa entziehen dürften.

4. Fremdes Lob muß seine Bagage genau untersuchen lassen, und zahlt für jedes geschmierte Rad ein wenig Thran, in den jeder Freimüthige hinein treten kann. Für den sonstigen Erlös daraus wird das Eigenlob parfümirt, um ihm den Gestank zu benehmen, der in der jetzigen Zeit sehr leicht eine Pest herbeiführen könnte.

5. Fremde Wahrheit, die so blind ist, daß sie keinen Eingang findet, muß dennoch beitragen zur Steuer der Wahrheit, die dazu verwendet wird, die nackte Wahrheit zu bemänteln.

B. Durchgangs-Zölle.

1. Dichter, die durchgehen, lassen an der Grenze die Hälfte ihrer Schulden, um damit die andere Hälfte im Lande zu tilgen. Uebrigens können sie bei ihrem Durchgehen nicht angehalten werden, sobald sie nachweisen, daß sie sich selbst anhalten durchzugehen.

2. Durchreisende Schauspieler entrichten, damit sie dem Lande nicht zu schwer fallen, den dritten Theil ihrer Gastrollen, bekommen diesen aber wieder zurück, sobald es sich ergibt, daß sie mit den andern beiden Theilen durchgefallen, folglich nicht durchgereis't sind.

3. Kleine Versehen in der Kunst können gar nicht durchgelassen werden, weil die großen frei durchgehen.

4. Schnellläufer müssen gleich an der Grenze mehrere Bücher durchlaufen. Die Recension darüber wird als Durchgangszoll angenommen, und soll als Bild einer überflüssigen Mühe denjenigen Recensenten zur Belustigung dienen, die Bücher beurtheilen ohne sie anzusehen, geschweige zu durchlaufen.

5. Durchreisende Sängerinnen müssen genau angeben, wie viel Verehrer sie vor ihren Triumphwagen anzuspannen beabsichtigen. Sie entrichten dann dafür den Chaussee-Tarif für gewöhnliche Zugpferde.

C. Consumtions-Gefälle.

1. Dichter, die einen kleinen Gegenstand zu einem großen Stück verarbeiten, und dieses in anderen Häusern vorlesen wollen, zahlen dafür Gewerbesteuer nach der Classe der Hausirer. Für das Geld wird ihnen selbst wieder die Seide abgekauft, die sie gesponnen.

2. Sängerinnen und Schauspielerinnen sollen verpflichtet sein, ihr Lebensalter richtig zu declariren. Die Jahre, die sie fälschlich unterschlagen wollen, werden ihnen von der Behörde abgenommen, die solche sammelt, um recht schnell ein echtes Jahrhundert der Künstler daraus zu bilden.

5. Mitarbeiter gewisser Zeitschriften zahlen von

jedem Thaler des empfangenen Honorars zwei Groschen an den Redacteur selbst, um diesem eine leichte Uebersicht dadurch zu verschaffen, wie viel Honorar er eigentlich in einem Jahre zu zahlen hat. Der Redacteur hat diese Groschen zu sammeln, und am Ende des Jahres seinen Mitarbeitern dafür Geschenke zu machen.

4. Rothe Theaterzettel, die dem Publicum was weiß machen wollen, müssen dazu die Farbe von — — kaufen. Letzterer hat die Verpflichtung, für das Geld Kleider zur Bedeckung sonstiger Blößen zu beschaffen.

5. Recensenten, die Wahrheit consumiren wollen, müssen selbige mit ihrer Ruhe erkaufen, außerdem aber noch theuer dafür bezahlen. Sie behalten jedoch die Begünstigung, sich für den zu entrichtenden Betrag zugleich Feinde anschaffen zu dürfen.

5. Witz wird geschoren, damit er nicht bei den Haaren herbeigezogen werden kann. Wird er dann auf Kosten Anderer verfertigt, so zahlt der Fabrikant nur dann erst eine Consumtions-Steuer, wenn sein Witz auch wirklich verbraucht ist.

7. Damen, die sich schminken, zahlen dafür die Rücksichten, die sie dabei außer Augen setzen. Das Steueramt besoldet dafür Leute, die statt dieser Damen erröthen.

8. Tänzerinnen müssen die Freiheit, in der Erinnerung Anderer zu leben, dadurch verzollen, daß sie alle Schranken überspringen. Sie erhalten alsdann

Dankzettel für den Fall, daß sie sich selbst vergessen.

D. Zollfreie Gegenstände.

1. Kerngesunde Sängerinnen ohne Arroganz.

2. Maskenfreiheit im bürgerlichen Leben, auch außer der Redoutenzeit.

3. Ein Auge, das man nach Belieben zudrücken kann.

4. Fleckenreiniger, die es übernehmen wollen, Tugend und Unschuld der Mädchen fleckenlos zu erhalten.

5. Vaudevilles, die sich selbst mit Melodien versehen.

6. Die Stimme des Volkes, in so fern sie sich legitimirt, daß sie wirklich Gottes Stimme ist.

7. Theaterinstitute ohne Kabale.

8. Gedichte von Casimir.

Sachverständige mögen diese oberflächlichen Vorschläge prüfen, und in so fern sie solche der Berücksichtigung werth erachten, verbessern und erweitern, um auf diese Weise durch thätige Mitwirkung zur baldigen Verwirklichung meiner Idee beizutragen.

Etwas über die Hydropsie (Wassersucht) der deutschen Theatervorstände.

Es ist sonderbar, daß die jetzige Zeit so sehr durch Wasser leidet, sowohl die Poesie, als die Dramaturgie, am meisten aber die Theatervorstände. Die Wassersucht der Theatervorstände entsteht wie die meisten Wassersuchten dadurch, daß ihre einsaugenden Aederchen (die Cassen) so sehr gelähmt sind, daß sich die leeren Höhlungen mit Wasser füllen. Diese Theatervorstände-Wassersucht theilt sich in zwei Arten, erstens leiden sie an Sack- oder Geldbeutelwassersucht und an Herzbeutelwassersucht. Die Geldbeutelwassersucht äußert sich durch schnelles Durchtropfen aller Gegenstände, die man oben hineinschüttet; augenblicklich rinnt, wie bei dem Faß der Danaiden, alles unten durch. Die Herzbeutelwassersucht der Theatervorstände besteht in der Ansammlung der wasserähnlichen Flüssigkeit: Zärtlichkeit genannt, welche sich in dem häutigen Sacke befindet, welcher das Herz umschließt. Nicht selten findet auch ein innerer Wasserkopf statt, welcher sich durch Schläfrigkeit, Neigung zum unthätigen Liegen und Stupidität, zuweilen auch

durch eine Unempfindlichkeit der Pupillen gegen den Lichtreiz der Kritik u. s. w. darthut. Diese Wassersuchten der deutschen Theatervorstände äußern sich durch einen allgemeinen Ekel gegen Oekonomieräthe, gegen die Aufsicht der Kritik und gegen alle Mütter die ihre schauspielenden und singenden Töchter nicht aus den Augen lassen. Das wirksamste Mittel gegen ähnliche Wassersuchten ist das Abzapfen, das heißt: man muß einigen Personen vom Ganzen abzapfen.

Projecte.

1.

Die Erfindung des Trepanirens ist noch lange nicht gehörig benutzt, noch kam man in gewissen Ländern nicht auf den Gedanken, eine Trepanir-Anstalt an den Grenzen zu errichten, wo man den einpassirenden Fremden im Gehirn ein wenig nachsehe, was sie denken. Wie kurz, wie einfach und wie präcis ist dieses Mittel! Der Grenz-Trepaneur legt eine kleine Leiter an den Fremden, steigt hinauf, nimmt den Hirndeckel des Passagiers ein wenig herunter und liest in seinen Gedanken wie in einem Paß. Ist ein verdächtiger Gedanke da, wird er mit der Trepanir-Krone herausgenommen und auf der Grenze aufbewahrt, bis der Reisende zurückkommt, wo er ihm sodann wieder ganz sauber eingeschraubt wird. Die silberne Kapsel wird sodann auf der Hirnschale angeschlossen und der Schlüssel von der Grenze an die Behörde des Orts, wohin der Reisende zu gehen gedenkt, eingesendet.

2.

Warum haben wir keine Traumsteuer? Es gibt Menschen die so impertinent sind zu träumen, sie be-

sitzen mehrere Häuser in der Stadt; sollen sie dafür kein Abgaben bezahlen? Andere träumen, sie haben das große Loos gewonnen; sollen sie nichts dafür an die Lotteriecollecteurs bezahlen? Ein anderer träumt, er ist Hofrath geworden; soll er dafür keine Taxe bezahlen? Ein Mädchen träumt, sie hat ihre Nebenbuhlerin erstochen; soll sie dafür nicht kriminalisch gerichtet werden? Ein anderes Mädchen träumt, sie habe eine Putzwaarenhandlung ausgeleert; soll dieser Diebstahl so hingehen? Ein drittes Mädchen träumt, sie habe sechs Männer auf einmal bekommen; darf diese Vielmännerei geduldet werden? Einer zarten, empfindsamen Dame träumt, sie habe ihrem Kammermädchen ein Auge und zwei Zähne herausgeschlagen; sollte sie diese nicht ersetzen? Eine Sängerin träumt, sie habe einer andern Sängerin ein Pülverchen beigebracht, das ihr ewig die Stimme benimmt; soll sie nicht als Giftmischerin festgenommen werden? Ein junger Compositeur stiehlt im Traume wenigstens aus dreißig Opern; soll dies ungeahndet geschehen? Andere Leute reden gar aus dem Traume; heißt das nicht die geheime Polizei zu Narren haben? Und nun gibt es gar Leute, die im Traume Bücher drucken lassen, Bücher ohne Censur; sollen diese nicht schwer gezüchtigt werden? Mir selbst träumte einmal, ich hätte ein Buch geschrieben, lauter weißes Papier, blos zuletzt sechs große breite Pausen — — — — — —; ist das nicht höchst verdächtig? Aus Angst erwachte

ich, und war froh, kein weißes Papier beschrieben zu haben. Eine solche Traum-Steuer-Censur-Polizei müßte aus psychologischen Aerzten bestehen, die am Pulse und andern Symptomen den Seelenzustand des Träumenden herauskriegen; denn das wird doch jeder einsehen, daß ein Mann, der sechs Häuser in der Stadt besitzt, einen ganz andern Puls hat, als einer, der gar kein Haus hat? Daß ein Mann, der verheiratet zu sein träumt, schwerer athmet als ein Lediger? Daß ein Mann, der Hofrath zu sein träumt, mehr von sich bläs't als ein simpler Träumender? Daß ein Mann, der das große Loos gewonnen zu haben träumt, einen gröber anschnarcht, als einer, der nichts träumt? u. s. w.

3.

Ich habe ein herrliches Project, das Ehre, Gold und Ruhm bringen muß. Wer mir mit seinem Leben dafür steht, daß ich noch 150 Jahre lebe, mit dem theile ich das Unternehmen, das darin besteht, nach Amerika zu gehen, und in 150 Jahren Europa zu entdecken! Bis dahin wird Europa so in Amerika übergegangen sein, daß man nichts davon wissen wird. Ich werde ein Schiff bauen und immer nach der Gegend von Europa zusegeln; einige ausgebrannte Menschenschädel, die mir aus Gibraltar entgegen schwimmen werden, sind mir ein Fingerzeig, daß es da noch einen Welttheil geben müsse; ich lande endlich, und benenne das Land Saphirika; mehrere

Wilde, Einwohner des Landes, nähern sich furchtsam und staunen unsere gedruckten Bücher an. Ich frage nach den Goldgruben, man führt uns in Jesuitenklöster, u. s. w. u. s. w.

4.

Man sollte einen Preis auf die Erfindung eines „Verläumdung-Ableiters" aussetzen, vermittelst welchem man ohne Gefahr in die auserlesensten Theecirkel gehen könnte. Der Preis eines solchen „Verläumdung-Ableiters" stiege verhältnißmäßig mit der Gefahr der Atmosphäre und mit dem Rang des Cirkels. Er müßte zusammengelegt werden und bei dem Eintritt in die Gesellschaft befestigt werden, etwa an das Herz, welches als Aufenthaltsort der Ehre, den Verläumdungsstoff am meisten anzieht.

5.

Wäre es nicht möglich, durch Dampf den Lauf der europäischen Justiz zu beschleunigen? Die Sache wäre mit so wenig ökonomischem Aufwande gemacht, da viele Acten ohnehin voll Dunst und viele andere voll Qualm sind, da jeder Kläger ganz gratis die Kohlen auf das Haupt des Gegners sammelt, und die Advokaten die Glut umsonst anfachen und nachschüren!

Modelle zu Theater-Publicums.

1.

Modelle eines Publicums bei einem classischen Stücke.

Dieses Publicum ist größtentheils von bürgerlicher Herkunft, ist nicht hochgeboren aber wohlerzogen, hat kurze Ohren und eine feine Nase. Im Parterre nimmt es die ersten Bänke ein; die andern Bänke sind leer; nur hier und da ist in dieser Leere ein schwarzer Punkt zu sehen, den ein steter Theatergänger eingenommen hat, um in jedem Augenblick hinausgehen zu können. Im Parterre stehen ein Paar Recensenten, die ihren Frohndienst abhalten, und ein Paar junge Leute mit gescheiteltem Haar, Studirende. Im ersten Range ist während der Darstellung kein Mensch; in den Zwischenacten pflegt zuweilen Jemand zu kommen, um sich umzusehen; der erste Rang ist ein geborner Feind der Classiker, weil sie gewöhnlich bürgerliche Kerle waren. In den Logen des ersten Ranges sitzen ein Paar Leutchen versteckt, die sich schämen hereinzugehen und doch gingen. Der zweite Rang ist wie ein Damentaschentuch an den vier

Enden mit Leuten gestickt, und in der Mitte leer. In den Logen des zweiten Ranges sitzen wenige Damen. Bei dem „Publicum zu classischen Stücken" sieht man wenig Schanzkorblocken, wenig Theaterstecher u. s. w. Hier und da ein linnenes Taschentuch und einen schlichten Ueberrock. Es klatscht wenig und fühlt desto mehr; zum Herausrufen ist es zu schüchtern; in den Zwischenacten ißt es einige solide Nahrungsmittel.

2.

Modelle zu einem Publicum bei Local- und sonstigen zweideutigen Stücken.

Mittlere Größe; der weibliche Theil mit großen, schönen, dem Lachen günstigen Zähnen; die Männer mit Zwickelbärten, um sie bei schlüpfrigen Stellen behaglich drehen zu können. Das Parquet ist ganz, das Parterre wenig besetzt. Der erste Rang ist buntquarrirt, wie ein Schachbret; ein Feld besetzt, das andere leer. Der zweite Rang und die Gallerie sind mittelmäßig gefüllt. Hier und da ragt im Parquet eine Damenfrisur wie ein gekappter Mastbaum hervor. Gelächelt wird wenig, nur zuweilen gewiehert.

3.

Modell zu einem Opern-Publicum.

Dieses Publicum ist hoch- und wohlgeboren und mesallirt sich mit einem classischen Publicum nicht. Es ist groß und dick gewachsen, hat ansehnliche

Ohren, große mächtige Augen und einen weitaufgeschlitzten Bravo-Mund; die Hände eine Quadratmeile groß, und ein Herz, weich wie eine fünfunddreißigjährige Jungfrau; es sitzt unruhig und rutscht stets auf den Sitzen herum. Eine Eigenheit dieses Publicums ist, daß es das Trommelfell in den Augen sitzen hat. Parquet, Parterre und Ränge sind gedrückt voll. Damen-Frisuren steigen reihenweise wie Cederngipfel gen Himmel. Die Brüstungen der Logen stehen mit Perspectiven wie mit Palisaden bepflanzt; alle Augen sind auf Krieg gefaßt und unter Waffen. Die Grauköpfe zittern vor Alter und freudiger Erwartung, und die Jugend stellt sich auf die Fußspitzen. Nach geschehenem Gesange kömmt das ganze Haus in Zuckung, und ein „Ach!" drängt sich aus allen Lippen; die Quadratmeilen-Hände schlagen fieberisch an einander und der Vorhang fällt mit den Augenlidern der Seligen herab. Ein unartikulirtes Rufen stöhnt durch die Hallen; dann geht man nach Hause. Der jüngere Theil trinkt noch ein Glas Punsch auf das Wohl seiner hörenden Augen. Der schwächere Theil trinkt ein Säftchen, seine angegriffene Brust zu restauriren, und der ältere Theil sucht sein Opodeldoc-Fläschchen, um seine Arm-Knorpelbänder zu schmieren.

Neuester Plutarch,

oder:

Biographien wilder Bestien, allen Theater-Directoren in Unterthänigkeit gewidmet vom Verfasser.

Die Schlange.

Eine feine Canaille, ein wahrhaft unsterbliches Wesen; denn es beißt in's Gras und lebt doch fort. Sie ist zum erstenmale aufgetreten in dem Duodrama: „Adam und Eva, oder: die Weiber wie sie waren, sind und sein werden, in Ewigkeit, Amen!" Ein Familiengemälde ohne Anzug. Diese Rolle spielte sie so gut, daß ihr der Himmel zur Belohnung erlaubte, lebenslänglich kriechen zu dürfen wodurch seitdem viele sogenannte berühmte Leute ihr Glück machten. Die Natur wies ihr an ihrer Table d'hôte einen Platz an, an dem sie stets gratis Staub fressen kann. Sodann fiel sie der Familie Laokoon auf den Hals und wurde in Stein gehauen. Ihr drittes Debüt war in „Cleopatra, oder: Gleich und gleich gesellt sich gern." — Seit dieser Zeit spielt sie Statist- und Figurantenrollen. In der Zauberflöte begehen drei weibliche Wesen einen Schwester-

mord an ihr, und zerstücken sie in drei Theile. Nichts desto weniger hat Mad. Chezy, geborene Freiin von Klenke, sie aus dem Grabe heraufbeschworen und der Euryanthe von Savoyen zur Gesellschafterin gegeben. Die Schlange ist übrigens auch schon deßhalb eine gute Acquisition, weil sie sich häutet und also die Garderobe selbst besorgt.

Der Esel.

Der Esel ist kein genialer, aber ein fleißiger und brauchbarer Künstler, zuerst auf „den Brettern, die die Welt bedeuten," bei dem biblischen Schauspiel „Isak, der geopferte Sohn, oder der Widder und das Schlachtmesser," ein Rettungsstück mit Decorationen und Versetzstücken. Denn da steht es: „Er sattelte seine Esel." Es scheint also sogar, daß der Esel hier Regisseur war, auf dessen Rücken das Personal und Arrangement des Stückes lag. Eine bedeutende Rolle spielte der Esel in dem Stücke: „Bileam, oder Fluch und Segen." Hier hat der Esel sogar einen Geist gesehen. Dieser Esel war eine Eselin; daher konnte sie auch das Maul nicht halten, sondern that es auf und sprach. Es muß ein großes Künstlertalent gewesen sein, denn es war von den Weingärten nicht fortzubringen. König Saul, der vielleicht Director eines Theaters Secondair war, ging auf eine Engagementsreise einen Esel zu suchen. Ein großer Künstler dieser Art: Mahomeds Esel, ist in den

Mond gekommen, das ist doch der höchste Standpunkt, den ein Künstler erreichen kann. Buridans Esel, der zwischen zwei Bündeln Heu Hungers gestorben ist, war ein Künstler, der zwischen Natur und Kunst herumlaborirte, und endlich aus Mangel an beiden von der Lebensbühne weggezischt wurde. Sancho Pansa's Esel war der letzte bedeutende Künstler aus der alten Schule. Die Esel sind auch schon deßhalb große Künstler, weil sie mehr Platz haben, sich alles das, was die Kritik sagt, hinter's Ohr zu schreiben.

Der Hund.

Ein eingefleischter Künstler, der auch darin ganz wie ein anderer Künstler ist, daß er gern seinen Collegen ein Bein unterschlägt. Die ausgezeichnetsten Hunde gab es in Egypten; sie sahen die Israeliten reich beladen und „kein Hund regte seine Zunge." Wenn jetzt ein Israelite Geld hat, so bellen

Mit dem Munde
Alle Hunde
In der Runde.

Der Pudel ist besonders beliebt, weil er geübt im Aufwarten ist. Wie viel Künstler haben sonst keinen Verdienst, und sind blos dadurch zur Bühne gekommen, daß sie gut und viel aufwarten. Noch ein Vorzug des Pudels ist es und bringt ihm die Liebe des Publicums, daß er pudelnärrisch und besonders recht zottig ist. Wie viele Bühnen, die schon auf dem

Hunde waren, hat dieser Hund nicht gerettet! Im Walde bei Montdidier ist die Schule dieser Künstler.

Der Affe.

Dieser Künstler ist unter allen künstlerischen Bestien das einzige Genie! Er kennt nicht Regel, nicht Gesetz, er tritt daher

„Stets auf der tiefen Geistes kecke Spur,
„Ein freies Kind der freien Natur!

Kühn, wie jeder eigenthümliche Geist, geht sein fesselloses Streben nur dahin, die nackte Wahrheit auf die Bühne zu bringen, die falsche Scham und die kränkliche Ziererei unseres Publicums auszurotten. Das ist ein Künstler, der Haare auf den Zähnen hat, und der den Satz der Wahrheit: non datur saltus in natura („Es gibt keinen Sprung in der Natur") über den Haufen wirft, denn er ist ein Sprung von der Natur zur Kunst. Die Erziehung hat dieser Künstler mit vielen Künstlern gemein, ganz einfach, ohne Studium, dazu liebt er den Branntwein. In den „kritischen Wäldern" ist er erzogen und hat in diesen die höchsten Spitzen erklettert. Das Schicksal gab ihm, wie manchem Künstler, oft eine harte Nuß zu knacken. Wie sonst mancher Künstler, weihte er sich dem Schauspiel, weil er sonst auf keinen grünen Zweig mehr kommen konnte. Da dieser Naturkünstler am besten durch Pechstiefeln engagirt wird, so ist er auch am meisten bei Theatern,

die Pech haben, zu treffen. Der Orang-Utang ist besonders als Pantomimist und Mimiker ausgezeichnet, und seines Händespiels halber berühmt; er bricht die herrlichsten Stellen vom Zaune und schleudert sie in's Publicum. Ein Affe ist besonders für Bühnen, deren Directoren eine Affenliebe zur Sache besitzen, sehr bedeutsam.

Das Pferd.

Einer der edelsten Darsteller, auf dessen Rücken oft der Erfolg des Stückes liegt. In unserer Zeit, wo die Schauspieler arbeiten müssen, wie ein Pferd, arbeiten die Pferde wie ein Mensch. Dieser Schauspieler ist in jeder Rolle gut beschlagen, und trifft daher den Nagel auf den Kopf! Er tritt mit Sicherheit auf und wiehert zuweilen so, daß er verdiente, herausgerufen zu werden; als Komiker hat er das seltene Verdienst, nicht zügellos zu sein. Oft wird dieser Künstler auch von kritischen Händen gestriegelt, dann stellt er sich, wie alle Künstler, auf die Hinterbeine, schlägt vorn und hinten aus, u. s. w.; denn solche Künstler sind sehr übermüthig, wenn sie nicht wissen, wo sie der Hafer sticht; auch werden diese Künstler oft berieut (berühmt); ohne etwas dazu zu thun. Als Künstlerinnen haben sie die Tugend: mit dem Publicum nicht zu coquettiren, brauchen nicht immer neue Garderobe, und haben eine Taille zum umspannen.

Der Humor und der Frühling.

Ja, mein Freund, die Natur ist humoristisch und das Buch der Natur ist die Bibel des Humors, die einzige, höchste und ergreifendste Lectüre, das Vaterunser voll Einfachheit und Erhabenheit, voll Gemüth- und Göttlichkeit! O! leset, leset unaufhörlich in den humoristischen Blättern der ewig offenen, klaren und deutlichen Natur! Die Natur legt einen heitern Himmel in Eure klare Spiegelbrust, wie sie einen über Euch wölbt; die Natur zieht einen abgerundeten Kreis fester Ruhe in Eure Seele, wie sie den Cirkel ewiger Berge um Euern Horizont schließt; sie säet eine grüne Saat voll Hoffnungen, voll reinerer, besserer Hoffnungen in Eurem Selbst, wie sie die grüne Tanzdecke des pflanzentreibenden Bodens vor Euch ausbreitet; sie legt ein Chor voll jubilirender, helltönender Stimmen in Euer Gemüth nieder, wie sie um Euch die Singschule und das Tutti aller stimmkehligen Wesen erschallen läßt; sie füllt Eure Phantasie mit dem Gefühl für das Schöne, wie sie täglich ihre Belvedere von Millionen herrlichen Bildern vor Euch aufschließt, und Euer Auge sich an ihren zauberischen Einklängen und reizenden Farben-

gebungen labt; sie gießt von der heilenden Hand einer überschleierten Hoffnung Balsam in Euer wundes, einsames und klösterliches Herz, wie sie Euch durch den Nonnenflor der barmherzigen Nacht die leuchtenden Himmelsaugen, die Sterne blinken läßt! Mit tausend Zungen spricht die Natur zu Euch, wie der Humor mit tausend Bildern und Masken Euch umgibt, sie umfaßt Euch mit tausend Fühlfäden, wie der Humor mit tausend Handhaben Euch ergreift, bald mit den heißen Armen der Liebe, bald mit den Preßschienen des Spottes, bald mit den Rosenfingern der Hoffnung und bald mit den Krebsscheeren der Verzweiflung; bald mit den Schmetterlingsflügeln der Wonne und bald mit den Freßzangen des Jammers! Der Humor ist der Uraltvater, der Pentateuch aller andern Witzspielarten, er ist der Raquetenmeister der ganzen Schöpfung, der erstgeborne Kronprinz der Phantasie, bei dessen Geburt alle Geistesglocken ertönen, und hundert Donnerkanonen voll geistiger Ladung es der ganzen Welt verkünden, da hingegen bei der Geburt der Laune, wie bei jeder Prinzessin, blos die Hälfte in Bewegung gesetzt werden.

Ich möchte den Humor den Witzherkules am Spinnrocken nennen; er überwindet die Welt, aber er verzehrt die Gefangenen nicht kannibalisch, wie die Satyre; er läßt sie nicht über die Zungenklinge springen, sie müssen bloß alle ihre Waffen und Munition an sein Fouragiercorps abliefern. Er ist ein

lebensfroher, jovialer, rüstiger und vielerfahrener Greis, der sich mit uns, wie mit Kindern neckt und balgt, aber doch mit uns gutmüthig am Boden herumkrabbelt. Es scheint, als hätte er ewig gelebt und müßte ewig fortleben. Er wird, wie eine Dennebecker Metatamorphose, bald so groß, daß er sich das Haupt mit Sternen umflicht und mit seinen Riesenarmen hinausgreift in's jenseitige Leben, daß ihm die Planeten und Wolken wie Tropfen an den Fingern hängen. Bald läßt er sich auf den Fallschirm der Phantasie herunter, spielt als Kind mit Blumen und Steinchen, taucht in die Tiefen des Meeres, in die Schachten der Erde, streift in Urgebirge und Wälder und in alle Werkstätte und Laboratorien; und überall holt er seine Nahrung, und alle Reiche der Natur und Kunst müssen ihm Brandschatzung geben. Er ist Mineralog und Botaniker, Astrolog und Hydrauliker, Philolog und Statistiker, Wundarzt und Prediger, Pharmacent und Alchymist. Er ist Meister und Geselle, Laborant und Practikant. Er ist selbst Autor und Schriftgießer, Setzer und Drucker und Verleger und Colporteur. Mit der Linken schreibt er die Rudolphinischen Planetentafeln, und mit der Rechten ein Intelligenzblatt. Er schüttet Cagliostro's Lebenseffenz und gemeinen Teufelsd . . . aus seinen Philadelphischen Schreibärmeln. Das eigentliche Wesen des Humors aufzufassen, dazu gehört eine klare, spiegelhelle, erkenntniß- und anschauungsvolle Seele, in

welcher er sich, wie die fata morgana im strahlenreichen Krystallsee, abspiegeln kann. Darthun wollen was Humor ist, heißt das Licht erzählen und den Klang abschreiben wollen.

Ueber das Heil des Zapfenstreiches.

Es gibt noch viele Erscheinungen in der Natur, die wohlthätig und heilsam auf die Menschheit wirken, und von denen es eine große Zahl der Unvernünftigen nicht einsehen wollen. Z. B. Ungewitter und Stürme, sie reinigen die Atmosphäre; Krieg und Pest, sie sichten das wilde Wachsthum der Menschheit; Hungersnoth erzeugt Diät und Mäßigkeit; eine Feuersbrunst verbessert die Löschanstalten u. s. w. Wie wohlthätig und welch' ein Segen wäre jetzt nicht auch ein solides Erdbeben für die Stadt München? Da stürzten die Häuser die nicht fest genug geschnürt sind, auf einmal ein, und man müßte nicht nach und nach, bald hier einen Menschen ausgraben, bald dort. Die Bau-Commission könnte nach einem solchen Erdbeben ruhig schlafen, sie wüßte: nun sind unsere Häuser Gottlob alle eingefallen, was jetzt noch stehen geblieben ist, bedarf keiner Unterstützung und kein Haus bedürfte einer Tafel mit der Warnungs-Ueberschrift:

„Abonnement Suspendu!"

Nicht nur Krieg und Pest und Erdbeben, auch die Jesuiten sind heilsam, denn durch sie lernen wir den Werth eines tugendhaften Mannes erst recht

schätzen und die Heuchelei erst recht verachten. Nichts in der ganzen weisen Schöpfung ist also ohne Nutzen, nicht einmal ein Theater-Intendant, von dem man gewöhnlich gar nicht weiß, was er nützt, ein Theater-Intendant ist vom höchsten Nutzen, auf wen könnten sonst schlechte Regisseure ihre Sünden wälzen?! So geht es auch mit unserm Zapfenstreich! Es gibt viele unvernünftige Menschen, welche ausrufen: „Aber um des lieben Himmels willen, zu was soll uns alle Abend dieser hirnzerrüttende, ohrenzerreißende, kopfbetäubende und luftzersetzende Lärm? Leben wir denn in einer belagerten Festung, mitten im Kriege? Wohin sollen wir denn unser ohnehin schwaches Gehirn retten vor diesem diabolischen, kannibalischen Getrommel? u. s. w." O ihr kurzsichtigen, kurzsinnigen und kurzschließenden Menschen! Dieser Zapfenstreich ist nichts als ein etwas vernehmbares:

„Comment vous portez vous?"

eures Leib- und Seelenarztes. Dieser Zapfenstreich ist nur eine Generalprobe die euch untersucht, ob eure Glieder noch hübsch zusammenhalten und ob ihr die große Posaune der Auferstehung ertragen könnt. Ein offenbares Uebel ist offenbar besser als ein heimliches, habt ihr also die kleinste Disposition zu einer Ohren- oder Hirnentzündung, dann bricht sie durch den Zapfenstreich erfreulich aus, und der Arzt weiß woran er ist. Hat irgend ein Haus Neigung zur Hinfälligkeit, so muß es bei dem Zapfenstreich einstürzen und ihr

habt dann eine ruhige Nacht. Habt ihr bis 9 Uhr im Theater gesessen und habt schlechte Schauspieler mit Andacht angehört, so ist es billig, daß ihr euch dann austrommeln laßt. Welch Glück ist es, wenn ihr in Gesellschaft seid und der Zapfenstreich kömmt! Dann hört ihr nicht, nur das nicht, was der Andere sagt, sondern ihr hört auch euer eigenes Wort nicht, es steht euch also frei zu glauben, ihr habt eben etwas Gescheidtes gesprochen. Die Ehemänner können sich durch den Zapfenstreich an die Beredsamkeit ihrer Frauen und ihre Gardinenpredigten gewöhnen. Der Zapfenstreich ist auch eine Gesundheits-Erinnerung, daß man ja hübsch geschwind alle Fenster zumache. Der Zapfenstreich ist auch eine moralische Vorlesung, die wir alle Abend erhalten über den Text: daß die leeren Köpfe den meisten Lärm machen; daß die Eselshaut immer von sich selbst spricht und überhaupt lernen wir daraus: daß das Kalbfell das beste Mittel ist, die Nationen in Schlaf zu bringen! Dann auch noch, wie viele Tugenden die vielleicht eben um neun Uhr, welche Stunde im Sommer für Tugenden überhaupt die Gespensterstunde ist, dem allgemeinen Weltgeist näher sind als sonst, werden durch diesen intermezzirenden Zapfenstreich sich, der Moral, und dem rechtmäßigen Eigenthümer erhalten? Also:

„Ehret den Zapfenstreich!"

Denn er gibt Ruhe, Glück, Gesundheit, Schlaf, Tugend und Legitimität der Generation!

Ueber Gelehrsamkeit und Wissen des Schauspielers.

Die Gelehrsamkeit des Schauspielers besteht in der höchsten moralischen und physischen Cultur, und in der vollkommensten Kenntniß des Wahren, sein Wissen. Er ist nicht blos pathologischer Mensch, sondern auch physiologischer, nicht nur ein denkendes, sondern auch ein handelndes Wesen. Der Schauspieler soll das wissen, was der Gelehrte weiß, aber ohne Schulstaub, ohne Pedanterie; mit anderen Worten: vom Erkannten das Schöne, vom Wahren das Treffende, vom Bezeichnenden das Beste. Wenn der Gelehrte mühsam die Regeln von Declamation und Rhetorik umschreibt, so muß der Schauspieler wissen, in wiefern die Organisation die Schön-Rede erlaubt, und die Gelehrsamkeit besitzen, schön zu sprechen, was der Gelehrte beschreibt. In der Seelenzeichnung eines Rubens, eines Angelo, muß er genau wissen, wo die Farben stark und schwach aufgetragen werden müssen, was Original und was Copie heißt, wo sich die Linie des Schönen dem Häßlichen, und die des Wahren, der Carricatur nähert. Das Unentbehrlichste aber ist

ihm die Gelehrsamkeit der Menschenkenntniß! und welch' fleißiges Forschen und Beobachten gehört nicht dazu, um in dieser, dem Schauspieler so nöthigen Haupt-Wissenschaft, Fortschritte zu machen? Welch' ein geübter Scharfblick ist nicht nöthig, das momentane Spiel der Menschennatur zu belauschen? da gibt es kein Hilfsmittel, als die feinste Reizbarkeit, verbunden mit dem gebildetsten Gefühl und jener Weichheit, die alle Eindrücke auffaßt, ohne an ihrer moralischen Sanftheit das Mindeste einzubüßen. Hat nun der Schauspieler die Thorheiten der Welt studirt, so muß er auch wissen, wo es erlaubt ist, die Fesseln der Regel abzustreifen, und wo das Genie seinen Flug nehmen darf, ohne sich an Systeme und Theorien zu binden. — Die Schauspielkunst will studirt, nicht erlernt sein: sie fordert wissenschaftliche Kenntnisse, und dennoch ihre ganz eigene Schule. Der Schauspieler muß von der Natur alle möglichen Talente, alle körperlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten erhalten haben; er muß vor allem seiner Sprache mächtig sein, dieselbe nicht nur gut, richtig und rein sprechen, sondern auch wissenschaftliche Kenntnisse von ihr haben; er soll nicht selbst Dichter, aber mit der Dichtkunst vertraut und die Aesthetik, die Mimik sein immerwährendes Studium sein. Er muß die genaueste Kenntniß des Menschen, nach ihrer ganzen Ausdehnung besitzen, und sich aus seiner Menschenkenntniß ein eigenes System einer praktischen Philosophie al

strahiren, nicht sowohl, um in seinem eigenen Leben sich derselben zu bedienen, sondern um dadurch den Absichten des Dichters um so kräftiger zu entsprechen, und um so mächtiger nach dem wahren Ziele hinzuwirken. Von der Malerei, der Musik, der Tanz- und Fechtkunst, muß er die nothwendigsten Hauptkenntnisse besitzen, und so kann er sich endlich durch langes Studium, unermüdeten Fleiß und Anstrengung aller seiner Kräfte, den ehrenvollen Namen eines wahren und würdigen Künstlers erwerben.

Das schwierige Kleeblatt,

oder:

Theaterdirectoren, Recensenten und Polizeien.

Unter denjenigen Menschen und Ständen, die es, selbst bei dem besten Willen, keinem Menschen recht machen können, stehet das benannte Kleeblatt oben an. Sie mögen es machen wie sie es wollen, sie mögen so gut oder so schlecht, so streng oder so nachsichtig, so thätig oder so fahrlässig, so wachsam oder so schläfrig, so einseitig oder so unparteiisch sein als nur immer möglich, das Publicum und der große Haufen raisonnirt doch immer und schimpft doch immer über sie. Selbst die kleinste Provinz fordert von ihrem Theaterdirector, er soll ein solches Theater herstellen, wie die großen Hofbühnen. Ein Theaterdirector soll hexen können, er soll verhindern, daß keine Sängerin heiser, kein Schauspieler unpäßlich wird, und daß keine Tänzerin den Wadenkrampf bekomme. Er soll alle Tage zwei Lustspiele, ein neues Trauerspiel und eine neue Oper geben, und hat er sie gegeben, so sind sie nicht gut genug. Verläßt er sich auf einen Regisseur, so sollte er selbst

das Theater leiten, und leitet er es selbst, so sollte er sich einen tüchtigen Regisseur anschaffen. Gibt er Opern, so will man Trauerspiele, gibt er Trauerspiele, so will man Lustspiele, gibt er Lustspiele, so will man Ballete. Ist er mit den Schauspielern gesellig, so sagt man, er weiß sich nicht in Respect zu setzen, und ist er für sich, so sagt man, er weiß sich ihre Liebe nicht zu erwerben. — Ein Recensent ist nun gar übel daran. Das Publicum besteht jetzt aus lauter Privat-Recensenten; jeder will recensiren, recensirt auch, denn das Publicum hat Recht, denn so gut und so gründlich als in den meisten Blättern kritisirt wird, kann es jeder Geselle auf der Gallerie. Es ist also schwer unter lauter Privatrecensenten ein Exotto-Recensent zu sein, denn wenn man ihnen nicht nach dem Schnabel spricht, so schimpfen sie. Lobt der Recensent, so sagen sie: „O loben ist leicht, dazu braucht man nicht viel Verstand!“ tadelt er, so sagen sie: „Tadeln ist leicht, aber besser machen!“ Lobt er einen Schauspieler, so sagen sie: „Ach er speis't bei ihm, alle Sonntage!“ — Tadelt er einen, so sagen sie: „Gewiß hat er mit ihm etwas vorgehabt!“ Lobt er eine Künstlerin, so sagen sie: „Aha, der ist schön geschossen in die und die!“ Tadelt er eine Künstlerin, so sagen sie: „So? die hat ihn gewiß schön anlaufen lassen!“ Ist er strenge gegen die Leitung, so sagen sie: „Der hat gewiß kein Freibillet bekommen!“ Und ist er nachsichtig, so sagen sie: „Der hat gewiß einen

Freisitz!" Kurz ein jeder schiebt dem Recensenten seine eigene Lumpigkeit unter.

Am schlimmsten aber sind die Polizeien dran! Die arme Polizei kann es nun gar Niemand recht machen. Was sie thut, thut sie nicht recht, und thut sie nichts, so ist's ihnen nicht recht, daß sie nichts thut. Macht sie sich bemerkbar, so heißt es: „Die Polizei muß überall sein!" Und ist sie nicht bemerkbar, so heißt es: „O! unsere Polizei, die ist nirgends zu sehen!" — Ist sie strenge, so sagen sie: „Das ist eine türkische Polizei!" und ist sie milde, so sagen sie: „Ach, unsere Polizei, das sind alte Weiber!" Wenn die Polizei etwas will, etwas verlangt, so heißt es: „Zu was soll uns Polizei? wir brauchen keine Polizei! die leidige Polizei!" Wenn es aber darauf ankommt selbst etwas zu brauchen, da sind alle Polizeien zu wenig! Wenn jemand ein altes Ofenbrett vermißt, da sollen gleich ein Dutzend Polizeileute auf den Füßen sein; wird jemanden eine Schuhbürste gestohlen, so verlangt er, außer ihm und dem Dieb soll alles übrige nun Polizei sein.

So gehts, der Mensch wird nicht gescheidt und nicht gerecht all' sein Lebelang und unter allen Menschen ist das Publicum der schlimmste Mensch!

Die satyrische Buchhändler-Auslage.

Der Hofgarten ist mein Arbeitszimmer; da bin ich fast zu jeder Stunde des Tages zu finden: die Leute sagen dann, ich gehe den ganzen Tag müßig; allein ich habe es schon einmal gesagt, daß ich nicht spazieren gehe, sondern spazieren arbeite: ich arbeite, wenn ich müßig herumgehe, mehr als Andere, die am Schreibpulte sitzen und schwitzen und große Bücher vor sich haben und Wörterbücher nachschlagen und sich die Gedanken mit aller Anstrengung, wie mit einer Heuwinde aus dem Kopfe herausarbeiten. Mein Schreibzimmer ist die freie Natur, mein Schreibpult der grüne Boden, mein Schreibzeug die Phantasie, mein Papier das Gedächtniß, mein Federmesser der Humor, Himmel, Erde, Bäume, Flüsse, Blumen und Vögel sind meine Wörterbücher, und der Mensch, die Menschen, jeder vorübergehende Mensch, jedes am Boden spielende Kind, jedes hellängige Dienstmädchen, jeder bettelnde Knabe, alle die zusammen sind mein Conversationslexicon, und die Gedanken kommen wie die Bienen und schwärmen um mich herum, und ich muß sie oft abwehren, damit sie nicht allzuviel werden. Glaubt mir, meine Freunde, die guten Gedanken lie-

ben gewiß auch die freie Luft und laufen gerne herum; wie selten verirrt sich so ein guter Gedanke zu einem Stubenhocker, zu einem Zimmerhüter, zu einem Schreibtischkleber! Hat aber einmal so ein Pedant, so ein Sitzkasten, so ein schweißtriefender Taglöhner einen guten Gedanken gefangen, hilf Himmel! wie geht er mit ihm um! Der arme gute Gedanke wird erst als ein Schaugericht aller Welt gezeigt, kommt erst wie ein Braten ganz auf den Schreibtisch, dann wird er klein gehackt und auf jedes einzelne Blatt zertheilt, dann wird er gestoßen, mit Wasser aufgegossen und durch das ganze Werk damit aufgespritzt, dann wird der Abhub oder Bodensatz noch einmal in einem Supplementwerk verbraucht!

Geht nur hinaus in's Leben, unter die Menschen, macht Augen und Ohren und Herz auf, sprecht mit Blumen, mit Vögeln, mit Gassenjungen, mit Stubenmädchen, mit Kindern, mit Bettlern; lernt die Menschen aus der Natur und die Natur aus den Menschen kennen; beobachtet den Menschen nicht, wenn er in ein Zimmer eingemiedert ist, sondern wenn er hinausschwimmt in's Freie, da werdet ihr seine Seele kennen lernen, wie sie gliederrührig ihre Kräfte spielen läßt, und wie sein Geist die Beine ausgrätscht, und wie sein Gemüth herausspringt an die freie Luft, dann werden euch die guten Gedanken und die wahren Gedanken zuströmen wie im Ueberflusse; probatum est!

Ich ging also auch heute in meinem Arbeitszimmer: im Hofgarten, auf und ab, las die neuesten Journale, ergriff dabei die gute Gelegenheit an Nichts zu denken.

Zufällig blieb ich vor dem Auslagefenster der Jaquet'schen Buchhandlung im Bazar stehen und besah die Büchertitel. Die zufällige Zusammenstellung derselben schien von einem satyrischen Dämon geleitet worden zu sein. Der „Eckensteher Nante" und „die Helden und Götter des Nordens!" Wirklich ungeheuere Ironie! Wer Berlin kennt und erfahren hat, wer seine Tageshelden und seine Augenblicksgötter sind, wer es sah, wie sie einen „Eckensteher Nante" als unsterblich anstaunten, der glaubt, diese Zusammenstellung muß die absichtlichste Satyre sein. Darauf stehen die Bildnisse von „Till Eulenspiegel" und „Napoleon". Solche Satyre auf Weltgeschichte und Nachruhm, die das Höchste und Niedrigste auf gleiche Weise unsterblich machen!

Nun kommen: „Humoristische Glasperlen von M. G. Saphir", „Allerneueste Wassercuren": Perlen bedeuten Thränen, Thränen sind Wasser: humoristisches Wasser, nun gut, mit Wasser wäscht man den Leuten den Kopf, gesunden Köpfen nützt es, schwache Köpfe können es nicht vertragen. — Ferner finden sich da: „Neueste Schriften von M. G. Saphir", und nebenan: „Rath und Hilfe für die so an schlechter Verdauung leiden", heißt das nicht Saphirs Schriften

sind unverdaulich? Ich glaube selbst, daß sie Vielen im Magen liegen!

Weiter hinab im Auslagefenster stehen: „Pfeffer-Nösel, von Mad. Birch-Pfeiffer" und „Mittel, Ratten und Mäuse zu vertilgen". Das finde ich unpassend und unwahr, denn Ratten und Mäuse haben freien Eintritt in's Theater und finden das oder den Pfeffer-Nösel gewiß gut, obschon die Ratten und Mäuse die einzigen Menschen sind, die im Theater pfeifen dürfen!

Nun kömmt: „Die Unzufriedenheit der Völker" und „Das Katarrhalfieber", vortreffliche Satyre! Ist denn die jetzige Unzufriedenheit der Völker etwas anderes als ein Katarrh? Zuerst haben sie sich zu stark erhitzt und haben darauf das kalte Wasser der liberalen Blätter in sich hineingestürzt! Nun haben sie das Schnupfenfieber und phantasiren dabei; in der Phantasie spricht man zuweilen Sprachen, die man gar nicht gelernt hat; so phantasiren die deutschen Völker französisch, wenn sie zu sich selbst kommen, werden sie nicht wissen wie sie zu französisch kamen! Die Regierungen erkennen dieses Katarrhalfieber und behandeln es ärztlich: man läßt die Völker schwitzen und deckt sie gut zu!

Hierauf steht: „Der Mann und das Weib" und „Der Geld- und Haushaltungsrechner". Wie oft verrechnet sich der Mann im Gelde des Weibes, und wie oft verrechnet sich die Frau im Haushalten des

Mannes; — Weiter unten findet sich: „Die Herzogin von Berry" und „L'enfant perdu". Dieses verlorene Kind war der Herzogin ein gefundenes Fressen; der redliche Vater wird belohnt. — Nebenan lesen wir: „Sprüche der sieben Weisen" und Wörterbuch der Gaunersprache". Das ist zu viel! — Sodann unter der andern Glasscheibe: „Die elegante Dame" neben der „Anweisung zur Fleischbeschau" — „Erkenntniß und Heilung einer sitzenden Lebensweise bei Männern und Frauen." — „Glück und Glaube, oder ein Weg führt zum Ziele." — „Mutterpflichten" — „Die Geschichte unserer Tage" — „Fricassée für Lachtauben" — „Fragmente eines jungen Ehemanns." — „Beschreibung von München." — „Wahrsagerkarten" u. s. w.

Der Beobachter des weiblichen Geschlechtes.

1.

Unter civilisirten Nationen kann man die Weiber wie ein anderes von den Männern verschiedenes Volk betrachten, dessen Wohlwollen man sucht. Dieses Volk ist von Natur aus schwach und unbeständig, allein man schickt sich darein, und manchmal besser, als wenn es stärker und beständiger wäre. Ihre Schwäche macht manche zu Siegern, welche es durch ihr eigenes Verdienst nie geworden wären, und ihr Flattersinn macht manche frei, welche nur auf einen Vorwand lauerten, ihr Wort zu brechen.

2.

Es gibt kein Weib, das nicht geliebt sein will, und darum gibt es auch fast keines, das es nicht wirklich ist. — Ein Weib liebt übrigens nicht immer jene, von denen es geliebt wird, allein es haßt sie auch nicht, so lange es sich von ihnen geliebt glaubt.

3.

Wenn eine Faction zerstört wird so ziehen sich die Guten zurück, aber die Weisen und die Schwachköpfe lesen die Stücke auf, die ersten um sich einen

Grundsatz zu retten, die andern um eine Secte daraus zu bilden. Eben so geschieht es auch beim Abnehmen der Schönheit eines Weibes. Die Eroberer verlassen sie, aber die Weisen und die Schwärmer zanken sich darüber, aus welcher sie eine Muse oder eine Heilige machen wollen.

4.

Wer kann die Weiber definiren? Alles spricht an ihnen, aber leider eine zweideutige Sprache. Jene, welche die Gleichgiltigste scheint, ist oft die Gefühlvollste, und die Unbesonnenste gilt oft für die Falscheste. Liebe oder Aerger dictiren meistens die Urtheile über sie, und der Unparteiischeste sowohl als jener, welcher die Weiber am besten studirt hat, wird nur neue Probleme aufstellen, indem er die alten aufzulösen sucht.

5.

Eine Frau, welche frei in ihren Reden ist, entwürdigt ihr eigenes Geschlecht und bringt das unsrige in Aufruhr.

6.

Nichts ist unerbitterlicher als eine betagte Frauensperson in Hinsicht auf die Liebschaften einer jungen.

7.

Die strenge Erziehung, welche man den Weibern vorschreibt, dient nur dazu, zu bewirken, daß sie sich

verstellen lernen; sie haben kein Gefühl, welches sie nicht unterdrücken, keine Meinung, welche sie nicht verbergen, keinen Gedanken, den sie nicht verkleiden. Wir behandeln die Natur an ihnen, wie wir unsere Gärten pflegen: wir suchen sie zu schmücken, indem wir sie verstümmeln.

8.

Man verzeiht es einer Frau, wenn sie viel weiß, aber man duldet es nicht, daß sie ihr Wissen auskrame.

9.

Wenn die Weiber ihr dreißigstes Jahr erreicht haben, so ist ihr Alter das erste, was sie vergessen; sind sie aber einmal vierzig alt, so verlieren sie vollends alle Erinnerung daran.

10.

„Stillschweigen ist die Zierde der Weiber," sagte eine griechische Philosophin.

11.

Entsetzlich ist, was Euripides über die Weiber sagt: O Jupiter! (spricht er in seiner Tragödie Phädra) warum hast du dieses trügerische Geschlecht erschaffen? Wenn du uns fortpflanzen wolltest, bedurfte deine Güte denn eines so treulosen Instrumentes? — Wäre es für uns Männer nicht viel vortheilhafter gewesen, in den Tempel zu gehen, dort

Kupfer, Eisen und Gold zu opfern, und dagegen den kostbaren Keim, welcher das menschliche Geschlecht erhält, einzutauschen, und zwar jeder im Verhältnisse der Summe, welche er überbrachte!? Auf diese Art würden die Männer ruhig und frei von den Verfolgungen der Weiber leben. Heut zu Tage bemüht sich jeder selbst seine Geißel sich in's Haus zu schleppen. — Den unumstößlichsten Beweis, was für ein großes Uebel ein Weib sei, gibt der Umstand, daß der Vater eine reiche Mitgift bezahlt, um seine Tochter nur los zu werden. Der Unglückliche, welcher sie bekömmt, überläßt sich der Freude in demselben Augenblicke, wo diese Pest in seinem Hause einkehrt; er versplittert sein ganzes Vermögen, um diesem Idole Opfer zu bringen. Hier ist kein Mittelweg; er findet sein Verderben entweder in seiner Frau, oder in der Familie, welche sie ihm mitbringt. Am mindesten zu beklagen ist noch derjenige, dessen Gefährtin anspruchlos im Hause gleichsam nur vegetirt. Gott behüte jeden Mann vor einem Weibe, das mehr Wissenschaft besitzt, als ihr Geschlecht vertragen kann; die Ununterrichtete verdankt ihre Tugend mindestens ihrer Unwissenheit. — Ein Schrecken für den Mann sind auch noch die Freundinnen und Vertrauten der Frau. Es sollten um Frauen nie Wesen, welche mit ihnen sprechen könnten, oder ihre Antworten verstünden, geduldet werden; heutzutage aber spinnt die Frau im Innern ihres Hauses ein Complot an, und

die geschäftige Magd bringt es außer dem Hause in Ausführung.

12.

Die Chinesen haben so wenig Vertrauen zu ihren Weibern, daß sie nicht einmal dem Arzt erlauben, ihre kranke Frau zu berühren. Um den Daumen der Kranken wird ein Seidenfaden befestigt, dessen anderes Ende der Arzt in die Hand nehmen und auf diese Art den Schlag des Pulses beobachten muß.

13.

Das Herz des Mannes sucht Veränderung, das Herz des Weibes Beschäftigung.

14.

Die Sucht zu befehlen ist immer schwachen Seelen eigen, daher findet man sie auch bei Weibern.

15.

Panetius, ein berühmter Stoiker, antwortete einem jungen Römer, welcher ihn fragte, ob es einem Weisen erlaubt sei, die Weiber zu lieben?: Das ist eine Frage, welche wir ein andermal untersuchen wollen; für dich und für mich, welche wir von der Weisheit sehr weit entfernt sind, wird es sehr wohlthätig sein, wenn wir uns der Liebe überlassen.

16.

Um Weiber zu überreden, muß man sich nicht an ihre Vernunft, sondern einzig an ihr Herz wenden

— ihre Vernunft wird erst dann aufmerksam, wenn ihr Herz schon gewonnen ist.

17.

Der Ruf der Frauen ist jenen Seidenstoffen ähnlich, welchen das kleinste Fleckchen schädlich ist. Gesetzt, man bringt es mit aller Mühe dahin, daß das Fleckchen verschwindet, so verliert der Stoff doch in jedem Falle seinen vorigen Glanz.

Schnurrbarts-Lamentation.

Jammerepistel an meinen braunschnurrbärtigen Walliser.

„O tempora, o mores!
Die Schnurrbärt' geh'n capores!"

Mein Freund!

Eine finstere Gewitterwolke zieht sich über unserem Haupte zusammen! Die Scheere der unerbittlichen Parze schwebt ob unseren Schnurrbärten! Man sagt, ein civilisirter Mensch oder ein Mensch von Civil wird keinen Schnurrbart mehr tragen dürfen!

O ihr Männer alle, die ihr Schnurrbärte tragt, ihr Schnurrbärte alle, die ihr Männer tragt, kommt her, stürzt auf die Knie und betet inbrünstig zum Himmel um Abwendung dieser neuen Scheererei! betet mit mir:

„O Jupiter, großer, erfahrner, der du als Ochs menschlich empfunden und als Mensch ochsig gefühlt hast; du, großer, mächtiger Gebieter, nimm dich unserer Schnurrbärte an! Erhalte sie zu deinem Besten, damit du dich nicht vergreifst und einen Mann für ein Frauenzimmer hältst und ihn entführst! Wir haben

ja fast ganz und gar nichts steuerfreies, kein eigentliches Eigenthum als unsern Schnurrbart! O beschütze sie, großer Zeus, lasse sie nicht fallen unter der Waffe der Aufklärung! Nimm deinen Donnerkeil und zerschmettere jede gewaltsam schnurrbart-barbierende Hand! Schleudere deine Keule herab auf den Frevelfinger, der gewaltsam eindringt in die Erdzunge zwischen Nase und Oberlippe, um niederzumähen das letzte einzige Zeichen deutscher Männlichkeit! Rette die Schnurrbärte, du rettest mit ihnen die gesunde Vernunft! O Zeus, schau gnädig herab auf alle Schnurrbärte, die hier zu deinen Füßen liegen, und lasse sie ferner wachsen und gedeihen; behüte sie vor Wetter- und Hagelschaden von oben herab: halte von ihnen ab den rasierenden Scheerbeutel und den Hessen-Kassel'schen Ridicul! Du großer Jupiter, der du Herzen, Weiber und Schnurrbärte prüfst, erhalte uns unsere Schnurrbärte um unserer Weiber willen, den Weibern hast du ohnehin keinen gegeben, um anzuzeigen, daß den Weibern keiner gewachsen ist. Erhalte uns unsere Schnurrbärte, damit unsere Kinder uns nicht „Mama!" heißen, damit unsere Weiber uns um den Bart gehen können in Ewigkeit! Amen."

Ach, liebster Walliser, wenn ich bedenke, daß es keine Schnurrbärte mehr geben soll, fließen meine Thränen auf meinen eigenen Schnurrbart herab wie Morgenthau auf Rothkohl. Sehen Sie, mein Freund,

ich habe 38 Jahre in Deutschland gelebt, ich fühlte, mir fehlte etwas, allein ich wußte nicht was. Ich habe zweihundert Mädchen geliebt, zweihundert Mädchen waren in mich verliebt, sechshundert verehrten, neunhundert vergötterten mich und nicht Eine liebte mich; und keine Einzige von allen denen fand das magische Bindemittel zwischen meiner Nase und meinem Munde, die Copula zwischen diesem ansehnlichen Subject und Prädicat heraus. Kaum aber war ich drei Wochen in Paris, so sagte mir eine hübsche Pariser vornehme Dame (unter uns gesagt, sie verkaufte Seife in der Passage Colbert): „Mon joli garçon, il vous faut une moustache!" Und siehe da, wie ein Blitz fuhr's durch meine Seele, Tag wurde es in mir, und alle Pulse riefen: „Du mußt einen Schnurrbart tragen!" Welch einen Effect mein Schnurrbart machte, brauche ich Ihnen, mein Freund, nicht zu sagen; „er kam, er sah, er siegte!" und diesen Schnurrbart sollte ich hingeben; hingeben der vandalischen Scheere? O, mein Freund, wenn ich darauf Ihren braunen Schnurrbart unter der spitzen Regenschirmnase betrachte und denke, auch er soll fallen, so denke ich immer: „Auch Patroklus mußte sterben und war schöner noch wie er!"

O, ein Schnurrbart ist eine verdächtige, eine gefährliche Sache! Erst wenn alle Schnurrbärte wegrasirt sein werden, wenn es keinen Menschen mehr geben wird, der Haare auf den Zähnen hat, dann können

sich die Gensd'armes ruhig auf's Ohr legen, dann ist Deutschlands Ruhe auf ein Haar ausgemittelt!

Und im Grunde, wer weiß wozu man den Platz noch braucht, den überflüssigen Platz, den das Unkraut unserer Schnurrbärte überwuchert? Vielleicht will man Pulvermühlen hinbauen, damit wir Alle sagen können, wir haben schon Pulver gerochen! Vielleicht will man uns noch so manches unter die Nase reiben und der Schnurrbart genirt dabei!

Mein Freund, der Mensch hat zwischen Nase und Kinn zwei Dinge, die für ihn sprechen: den Mund und den Schnurrbart: wozu zwei Fürsprecher? Danken wir also Gott, daß uns blos der Schnurrbart und nicht der Mund abrasirt wird!

Gewiß ist ein Schnurrbart eine staatsgefährliche Sache; denn dasjenige, was man so unter der Nase hinspricht, das ist das Verdächtigste: wenn Einer einen Schnurrbart trägt, so spricht er alles, was er unter der Nase spricht, in den Schnurrbart hinein; der Schnurrbart ist also der Hehler aller verdächtigen Aeußerungen. Das wird eine schöne Bescheerung werden; ich sehe schon alle Schnurrbärte vor Gericht stehen und ihre Aussagen zu Protokoll geben; da wird es haarscharf hergehen!

Sie, ja, Sie haben gut reden, Sie haben einen braunen Schnurrbart: braun ist eine unschuldige, eine nichtssagende Farbe; die Kapuzinerkutten und Mad. Birch-Pfeiffers Erzählungen sind braun; aber

mein Schnurrbart, ach, der ist so quasi tricolor! und, weiß Gott! er ist inwendig eben so wenig tricolor gesinnt als ich selbst; aber der Schein, mein Freund, der Schein! So ein Schnurrbart wird gerichtet nach dem Schein!

Aber im Grunde sind die Schnurrbärte noch eigentlich unschuldige Kinder gegen die Augenbrauen und Augenwimpern! Mit einem Schnurrbart kann man nicht winken, nicht Zeichen geben u. s. w., und ich sehe schon wie man uns in zehn Jahren die Augenbrauen und Wimpern abrasiren wird, da wird es uns im Winter sehr kalt sein!

Man könnte sagen, Gott hat uns den Schnurrbart wachsen lassen, hat ein Mensch das Recht ihn abzuschneiden? Allein die Antwort ist einfach: Gott hat uns Ohren und Nasen auch wachsen lassen und die Türken schneiden sie doch ab, und wenn das Türken thun dürfen, was dürfen nicht erst Menschen thun?

Ich weiß aus guter Quelle, daß Adam mit einem Schnurrbarte erschaffen wurde, denn er war ja ein Ebenbild Gottes, und können Sie sich einen Gott ohne Schnurrbart denken? Als Eva von dem Baume naschte und ihr die Augen aufgingen, sagte sie zu Adam: „Mon cher Adam, du mußt Dir auch einen Henri quatre wachsen lassen!"

Frisch auf, mein Freund, wenn die Schnurrbärte fallen müssen, so wollen wir sie alle sammeln

und neben der Hermannssäule ein Monument aus ihnen errichten, mit der Inschrift!

„O Nachwelt, du sollst mit Erstaunen es fassen,
Die persönliche Freiheit hat hier Haare gelassen!"

Ueber die häusliche Erziehung der Töchter.

Der Zeitgeist hat sehr nachtheilig auf die Erziehung der Töchter bei allen Ständen eingewirkt. Daher so viele unzufriedene Ehen, daher so viele ehelose Männer, daher die Klage über Mangel an häuslichem Glücke, über schlechte Kinderzucht, über die Verdorbenheit der Dienstleute ꝛc. Bei der Töchtererziehung, wie sie ist, und schon seit einigen Decennien war, mußte es so kommen, und die Folgen liegen nun schon klar am Tage. Unsere Töchter werden nicht mehr für das Haus, sondern nur für die Welt erzogen, sie wollen nicht mehr in stiller Häuslichkeit, unter dem Schleier der Verborgenheit durch häusliche Tugenden sich liebenswürdig machen und nützen; sie wollen sich nur zur Schau tragen, nur glänzen. Sie haben keinen Sinn mehr für das stille Leben im engeren Familiencirkel, sie suchen nur die rauschenden Vergnügungen der Welt. Eitelkeit, Gefallsucht sind die Triebfedern ihres Thun und Treibens und die Quelle der Unzufriedenheit, und beide werden ihnen durch die Erziehung recht planmäßig eingeimpft.

Enge ist der Kreis, in welchem das weibliche Geschlecht wirken soll, und für welchen es erzogen wird, aber reich ist er an Quellen des Guten, die aus ihm nach allen Richtungen fließen. Das Mädchen muß zur Gattin, Mutter und Hausfrau erzogen werden. Es soll die treue und liebenswürdige Gefährtin des Mannes, die Pflegerin und Erzieherin der Kinder, die geschickte und emsige Vorsteherin des Hauswesens werden. Ein für den Wirkungskreis des Weibes ausgebildeter Verstand, echt religiöser Sinn, Freundlichkeit, Gefälligkeit, Bescheidenheit, Anständigkeit, Sittsamkeit, Nachgiebigkeit, Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Häuslichkeit, sind die Eigenschaften, welche die Frau mit sich selbst zufrieden machen, und das häusliche Glück begründen.

Aber wie werden die zarten Keime dieser Tugenden bei den Töchtern schon in der ersten Jugend zerknickt! Die Tochter muß zwar, wie der Knabe von Allem, was ihren künftigen Beruf betrifft, und was ihr zu wissen nützt, deutliche und bestimmte Begriffe bekommen, sie muß richtig und zusammenhängend denken, urtheilen und schließen lernen, um eine verständige Gattin, Mutter, Gesellschafterin und Vorsteherin des Hauswesens zu werden. Der Schöpfer hat sehr wohlthätig dem weiblichen Geschlechte viel natürlichen Verstand verliehen, der sich zeitlich entwickelt und nur in der gehörigen Richtung erhalten werden darf. Doch damit sind die Mütter nicht zu-

frieden; ihre Töchter sollen schon in der zartesten Jugend durch eingelernte, oft ganz unnütze, oft zweckwidrige Kenntnisse glänzen. Anstatt ihre Lern- und Wißbegierde auf nützliche, dem künftigen Berufe angemessene Dinge, besonders auf das Hauswesen zu lenken, müssen sie declamiren, die Göttergeschichte, Singen, Clavier- und Guitarrespielen, Tanzen u. dgl. Dinge lernen, wodurch sie glänzen können. Die Mutter versäumt keine Gelegenheit, wo die Tochter ihr Talent zeigen kann, und Freudenthränen über den erhaltenen Beifall der unverständigen Zuhörer und Zuschauer benetzen die Wangen der eitlen Mutter, die ihre Thorheit an dem Töchterchen bewundert und es zur gefallsüchtigen Puppe erzieht.

Wie die Mutter an der Besorgung des Hauswesens wenig Vergnügen findet, sich immer mit etwas Anderem, und doch mit nichts beschäftiget, neugierig Alles wissen muß, was in nahen und fernen Familien vorgeht, sich in die Angelegenheiten des Gesindes mischt, lieber über Theater, Bälle, Belustigungsörter, Landpartien, Moden ꝛc. als über Kinderzucht und Hauswesen spricht, und in den Gegenständen der Neugierde ihre Tochter oft zur Vertrauten macht, so pfropft sie ihr auch den Kleinigkeitsgeist, das Beschäftigen mit Nichts, die Neugierde, Klatscherei und den Hang ein, sich über Alles aufzuhalten, was Andere thun.

Die Mutter füllt die leeren Stunden so gern

mit Lectüre aus; sie liest Romane, Theaterstücke, schöne Literatur und äußert oft auffallend ihr Entzücken über Stellen, die sie von Andern loben gehört hat, wenn sie dieselben auch nicht versteht. Das Töchterchen ahmt schon mit sieben und acht Jahren die Mutter nach; sie liest gern, weil sie auch von derselben dazu aufgemuntert wird. Unsere faselnden Jugendschriftsteller haben für süße Nahrung gesorgt, welche die Phantasie erhitzen, das Gefühl überreizen, und den Verstand leer lassen. Die Tochter gewöhnt sich von dem Kindesalter an diesen Ueberreiz, sie kann es bei den trockenen Lehrgegenständen nicht mehr aushalten; sie langweilet sich bei dem Sprachstudium, schriftlichen Gedankenausdrucke, Rechnen ꝛc.; sie hat bald alle Kinderschriften dieses Gelichters verschlungen und liest im zehnten Jahre Romane, Comödien, Dichter, und wird — eine sanfte Schwärmerin, welche sich in ihrer Phantasie eine ideale Welt gebildet hat, und der hier, auch in den günstigsten Verhältnissen, nichts mehr recht geschieht.

Unsere braven Hausmütter lenkten ehemals das zarte Gemüth der Tochter zeitlich auf Gott. Sie sprachen nur von Gott und göttlichen Dingen mit tiefster Ehrfurcht und bezogen Alles auf Gott. Zeitlich führten sie die Töchter in die Kirche, in die Versammlung der Betenden, um Rührung in ihren Herzen hervorzubringen, und pflanzten durch ihr frommes Beispiel echt religiösen Sinn in die Herzen der

Töchter, welcher das sittliche Gefühl unterstützt, von so manchen Verirrungen des Jugendalters zurückhält und die Stütze der Tugend in allen Verhältnissen des Lebens ist.

Jetzt ist es ganz anders. Man glaubt Alles gethan zu haben, wenn man, ohne selbst von religiösem Geiste durchdrungen zu sein, den Töchtern die Lehren der Religion nach Vernunftgründen beibringt, welche das Herz kalt lassen, oder wenn man sie blos die natürliche Religion lehrt, und die positive ganz vernachlässigt. Man scheut sich nicht, in Gesellschaft der Töchter über das, was allen Menschen heilig und ehrwürdig sein soll, zu witzeln und zu spötteln; die Mütter wollen schöne Geister sein, welche ihre Art zu denken und zu handeln, durch die Lehren der Religion nicht beengen lassen, und so ersticken sie in den Herzen der Töchter alles religiöse Gefühl. Sie führen zwar ihre Töchter in die Kirche ein, doch nicht um zu beten, sondern nur der Gewohnheit halber, und sie wählen immer gern die Stunde, in welcher dort der Sammelplatz des Putzes ist, oder wo sie Bekannte und Gerngesehene zu treffen hoffen.

Das zarte und reizbare weibliche Geschlecht handelt immer mehr nach dem Gefühle als nach seinem Raisonnement. Daher suchten die Mütter ehemals das sittliche Gefühl der Töchter zu erregen, zu schärfen und durch die Vernunft zu berichtigen. Sie machten ihnen deutlich, was an dem Weibe wahrhaft liebenswürdig ist, sie lehrten die Töchter durch Wort und

Beispiel sich selbst achten, und veredelten den natürlichen Hang zur Gefallsucht und den Wunsch, geliebt zu werden, dadurch, daß sie dieselben aneiferten, nur durch Tugend, Würde und Anmuth und vor allen Dingen durch reine Natur zu gefallen. Jetzt wird an den Töchtern Alles gekünstelt, sie sollen nur durch das Aeußere gefallen. Von dem ersten Kindesalter an wird dem Töchterchen schon vorgeplappert, wie es in diesem Kleide, mit diesem Kopfputze so liebenswürdig erscheine, es wird ihm der Spiegel vorgehalten, daß es sich beschauen und bewundern könne; die Mutter erzählt ihm mit Freudenthränen im Auge, wie es auf dem Balle so artig getanzt, in der Gesellschaft so lieblich gesungen, oder am Fortepiano so anmuthig gespielt, wie es so herrlich declamirt, so naiv und schnippisch geantwortet wie es so allgemeine Bewunderung erregt habe.

Ehemals gewöhnten die Mütter die Töchter von Jugend auf, emsig und geschickt zu arbeiten, häuslich und reinlich zu sein, wenig zu begehren, gern andern zu dienen, und in allem diesen gingen sie mit ihrem Beispiele voran.

Selbst die Töchter aus den gebildeten Ständen mußten ihre Thätigkeit hauptsächlich auf häusliche Geschäfte verwenden, und schon zeitlich wurde ihnen ein Theil des Hauswesens nach Verhältniß ihrer Kräfte und Geschicklichkeit übergeben, für welchen sie auch verantwortlich gemacht wurden. Ueberhaupt trach-

teten die Mütter, ihren Töchtern Arbeitsamkeit, Geschicklichkeit, Gewandtheit, Sparsamkeit, Genügsamkeit von Kindheit an zur andern Natur zu machen. Sie lehrten sie entbehren und sich mit wenigem begnügen, versagten ihnen manche Bequemlichkeit, die sie nach ihrem Stande und ihren Umständen haben konnten, und erinnerten sie oft, daß sie leicht in schlimmere Umstände kommen könnten, und daß Selbstbeherrschung und Gewöhnung an Entbehrungen eine gute Vorübung sei, sich in jede Lage bei dem Wechsel des Schicksals zu fügen, und daß man das Bessere, wenn es kommt, leichter ertragen, als dasselbe, wenn man es nicht mehr haben kann, entbehren könne. Jetzt wird jede Tochter über ihren Stand erzogen und ihre Thätigkeit nur auf unnütze oder frivole Gegenstände geleitet. Mädchen, welche eigentlich zu Dienstboten erzogen werden sollten, werden, statt kraftvoll und unermüdet arbeiten, geduldig Lasten und Beschwerden ertragen zu lernen, von Jugend auf in tändelnden Handarbeiten, in fremden Sprachen, selbst in Musik unterrichtet, und die Mutter wendet ihren sauer erworbenen Groschen daran, um durch Miethlinge ihre Tochter verziehen zu lassen; die Bürgerstochter will sich durch eingelernte unnütze Kenntnisse und Fertigkeiten zum Fräulein hinaufschwingen, die Töchter aus den gebildeten Ständen wollen es den Damen gleich thun. Und dieses Alles veranlassen gewöhnlich die Mütter, welche sich in den Töchtern gefallen, und sie

wissen nicht, daß sie das Wohl und die Zufriedenheit derselben eben dadurch untergraben. Man besuche die Arbeitsschulen der niederen Stände, und sehe, welche Arbeiten dort von den Mädchen verfertigt werden. Ehemals strickte man da Strümpfe, Hauben und derlei, man nähte und stickte. Jetzt sieht man nur Galanteriearbeiten, und des Taglöhners Tochter schämt sich, einen Strumpf aus grober Wolle, den sie und ihre Eltern tragen sollen, zu verfertigen.

Nur von der sorgsamen Mutter kann die Tochter Häuslichkeit und Wirthschaftlichkeit lernen. Ihr Beispiel muß die Tochter an sich ziehen. Aber wie wenige Mütter haben am Hauswesen, in ihrem Familiencirkel Vergnügen? Nur außer Hause suchen sie Erholung und Zerstreuung und wollen auch dieses Vergnügen nicht ohne die Töchter genießen, sie müssen sie begleiten; sie führen sie in Gesellschaften, wo man das Zartgefühl der Kinder wenig achtet, sie führen sie an öffentliche Orte, in Gärten, wo der Bänkelsänger Gassenhauer vorbringt, auf öffentliche Bälle, wo junge und alte Thoren ihr Wesen treiben, sie führen sie in Schauspiele, wo die Phantasie gereizt und das zarte Gefühl durch zweideutige Anspielungen verletzt wird. Ist es zu wundern, wenn unsere Töchter vergnügungssüchtig, leichtsinnig, flach und fahrlässig im Hause sind?

Unsere Mütter haben gewöhnlich wenig Gewalt über den Willen ihrer Töchter. Die schmeichelhaften

Geschöpfe wissen von der ersten Kindheit an das Herz ihrer Mutter so zu gewinnen, daß sie überall ihren Willen bald durch Bitten, bald durch Weinen durchsetzen können. Die gute Mutter gibt so gerne nach, um die gute Laune der Tochter nicht zu trüben, und erzieht sie zu einer eigensinnigen Gattin, mit welcher der Mann lebenslang eine wahre Plage hat, von der er nichts als Widerspruch hört, die ihm aus Herrschsucht und Eigensinn überall entgegen handelt. Manche Mütter machen die erwachsenen Töchter zu ihren Vertrauten bei Irrungen und Zwistigkeiten mit ihren Gatten und belehren sie recht mütterlich, daß sie das Hausregiment, wenn sie einst an Mann gebracht werden, festhalten und sich nicht aus den Händen sollten winden lassen. Bei unsern vorigen Hausmüttern wurden die Töchter in einem vernünftigen Gehorsam gehalten, sie mußten nachgeben und dulden lernen, jede üble Laune unterdrücken, und wurden gewöhnt, von dem Willen eines Andern abzuhängen, sich gegen Andere nachgiebig und gefällig zu bezeigen.

Sittsamkeit Bescheidenheit, Ehrbarkeit und Anstand sollten ehemals die Töchter unserer Hausmütter empfehlen. Die Mütter sorgten, daß die Töchter in ihrem ganzen Betragen, in gesellschaftlichen Mittheilungen, in Ton und Blicken, in Kleidung und Geberden eine gewisse Natürlichkeit und Zurückgezogenheit, die so liebenswürdige Weiblichkeit zeigten, und sich nie durch etwas Uebertriebenes und Auffallendes

auszeichneten. Damals hatten die Töchter Achtung für sich selbst, sie richteten ihr ganzes Betragen so ein, daß sie sich auch Andern achtungswerth machten, und hüteten sich vor Allem, was sie in den Augen vernünftiger Menschen herabsetzen konnte. Sie waren ehrbar in Worten, Geberden und Handlungen, und betrugen sich ihrem Stande gemäß; sie wußten sich zu beherrschen, in ihrem Innern war es ruhig, Putz- und Gefallsucht hatten keine Gewalt über sie, sie handelten mit Ueberlegung nach den Gesetzen der Vernunft und machten sich eben dadurch achtungs- und liebenswürdig.

Unsere Töchter haschen nur nach Beifall, sie schlagen ihre Talente, Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu hoch an. Die Mutter gibt ihnen Gelegenheit, dieselben oft vor Andern zu zeigen, und findet sich in dem Beifalle hoch geehrt, der den Töchtern ertheilt wird. Ehemals hatten die Töchter mehr innern Werth; sie waren aber nicht so sehr von ihren Vollkommenheiten eingenommen und durften ihre Talente nicht zur Schau tragen. Sie sollten im stillen häuslichen Leben nur nützen, nicht in der Welt glänzen. Nur nach dem Beifalle ihres Gewissens und nach der Zufriedenheit ihrer Eltern strebten sie und eine unschuldige Gunstbezeugung war ihr größter Lohn.

Ehemals lehrten die Mütter die Töchter von der ersten Kindheit an wirthschaften und sparen. Sie waren selbst sparsame Hausmütter, welche das Ihrige

wohl zu Rathe zogen; sie vermieden allen Aufwand in Kleidung, Geräthe, ihre Mahle waren nach dem Verhältnisse des Einkommens mehr oder weniger frugal. Jetzt wird Alles auf den Kleidertand der Töchter verwendet; die Mutter darbt sich es vom Munde ab, damit sich die Tochter putzen kann, selten wird berechnet, wie Ausgaben und Einnahmen sich zu einander verhalten. Der Tochter zu Liebe werden Gastmahle gegeben, Theater, Ball und öffentliche Orte besucht, und wenn sich der Vater noch so sehr Tag und Nacht zerarbeitet, so gewinnt er doch kaum so viel, als Mutter und Tochter vergeuden.

So steht es mit der Mädchenerziehung im Hause der Eltern. Viele Mütter glauben für die Töchter genug zu thun, wenn sie dieselben in eine Erziehungsanstalt oder in eine Mädchenschule schicken. Auch auf diese hat der Zeitgeist sehr nachtheilig eingewirkt, und ich behalte es mir vor, zu einer andern Zeit von denselben zu sprechen.

Was ist Lesen?

Lesen soll sein Geistesgymnastik, intellectuelle Diätetik (besser Hygiastik), geistige Promenade. Man läßt sein besseres Ich an einem öffentlichen Ort, fremden Eigenthums, spazieren. Ob es nun eine flache Wiese, ein Obstgarten, ein Kornfeld, ein englischer Park ist, oder eine Blumenflur, ein Küchengarten, ein Weinberg, ein Eichenwald, das Stadtpflaster, oder wohl gar eine Steppe, das hängt dann von des Wandlers Persönlichkeit ab. Natürlich ist der öffentliche Ort und das fremde Eigenthum das „Buch," und noch natürlicher ist dann die flache Wiese die Abendzeitung, der Obstgarten Reinhards christliche Moral, das Kornfeld Müllers Weltgeschichte, der englische Park das Morgenblatt, die Blumenflur Jean Pauls Hesperus, der Küchengarten ein Opus von Garve, der Weinberg der Schiller, der Eichenwald der Lessing, die Steppe Grävells Mensch u. s. w. Man promenirt zur Lust oder der Gesundheit wegen; sich zu amüsiren oder durch Bewegung zu stärken, oder wohl auch aus beiden Ursachen zugleich, um dann erquickt zu rechter Zeit, oder oft schon ermüdet vor der Zeit heimzukehren. — Was ist wohl reizender

und bequemer (zu deutsch: commoder, wie Kotzebue ironisirt, daß Böttiger das gute deutsche Wort: Korkbildnerei sehr glücklich in · Felloplastik übersetzt habe —) als in fremdem Gehege nach Laune und Willkür zu hausen, auf fremden Saatfeldern zu ernten, zu pflücken auf eines Andern Blumengefilde, zu requiriren, zu fouragiren in fremden Gauen? Und gleichwohl! wie reizlos, wie unbequem ist so Manchem dieses Ernten, Pflücken und Requiriren zu eigenem Nutz und Frommen auf fremdem Grund und Boden! Woher mag das doch kommen? zweitens weil es keine irdischen, klingenden Zinsen trägt, oder weil diese gar zu lang ausstehen: drittens weil dieses Aneignen fremden Gutes nicht verboten (Caffee und Wein würden noch einmal so gut schmecken, wenn sie verboten wären. Vide 1. die famose Handelssperre; vide 2. die löbliche Muselmännerschaft ꝛc.), sondern empfohlen, mehr oder weniger bedungen, und dabei doch von keiner äußern Auszeichnung, etwa wie in einem Knopfloch begleitet ist; viertens aus göttlicher Faulheit oder nicht-göttlicher Süffisance; und erstens weil das Lesen bei sinnlichen Nationen besonders, wie Buchholz irgendwo sehr richtig bemerkt, nur heißt, sich in einen unangenehmen Zustand versetzen.

Trotzdem wird aber doch enorm viel gelesen! Ja wohl, aber von wem, und wie? Das Frauenzimmer liest, aber was? der junge Wißbegierige, der Gelehrte lesen, aber wie? das Publikum in genere liest,

aber was und wie? und wo, und warum? Es wird gelesen, um zu lesen, so wie man spazieren geht, um spazieren zu gehen; oder um sagen zu können: ich habe dies und jenes auch gelesen, oder wohl gar, um sich zu brüsten: ich habe dies und jenes nicht gelesen (surrogirende Literatur-Zeitungen); aus Ton oder Langweile, oder aus einer Art von mechanischem Heißhunger, wie es gewissen Leuten leichter wäre gar nicht Tabak zu schnupfen, als darin mäßig zu sein. Es wird zuviel, und darum wird zu wenig gelesen, denn viele Bücher, sagt Luther, machen nicht gelehrt; aber gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm zugleich. Das ist das Geheimniß, über das uns wohl eine ordentliche Theorie noth thäte. (Bergks Kunst Bücher zu lesen, ist außerordentlich fließend, weil es der Charakter des Wassers ist, daß es fließe; Marées Anleitung zur Lectüre ist eben so außerordentlich concis, weil es die Natur des gefrorenen Wassers ist, daß es concis sei). Da aber bei dem chamäleontischen Charakter des Bücherwesens und der Hydra des Buchhandels gar nicht daran zu denken ist, so bleibt es beim Alten, oder vielmehr immer beim Neuen und Allerneuesten (oder besser bei Letzterem, denn neu ist im Buchhandel nur das Allerneueste, wie daher nicht das Allerälteste alt), und das schöne biblische Sprüchlein: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig, schießt nimmer in geistigem Samen auf. Ja es erinnert wohl an die kaustische

Anecdote jenes im Geruch der Gelehrsamkeit stehenden Pastors, bei dessen Tod man sehr in Verwunderung war, keine Bibliothek, dafür aber einen wohlgefüllten Weinkeller anzutreffen, und dessen lachenden Erben getröstet ausriefen: Nun, der gute Mann hielt, wie figura zeigt, auf den Grundsatz: Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Doch — was heißt auch: eine Bibliothek haben? Augenscheinlich zeigt sie an, daß man eine Menge Sachen nicht wisse; je mehr Bücher, desto mehr Zeugen und Zeichen und verrätherische Monumente unserer Unwissenheit. Wer kein Buch, oder höchstens nur ein Paar Dictionärs hat, kann sagen, er wisse genug; wer eine Bibliothek besitzt, gesteht stillschweigend ein, daß er noch gar viel nicht wisse, oder ein sehr schlechtes Gedächtniß besitze, was auch keine große Ehre sein soll.

„Ein Leser soll ein Mensch sein, der sich anstellt, als ob ihm an einem Buche etwas gelegen wäre," Hippel oder Benzel dixit. Das sind aber die wenigsten Leser; oder eigentlich alle, weil gewiß alle sich wenigstens so anstellen. Das ist also die Exposition, daß man sich so anstellt. Gut! Nun zeigt es sich aber gar häufig, daß der Titel nur ein lockendes, verschmitztes Aushängeschild sei (zur Rechtfertigung der Autoren muß man erwägen, daß die Titel — Verlängerung der Vorreden nach Jean Paul — meistens von den Verlegern gemacht werden); oder bei weiterem Durchblättern, daß entweder der Gegenstand

oder die Darstellungsart, oder oft beide unsern Erwartungen nicht entsprechen, oder daß wir ein Plagiat vor uns haben ꝛc. Genug, wir finden uns getäuscht, legen das Buch bei Seite, um uns gleich darauf auf's Neue täuschen zu lassen. Die Beschaffenheit der Bücher selbst ist demnach eigentlich an der unfruchtbaren Vielleserei Schuld, denn es würde erfolgreicher werden, wenn wir weniger, aber gute Lectüre besäßen. Und daran ist, wie einige Klügler sagen wollen, wieder der superfötirende Buchhandel Schuld; nämlich der Umstand, daß Schriftstellerei und Bücherverschleiß zu lucrativen Gewerben herabgesunken sind.

Inzwischen, da dies nicht hierher gehört, wollen wir nur die übrigen Hauptantriebe des Lesens betrachten. Wenn man in der Regel liest, um sich zu unterhalten oder zu belehren, so gibt es noch zwei Classen von Leuten, die sich weder aus dem einen noch aus dem andern Grunde mit Lectüre beschäftigen. Zur erstern zählen wir die Schriftsteller, die nur lesen um zu schreiben, wie man sonst nur schrieb um zu lesen (sein Eigenes dem unzuverlässigen Gedächtniß aufzubewahren), fremde Gedanken zu den ihrigen zu machen, um sich ein Privilegium darauf geben zu lassen, oder über Nachdruck zu schreien. Und zur zweiten Classe gehört jene ehrsame Gilde der Kritiker und Aristarchen, die bei dem Lesen irgend eines Werkes keinen andern Zweck haben, als alle menschlichen Blößen und Mängel, oder wohl auch,

um alle kleinen und nicht kleinen Vorzüge aufzuspüren, um dann jene zu lästern, oder diese zu erheben.

Lesen heißt also immer und überall das, was es nicht heißen sollte, und da alles Unheil nur vom Lesen herkommt, und die Erfindung der Buchdruckerkunst ein ganz fatales Ereigniß für die Ruhe der Welt und der Einzelnen ist, so wollen wir als echte Menschenkinder hübsch fortfahren, eifrig zu lesen

Uhren, Menschen und Bücher.

Der Anblick einer jeden Uhr, so wie ihre Schläge, sollten den Menschen in eine sehr ernsthafte Stimmung versetzen, weil ihm dabei Zeit und Ewigkeit vor die Seele treten. Unter allen Uhren aber kann wohl keine uns feierlicher stimmen als die Sanduhr, die uns zugleich an den Sandmann erinnert. So verschieden aber die Stunden sein mögen, die ich und du, mein Leser, während des Schreibens und Lesens dieser Geschichte, erlebt, und Andere erleben gesehen haben, eben so verschieden als diese und die wechselnden Zeiten überhaupt, sind auch die Uhren, sehr bedeutende, warnende Sinnbilder! Bedenken wir aber dies nicht, so werden uns die verschiedenen Arten der Uhren schon dadurch interessant, daß sie eine so auffallende Aehnlichkeit mit Menschen und Büchern zeigen. Man kann, wie ich es sogleich thun werde, jede Art von Uhren mit einer gewissen Art von Menschen und Büchern zusammenstellen, ich sage z. B. so:

Thurmuhren sind uns alle die unsterblichen Heroen der Vorzeit, die uns selbst in ihrer Höhe und Entfernung groß erscheinen, und deren mächtige Stim-

men aus weit entlegener Vergangenheit uns noch jetzt entgegen schallen, imponirend durch Geist und That. Die Zeit selbst ist der hohe Thurm, auf dem wir, hinaufblinzelnd, sie erblicken. Im Reich der Wissenschaft und Kunst sind Thurmuhren alle jene Werke des Genies, nach denen untergeordnete Geister sich richten, Nachahmer ihr Thun und Treiben regeln.

Taschenuhren sind wir selbst gegen jene Riesen. Unsere Zeit liefert überhaupt gern Alles in Taschenformat, selbst Köpfe und Herzen. Wär's möglich, so gestaltete sie Riesen in Taschenformat. Die fein gekünstelten Werke der schönen Literatur haben zierliches Taschenformat. Taschenbücher sind Sinnbilder der neuesten Literatur.

Wanduhren sind Hausfrauen, die ihren Namen mit Recht verdienen, weil sie in ihren vier Wänden hausend ihr eigentliches Leben und Regiment führen. In Häusern, wo die Wanduhr unrichtig geht, hält die Hausfrau nicht auf Ordnung. Hausfrauen, die zwar wacker und rüstig, dabei aber in ihren Häusern etwas laut und heftig sind, gleichen den Wanduhren mit lärmenden Weckern. In der Literatur sind alle wahrhaft gemeinnützigen Werke den Wanduhren zu vergleichen.

Ringuhren und jene sehr kleinen Miniaturührchen, die von den Damen an goldenen Ketten als Halsschmuck getragen werden und in der großen Welt paradiren, sind die Ebenbilder jener paradirenden Damen selbst.

Springuhren sind melancholisch-sanguinische Menschen, die mit den schnellsten Uebergängen von einem Extrem in's andere hinüber springen, vom tiefsten Schwarz in's freundlichste Rosenfarb. Auch die unaufhörlichen Bonmotisten sind witzige Springuhren. Dagegen finden wir lebendige

Spieluhren in jenen holden Modefräuleins, die mit dem lieblichen Glockenspiel ihrer Reize und Sentiments zu bezaubern wissen, sobald sie glauben, daß ihr Fangstündchen schlagen könnte, wo sie dann herzlos in Liebe zerfließen und ohne Liebe ganz Herz zu sein scheinen.

Repetiruhren sind Menschen von mittelmäßigen Talenten, die sich aber gern produciren, folglich das Wenige, was sie wissen, bei jeder Gelegenheit an Mann bringen wollen, und wiederkäuen, was jeder schon weiß. In der Literatur gehören hierher alle Schriftsteller, die fremde Werke ausschreiben, und mit andern Worten das von Andern Gesagte wiederholen.

Sekundenuhren sind jene äußerst emsigen Ameisenmenschen, die sich den ganzen Tag regelmäßig ab- und zerarbeiten, und, im Kleinsten geschäftig, gar nicht wissen, daß auch ein Großes existirt. Hierher gehören auch die bis in's kleinste Detail unsäglich mühsam gelehrten Werke.

Wasser- und Sanduhren stellen uns schwerfällig melancholische Menschen dar, die das Rechte und Heilige ehren, aber — ohne zu leben — den Tod

immer dicht vor den Augen haben, und — mit Verachtung aller Rosenlauben — heroisch fest immer nur Thränenweiden und Cypressen aufsuchen.

Sonnenuhren endlich nenne ich alle diejenigen, die das Höhere zwar im Auge behalten, aber — als sinnlich vernünftige Wesen, naturgemäß leben. Ich halte diese für die klügsten und besten, und wünsche dir, mein Leser, daß du eine solche Sonnenuhr seiest, damit du das Irdische recht und tadellos genießest, aber des Ewigen eingedenk und werth bleibest.

Ein Abenteuer in den Tuilerien.

Es war Sonntag. — Ich hatte meine Wechsel erhalten und war sehr froher Laune, als ich mein Hôtel verließ, um mir auf einem Spaziergange über die Boulevards und durch die Tuilerien Appetit für mein Diner zu holen. Die Menge der Spaziergänger in der großen Allee verscheuchte mich in die reizenden Partien unfern der Wasserkunst, und hier war es, wo ich auf einem Stuhle unter herrlichen Linden eine Dame bemerkte, deren elegantes Costüme, feine Taille und reizend kleiner Fuß mich bewogen, ihr gegenüber Platz zu nehmen, um ihr, wo möglich ohne aufzufallen, in's Gesicht zu sehen. Sie betrog meine Erwartungen nicht Ein glänzend schwarzes Haar, sehr feiner doch nicht fader Teint, herrlicher Körperbau und eine wunderniedliche, kleine Hand ließen mich bald wünschen, näher mit ihr bekannt zu werden. Als sie das erstemal bemerkte, daß ich sie ansah, schlug sie die Augen nieder, ließ sich aber von mir überraschen, als sie meine Augen anderswo hingerichtet glaubte, und sorglos ihren Blick auf mir ruhen ließ. Da es uns Menschen nie an der festen Ueberzeugung fehlt, die gute Meinung, die

wir selbst von uns hegen, müsse auch in andern, namentlich aber in Frauenzimmern dominiren, so legte ich die flüchtigen Blicke meiner schönen Unbekannten für Wohlgefallen an meiner von der Natur eben nicht ganz vernachlässigten Persönlichkeit aus, und beschloß, nachdem ich meinen Stuhl verlassen und auf einem andern neben ihr Platz genommen, sie anzureden. Wie die Unterredung nach den gewöhnlichen Präliminarien vom Wetter und von den Schönheiten des Gartens so interessant geworden, daß wir, ohne es zu bemerken, eine halbe Stunde verplaudert, weiß ich nicht, nur erinnere ich mich genau, viel vom Theater und den neuen Stücken gesprochen zu haben, mit der Absicht, zu erfahren, ob sie vielleicht eines derselben besuchen und mir das Glück verschaffen würde, sie dort zu sehen. Statt aller Antwort lächelte sie — ich deutete dies Lächeln, wie man in Paris und in den Tuilerien das Lächeln einer reizenden jungen Frau zu deuten gewohnt ist — rief die Vermietherin der Stühle heran und suchte aus einer Hand voll Louisd'or ein Silberstückchen, um meinen Stuhl zu bezahlen. — Sie lächelte wieder. — Nun schien mir Alles klar. Ich bot meinen Arm, lud sie zu einem Diner bei Very und später zum Theater ein — welches? das sollte ganz natürlich nur von ihrer Wahl abhängen. Neugierig erwartete ich ihre Antwort.

Erst stockte sie — endlich fragte sie mich, wie

Jemand, der eben einen Entschluß faßt, wie viel Uhr es sei? — Sechs Uhr. — Da wird es wirklich Zeit, den Garten zu verlassen — es fängt schon an, kühl zu werden.

Sie stand auf, warf einen unruhigen Blick um sich her und nahm dann meinen Arm. — Kaum waren wir an das Gitter gekommen, welches zu den Champs elysées führt, so trat auf ihren Wink ein reichgalonirter Laquai, den Hut in der Hand, heran, und erwartete ehrerbietig ihre Befehle. —

Wer ist der Mensch? —

Mein Bedienter!

So, so! —

Eine elegante Equipage fährt vor. — Sie steigt ein, und winkt mir, Platz zu nehmen. Ich gehorchte.

Wohin befehlen Madame?

Nach Hause. — Sie werden mir doch das Vergnügen nicht versagen, bei mir zu speisen? —

Ich überlasse mich blind Ihrer Führung. —

Wirklich? — Nun wir wollen einmal sehen. —

Nach einer Viertelstunde hält die Equipage vor einem prächtigen Hôtel des Faubourg St. Honorée. Wir stiegen aus. — Bedienten öffneten uns die Flügelthüren. — Im Speisesaale stand eine gedeckte Tafel mit acht Couverts. — Ich will meine Unbekannte ausforschen. — Noch ein Couvert für diesen Herrn! — dann nahm sie mich bei der Hand.

Die Thüre des Gesellschaftszimmers flog auf. — Am Kamine stand ein ältlicher Mann, von sechs jüngern Personen umgeben; auf ihn ging es zu.

Ich habe die Ehre — sagte sie leicht und lächelnd — dir einen Herrn vorzustellen, den du wahrscheinlich nie gesehen hast. Auch mir ging es bis vor einer Stunde so. Da er aber die Güte hatte, mich zu einem Diner einzuladen, so konnte ich nicht umhin, ihn zu bitten, daß er das unsrige theile. —

Alles sah sich erstaunt an! — Ich wünschte mich weit weg. — Noch immer lachte meine Quälerin, wie ein Frauenzimmer lacht, wenn ihr eine kleine Malice gelungen, und schien mit Vergnügen die Erklärung zu erwarten.

Man kann mir auf's Wort glauben, daß ich verlegen war, und nicht erst wartete, bis es zur Tafel ging, um ein wichtiges Geschäft vorzuschützen, welches mir das Vergnügen raubte, länger zu bleiben. Ein tiefes Compliment und ich war vor der Thüre des Speisesaales. — Aber der alte Herr kam hinterher. — Dürfte ich so frei sein, mir morgen Früh um zehn Uhr noch einmal die Ehre Ihrer Gegenwart auszubitten? —

Sehr gern! — Also um zehn Uhr. —

Mein Mittagsessen schmeckte mir heute gar nicht und das Theater ennuyirte mich zum Sterben. —

Am andern Morgen Punkt zehn Uhr stand ich im Visitenzimmer des Hôtels im Faubourg St. Ho-

norée. Ich wurde gemeldet und trat in das Cabinet des Grafen M*****. Freundlich kam er mir entgegen und redete mich höflich an:

Dreißig Jahre war ich Soldat. Sie werden mich daher gewiß keiner Feigheit beschuldigen, wenn ich keine Genugthuung für Ihr gestriges Betragen fordere. Meine Frau hat mir Alles erzählt. Sie hat zu den ganzen Mißverständniß die erste Veranlassung gegeben. — Gewiß werden Sie eine junge Frau entschuldigen, die erst zwanzig Jahre zählt. Ich bin sechzig — fügte er mit einem Achselzucken hinzu. — Wahrscheinlich schien es ihr besonders piquant, mich, ihren ältern Mann, auf solche Weise von ihrer Anhänglichkeit zu überzeugen. — Daß ich den ganzen Scherz mißbillige, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Von Ihrer Ehre fordere ich, daß Sie die Gelegenheit vermeiden, uns wieder zu sehen.

Ich versprach es! —

Er öffnete die Thüre — ich glaubte das Rauschen eines seidenen Kleides im Nebenzimmer zu hören — doch sah ich Niemanden, und unterdrückte erst das Klopfen meines Herzens, als ich den Faubourg St. Honorée weit hinter mir hatte.

Der Pantoffel.

Allgewaltiger Pantoffel, hocherhabener, weltberühmter weiblicher Scepter über die männlichen Schlafmützen, deine Macht will ich hier preisen, deine Größe verherrlichen. Von einem Ende der Welt bis zum andern erstreckst du deine Gewalt, furchtbarer, männerbeherrschender Pantoffel! Von deinem Schalle zerplatzten schon Millionen Trommelfelle der erhabensten Ohren, dein Blitzschlag zerschmetterte oft schon die künstlichsten Gebäude der Friseure, dein Donner erschütterte manchen armen Erdensohn so fürchterlich, daß er in sich zusammenfiel, wie ein Thurm im Erdbeben. Du drohst und tausend Manschetten wackeln, tausend Hände falten sich und sagen: sie wollens nicht mehr thun. Du fährst durch die Luft, und schon der bloße Druck der Luft, den deine Schwingung verursacht, streckt manche Schlafmütze ohnmächtig dahin. Ich kenne kein Instrument, das dir an Kraft und Gewalt gleicht. Da liegen sie alle, die tausend Ohren, die dich ärgerten, alle die tausend Köpfe, die du zu Schafsköpfen schlugst; da liegen sie alle die hunderttausend Nasen, die du breit und stumpf schlugst, alle die Zähne, die du mit deinem

Druck zerschmettertest, gegen den alle vorgehaltenen Ellenbögen unwirksame Arbeiter waren.

Wer kann deine Macht genug rühmen; du darfst nur winken und die Zungen aller Völker werden von deiner Herrschaft und Erhabenheit reden.

Da liegen sie unter dir alle die tausendmal tausend Schlafmützen, und flehen nur um einen gnädigen Blick, daß du sie nicht wie Würmer zertrittst.

Aber ich will nachdenken, woher du deine Gewalt hast, furchtbarer Pantoffel! Vergönn' es mir, daß ich deinem hohen Ursprung nachforsche.

Du Körper von Schaf-, Kalb-, Ochsen- und Pferdeleder, einmal, auch dreimal genäht mit Hanf und Pech! — Alle Schafsköpfe erschrecken schon vor deiner bloßen Benennung! Welch ein grausiges Gemisch ist in dir! man höre nur: von Pferden, Ochsen, Schafen, Kälbern, von Hanf und Pech zusammengesetzt; wem leuchtet's nun nicht ein, daß alle Schlafmützen zittern müssen. So ein furchtbares Gemisch hat schon Krieg und Blutvergießen, Pestilenz und theure Zeit veranlaßt; wer einmal von ihm beherrscht ist, zittert vor seinem bloßen Anblick. Den Stolz und Uebermuth des Pferdes, die Kraft und Grobheit des Ochsen, Feuer und Stricke, Pech- und Schwefelregen sieht der Pantoffelknecht in dem Ochsen- und Pferdeleder, in dem Hanf und Pech der Pantoffeln. Sein bloßer Anblick zeigt schon seine ganze furchtbare Kraft und bezeichnet, was er ist. Das Schaf- und Kalb-

leder, was es trägt, ist der Wolf in Schafskleidern, damit will er sanft anlocken, um dann seinen Hufschlag und seine Ochsenstöße desto fürchterlicher fühlen zu lassen.

Wunderbare Wahrheit! er scheint nur zum Treten erschaffen zu sein! Er hat die Gestalt eines Fußes. Die ganze Erde will er unter den Füßen haben, alles will er zertreten und zermalmen.

Sodurch ist das Räthsel gelöst, warum er sich so in die Höhe und über die schwachen Männerköpfe emporschwang! Er will sie unter den Füßen haben; dies weiß er aber, so lange die feigen Männer noch gerade aufgehen, und nicht wie das dumme Vieh auf der Erde kriechen, nicht anders anzufangen, als wenn er aus einer Furienhand über ihre Köpfe hersliegt, oder von eben dieser Hand gezwungen, auf ihre Köpfe losschlägt.

Man bewundere das Charakteristische hierbei, blos die Sucht, Alles niederzutreten, hat die weiblichen Furien dazu bewogen, sich der Pantoffeln bei den Bataillen mit Männerköpfen zu bedienen. So hat sich dies schreckliche Instrument nach und nach furchtbar zu machen gewußt.

Pantoffel! schrecklichster aller Namen! rufen die Schlafmützen! Wie viel Furchtbares liegt schon in der bloßen Aussprache! Bei der ersten Sylbe Pan denkt man blos an panischen Schrecken, in den letzten zwei Sylben, wie viel Schauerliches, Donnerndes tönt

daraus hervor! Toffel!! Es ist, als ob die Schläge, wie sie auf den hohlen Schädel donnern, daraus schon hervorgedonnert würden! — Toffel! Die Haare stehen zu Berge, und nun die grausigen Bestandtheile dieses schrecklichen Pantoffels, von Pferden, Ochsen, Kälbern, Schafen, Pech und Hanf zusammengesetzt, und dann die Form, ein Fuß, der Alles zertreten und zermalmen will, nein, es geht nichts über seine Schrecken!

Um desto tiefere Wunden mit seinem Regiment einzuschlagen, ist er oft mit einer hölzernen Stelze versehen! — Wehe dem Kopfe, in welchen er diese Stelze einschlägt!

Es wird noch immer schrecklicher. Je schöner und weißer die Hand ist, die mit ihm auf den Köpfen dieser gewaltigen Männer umherspaziert, desto furchtbarer erscheint der Pantoffel. So erscheint eine dunkle, schwar Wolke viel dunkler und schwärzer, wenn sie neben einer weißen, hellen Wolke steht. Die Herrschsucht der Pantoffel wird immer größer, immer wüthender. Bald werden die Schlafmützen von ihren Köpf n heruntersteigen, und sich auf hohen Pantoffel-Befehl alle zu den Füßen der Pantoffeln legen; ha! dann wird's über diese Männerchen hergehen; sie werden Alles zertreten, und die Welt wird leer werden von — — — Schafsköpfen.

Warum der Himmel blau ist?

Ein schöner stiller Sommertag neigte sich zu Ende, einer von der Art, die sich so warm an's kalte Herz legen, daß alle Gefühle sich beleben und aufsprießen und wie Sonnenblumen der Sonne nachstarren und nachweinen. Das Blau des Himmels war so dunkel und doch so durchsichtig zart, als müsse man in das Allerheiligste hineinschauen können und sehen, wie die Engel zwischen den prangenden Beeten des himmlischen Gartens wandeln, wie sie Sträuße binden und nach Paradiesvögeln haschen.

Das mochten wohl auch einige Gesellen, die unter dem seligen Bau des Himmels saßen und tranken, wirklich sehen, oder doch zu sehen glauben; denn andächtig und verklärt blickten ihre Augen in das tiefdunkle Blau hinan. Ihre Gefühle stiegen auf der Jacobsleiter des Traumes und der Ahnung, wie flammende Engel, zum Himmel hinauf und herab. Ein schönes blondes Haupt mit blauen Augen, das auf einem zarten, fast dünnen Körper sich wiegte, begann in gar anmuthigen Tönen: Ist's doch fast, als habe das Auge meiner Geliebten sich in un-

ermeßlicher Weite ausgebreitet und wölbte sich glühend über uns.

Wo viel Poesie ist, pflegt wenig Verstand zu sein, antwortete ein anderer Kopf von griechischer Schönheit und britischer Schwermuth (man wird mir verzeihen, daß ich nach Köpfen zähle), aber wer, wie ich, seine liebsten Pläne scheitern sah, an wessen Herz, wie an meinem, äußeres und inneres Leid zerstörend arbeiteten, wem der Becher der Freude, den er schon zum Munde führte, auch noch am Munde zerbricht . . . er hatte hierbei seinen Becher erhoben, ausgeleert, und setzte ihn ruhig nieder — der wird mir zugeben, daß der Himmel darum blau sei, damit die armen Menschenkinder nur in's Blaue zu sehen sich allmälig gewöhnen mögen.

Zugegeben, fiel ein anderes schwarzhaariges Haupt ein, dessen fast canibalischer Ausdruck von Spott durch einen geheimnißvollen Zug um den Mund bis zur offenbaren Malice gesteigert wurde, zugegeben, daß viele Pläne scheitern mögen, obgleich bewiesen werden kann, daß manche auch auf gebrochenem Wrak sich glücklich an's Land gerettet haben — aber weil ihr in's Blaue hineingeschwatzt, weil ihr durch Analysiren euern Genuß verkümmert, darum ist der Himmel blau geworden, er ist blau geworden aus Aerger.

Nicht aus Aerger, begann ein Vierter, der wie ein nichtsdenkender Stilldenker mit der ruhigsten Miene

immer nur in den Himmel hinauf starrte — nein! aus Gleichgiltigkeit. Blau ist die Farbe der Beständigkeit; wo die Beständigkeit ist, gibt es kein Feuer, das nur durch Reibungen entsteht: Was kein Feuer hat, ist gleichgiltig und kalt. Nichts ist gleichgiltiger indifferenter, als der blaue Himmel. Wie unbeweglich, wie theilnahmslos starrt er uns an! — Man sieht, daß man, je mehr man den Flaschen auf den Grund kam, desto gründlicher überhaupt speculirte. Bald wurden Lust und Laune die Spindel, um die das Gewerbe der Unterhaltung hin und wieder schnurrte.

So begann denn der Fünfte, dem zum völligen Abdruck eines Satyrs nur ein gewisses Etwas fehlte, ein Symbol der Thierheit, das vielleicht unter den Kleidern versteckt lag: Ihr wißt, meine Freunde! Neublau wird zur Wäsche angewandt; Neublau dient zur Reinigung der Sterne, des Mondes und der Sonne. Eh' sie aufgehen, müssen sie in die Wäsche, daß sie geputzt und rein sich sehen lassen dürfen vor den Augen der Welt. Der Himmel besteht aus Waschstoff, aus Neublau.

Unterdessen waren die Sterne, die wie Goldkäfer um unsichtbare Himmelsblumen schwebten, heraufgezogen. Ich hatte mich als Lauscher und unbemerkter Zuschauer höchlich erbaut; der Wirth aber schwerlich auf gleiche Weise. Denn als er seine Rechnung bezahlt zu sehen wünschte, scholl ihm in vollem Chorus folgendes Lied entgegen:

Wir flehen, als gläubige Christenleute,
Und falten so innig zu Dir die Hände:
Du lieber Weingott, verleih' uns heute,
Verleih' uns allen ein seliges Ende.

Es täuscht den Teufel wohl öftermalen,
Wer lustig gelebt und selig gestorben;
Sich selig trinken und nicht bezahlen,
Das heißt dem Wirth die Rechnung verdorben.

Doctor Natürlich,

oder:

Der Mann mit dem lichten Rocke und dem dunklen Drange.

In meinem Arbeitszimmer hängt ein schwarzer Rabe in einer großen Alabaster-Lampe, der die Eintretenden mit folgenden Worten begrüßt:

„Willkommen, wer kein „Rabe" ist,
Die schlimmsten Raben wie ihr wißt,
Sind jene, die uns armen Seelen,
Die Zeit und Stunden stehlen!"

Allein mein armer Rabe hat gut schreien, die andern Raben bekümmern sich nicht darum! Alle Tage flattern ein Dutzend solcher Raben bei mir aus und ein, und da weder Gold noch Silber bei mir zu stehlen ist, so stehlen sie die „Zeit." Die „Zeit," die einem armen Schriftsteller des Morgens „Gold" und Nachmittags „Silber" ist, und nur einem armen Redacteur des Abends „Blei:" Theaterblei, Histrionen-Plombe, Referenten-Zink, kritisches Erz, erzdummes Erz, u. s. w.

An meiner Thüre hängt ein Zettel mit den Worten: „Wer mich des Vormittags besuchen will, wird mir Nachmittags willkommen sein," auf meinem

Schreibtische prangt eine Devise: „Jeder, der mich sprechen will, ist willkommen, wenn er schweigen kann!“ allein es gibt in der Stadt Wien Leute, die bis Abends zehn Uhr Vor-Mittag und bis Morgens zwölf Uhr Nach-Mittag haben; es gibt wieder Leute, die Vormittags nichts nach und Nachmittags nichts vor haben; es gibt wieder Leute, die des Mittags selbst nichts vor und nichts nach haben! Alle diese Leute verstehen meine Zettel nicht, und kommen Vor- und Nach-Mittags. Dann gibt es in Wien tausend Leute, die sich zu denjenigen rechnen, welche sagen: „Ach, für mich ist dieser Zettel nicht geschrieben!“

Zu diesen Ausnahms-Menschen zählen sich: Künstler, Concertgeber, Ball-Arrangeurs, junge Talente, angehende Rezensenten, Freibillet-begehrer, Theaterdiener, gelehrte Pudelankündiger, alle „Ramen“-isten, d. h. Aufsteller von Pano-ramen, Dio-ramen, Cosmo-ramen, Vitro-ramen u. s. w. dann alle die Empfohlenen und Empfohlenseinwollenden, dann eine Masse Fremde, die alle wissen wollen, ob meine Nase wirklich so breit, als in meinem Portraite ist; u. s. w. in's Unzählbare. Der schrecklichste Schrecken aber sind Jene, die uns

„nur zwei Worte“

zu sagen haben! Sie haben auch recht! „uns“ haben sie kaum zwei Worte zu sagen, aber bei uns sagen und reden sie für sich ein paar tausend Worte!

So ließ sich neulich auch ein Mann melden: „Doctor Natürlich," bloß

„auf zwei Worte"

und dringend. In Gottesnamen! — „Doctor Natürlich" trat ein.

Ich sah mir den Mann näher an. Sein Gesicht sagte gar nichts, und doch stand von vielen Dingen etwas darinnen. Da es sehr heiß war, hatte er den Hut abgenommen, und ich sah, daß er keine Haare hatte, entweder waren sie ausgegangen, weil sie einen hohlen Boden unter sich fühlten und sich fürchteten, oder die Verzweiflung ihres Besitzers hatte mit ihnen Reißaus genommen. Der Mann aber hatte eine Stirne in zwei Theilen und so zu sagen: eine gescheitelte Stirne, denn von der Nasenwurzel hinauf zog sich ein Meridian bis zum Scheitelpunkt des Kopfes in Gestalt einer tiefen etwas dunklen Furche, und theilte die braune Stirne in zwei Theile, daß sie aussah, wie zwei auf ihren Höhlen liegende Kastanienschalen. Zwischen Nase und Mund lief ein dünner Haarstreif von blonden Stoppeln, und an dem Kinn stand ein kleines „Henri-quatrechen," wie das innerste Herzchen eines jungen Salatkopfes.

Die ziemlich lange Figur stack wie gesagt, in einem lichten, etwas fladerholzähnlichen Rocke, der blos von oben zugeknöpft, in absteigender Linie von beiden Seiten schräg auseinanderstand, und einem hellblauen, abgeschossenen Pantalon freie Aussicht gewährte.

„Entschuldigen Sie," fing er an, und ich sagte: „Das sind schon zwei Worte, und wir wären fertig," allein das nützte nichts. Der Mann setzte sich nieder, und machte vor Allem die Bemerkung: „Ah! ein vortrefflicher Sessel, da sitzt sich's bequem!" dabei streckte er die Füße gemächlich aus, legte seinen Hut neben sich nieder, und begann: „Nur eine kleine Viertelstunde bitt' ich!" Aus zwei Worten war eine Viertelstunde, und aus dieser eine Stunde geworden. Der Mann hat sich das Wort „natürlich!" so angewöhnt, daß er immer zwischen den vierten, fünften Wort das Wort „natürlich!" mit anbrachte. Er begann nun seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen: „Ich bin natürlich in Kremsmünster geboren, und hab' natürlich in meiner Jugend nichts gelernt, und bin endlich natürlich Doctor geworden. In Wien hatte man natürlich kein Vertrauen zu mir, und ich ging natürlich nach dem bekannten Ort * * *. Dort bekam ich natürlich keine Patienten, bekam ich ja einen, so ist er natürlich gestorben! Ich bin also wieder natürlich nach Wien gekommen, wo ich natürlich keinen Freund und keinen Gönner habe. Da ich sonst natürlich nichts gelernt habe, so will ich das Letzte versuchen, und natürlich Schriftsteller werden. Ich fühle in mir schon lange natürlich einen „dunklen Drang!" und dieser „dunkle Drang" drängt mich natürlich zu Ihnen!"

Hier begann ich mich natürlich etwas von dem

Manne mit dem unnatürlich lichten Rocke und dem natürlich dunklen Drange zurückzuziehen; denn ich in meinem dunklen Rocke fühlte einen lichten Drang, den Mann los zu werden. Da zog er ein dickes Manuscript aus der Tasche, und fuhr fort: „Mein dunkler Drang treibt mich natürlich auf's Theater; ich schreibe, da ich von Poesie keine Idee habe, natürlich für's Theater; und zwar in Folge meines dunklen Dranges: „Trauerspiele," und zwar natürlich bloß für's Hofburgtheater! Sie, Herr Saphir, haben natürlich viel Feinde, ich will natürlich nicht sagen, ob mit Recht oder nicht; aber auch ihre Feinde sagen, daß sie jeden „dunklen Drang" natürlich zu schätzen wissen. Ich bringe Ihnen hier natürlich drei „Trauerspiele," lauter Ergüsse meines innern „dunklen Dranges," die ich natürlich Ihnen zuerst vorlesen will!"

Der Mann mit dem lichten Rocke und dunklen Drange fing an, mir fürchterlich zu werden! Allein ich beschloß, den Kelch bis zur Neige zu leeren.

In diesem Augenblicke blitzte schon das mörderische Manuscript in seiner Hand. „Ich lese natürlich sehr schlecht," fuhr er fort, „Allein Sie lesen ja selbst vor und sind das natürlich gewohnt!"

Er begann nun:

„Russel und Rumßei,"

oder:

„Die traurigen Folgen zurückgehaltene Gemüths-Functionen."

Eine Tendenz-Tragödie in fünf Acten u. s. w.

Erster Act. Erste Szene.

„Eine ländliche Umgebung, mit einer fernen Aussicht: abseits eine einfache Bauernhütte mit zwei Flügelthüren. Es ist Nacht und man hört keine sterbliche Seele. Schauerlich. — Nach einer Weile kömmt Peter (der Bauer) aus der Hütte, mit einer brennenden Laterne in der Hand, und sieht nach, wie das Getreide steht; schüttelt etwelche Male mit dem Haupte, schaut dann mit der Zuversicht der frommen Landsleute zum Himmel empor und kehrt in seine Hütte zurück."

Hier unterbrach sich Doctor Natürlich und sagte: „Das ist natürlich bloß die Exposition!"

„So?" fragte ich, „ich hätte geglaubt, es sei die Expropriation!"

Der Titel des zweiten Dramas war:

„Der wohlwollende Hausirer,"

oder:

„Rühre die Beine, so wird Dir das Deine."

Ein sociales „Tendenz-Gemälde" in drei Acten mit einem Vorspiele:

„Der besiegte Faullenzer."

Und das dritte Stück endlich führte den Tittel:

„Frauenschwäche um Mitternacht,"

oder:

„Die Rache kommt kurios!"

Ein historisches Geschichtsspiel in fünf Acten.

Ich hatte genug! Der Leser wohl auch!

Nachdem ich dem Herrn Doctor natürlich sehr viel Schönes über seine natürlichen Kinder sagte, empfahl ich ihm noch natürlich eine Bühne vorzüglich, auf die seine Stücke besonders paßten! Er empfahl sich, und ich fühlte natürlich einen dunklen Drang, den Mann mit dem lichten Rocke den Lesern vorzuführen. Meine Leser müssen meine Freuden und meine Leiden natürlich mit mir theilen!!

Welcher von den vielen neuerschienenen Kometen wird zuerst mit unserer Erde anstoßen, der mit dem Kopfe oder der ohne Kopf?

Die Menschen, meine höchstverehrten Hörer und Hörerinnen, stoßen in der Welt nur mit zwei Dingen an: mit dem Kopfe und mit dem Schienbein. Und mit beiden stoßen sie nur dann an, wenn sie rasch vorwärts wollen. Viele Menschen, die mit nichts in der Welt und auch mit der Welt nicht zufrieden sind, haben auch die Natur bekrittelt, daß sie den Bau des Menschen hätte zweckmäßiger einrichten können. Es ist wirklich ein Glück, daß der Mensch nicht auf Actien gebaut worden ist, er wäre sonst gar nicht fertig geworden!

So hat man es der Natur verdacht, daß der Mensch die Nase nicht zum Abschrauben trägt, damit er den Tabak nur so von oben hineinschütten könnte! Andere, die wahrscheinlich oft angestoßen haben, tadelten wieder, daß der Mensch das Schienbein vorne hat, wo er so leicht anstößt, und nicht rückwärts, wo der Mensch vor der Sündfluth die Waden hatte.

Andere wieder wollten, der Mensch sollte die

Augen auf dem Rücken haben, denn was vor ihm geschieht, das sieht er ja ohnehin! Der Mensch hätte die beiden Ohren an den Füßen haben sollen, damit er, wenn er Schauspieler wird, den Souffleur besser hören könne. Wieder Andere meinen, der Mensch hätte alle zehn Finger auf der rechten Hand haben sollen, da die Linke ohnehin nicht wissen soll, was die Rechte thut! Auf jeden Fall ist es ein Uebelstand, daß die beiden Parteien „Hören" und „Sehen" leider im Kopf einlogirt sind, da der Menschen vom Kopf in dieser Welt gar zu oft Hören und Sehen vergeht!

Die Sternseher, m. f. H. u H., sehen, wenn ein schöner Abend ist, in den Himmel mit einem Fernrohr, um die Wunder des Himmels zu betrachten und die Bewegung der Himmelskörper; allein, wenn in schöner Abend ist, kann man ohne Fernglas seine Wunder auch auf der Erde sehen!

Wenn unter den Menschen ein Genie, ein Stern, erscheint, dann ist jeder Mensch ein Fernrohr: von der einen Seite vergrößert er seine Flecken, von der anderen Seite verkleinert er seine Glanzpunkte!

Die Astronomie wird durch die Sternwarten sehr befördert. Warum, m. f H. u. H., heißen diese Gebäude Sternwarten? Weil der Astronom hinaufsteigt und sagt: „Stern, warte!" Wenn der Stern so gut sein will, zu warten, so sieht ihn der Sternseher von Kopf bis zum Fuß an, und macht sich einen Knopf in's Sacktuch, damit er ihn nicht ver-

gißt, wenn er ihn wiedersieht; will aber der Stern nicht warten, so haben beide ihren Weg umsonst gemacht.

Die Astronomie ist die Polizei des Himmels, die Sterne stehen unter ihrer Aufsicht, und kein Komet darf länger ausbleiben als sein Paß lautet; bleibt er aber länger aus, was thun die Astronomen? Sie verlängern ihm den Paß; aber wenn er einmal der Erde so nahe kommen wird, daß sie ihn festnehmen, dann mag er dem Himmel danken, wenn er mit einem Putzer davon kömmt.

Wenn die Astronomen Zusammengruppirungen bemerken, wenn ein Haufe Sterne beisammen steht, da sind sie gleich hinterher, und bringen's gleich heraus, daß das mehr als einer ist, haben sie doch schon richtig herausgebracht, daß bei einer jeden Sterngruppe auch ein paar Trabanten dabei sind!

Die Menschen sind Heuchler mit ihrem Wissen, mit ihren Empfindungen, mit ihren Gläsern und Ferngläsern. Sie sagen: die Ferngläser vergrößern die Sterne, es ist nicht wahr, sie vergrößern sie eigentlich nicht, sie ziehen sie nur herunter, und dadurch glauben sie ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Weil der Mensch der Sonne nicht in's Angesicht sehen kann, so schwärzt er doch das Glas an, durch welches er die Sonne ansieht!

Der erste Athemzug des Menschen schließt eine Welt vor ihm auf, und sein letzter Athemzug schließt

eine Welt hinter ihm zu und eine Welt vor ihm auf, und in beiden Welten stehen unendliche Sterne über seinem Haupte; in seinem Wiegenhimmel die süßen Sterne des Mutterauges, in seinem Betthimmel die Zwillinge Schlaf und Traum, in seinem Trag- und Bethimmel das Sternbild der heiligen Jungfrau, in seinem Thronhimmel das Sternbild der gerechten Wage, in seinem Sterbebetthimmel das Sternbild des Schwans mit dem Schwanengesang von Jenseits, und in dem großen, wirklichen blauen Weltenhimmel die heilige Schrift der ewigen Sterne, und in diesen Sternen ist zu lesen die Leseprobe von der Darstellung im Tempel des ewigen Lebens! Und dennoch, nachdem der Mensch durch Jahrtausende erfahren hat, daß jeder Sternenschein ein Lichtblick des Himmels ist, daß alle die Sterne eben so viele über uns wachende Mutteraugen der Vorsehung sind; trotz dem Allen erschrickt er, wenn ein neuer Stern erscheint, und sagt: es bedeute Unglück! Kann ein neues Blümchen, mit dem ein Vater seine Kinder überrascht, ein Unglück bedeuten?

Die Gastfreundschaft der Menschen ist großartig! Kaum als so ein neuer Gast erscheint, rechnen sie nur geschwind aus, wann er sich wieder entfernen wird! Wenn so ein neuer Komet oder Haarstern erscheint, so torquettiren ihn die Astronomen und sagen: „Entschuldigen Sie gefälligst, haben wir nicht schon einmal das Vergnügen gehabt? Sie kommen uns so

bekannt vor!" Wenn der Haarstern sagt: „Nein!" so fährt der Astronom fort: „Ach, Sie haben eine frappante Aehnlichkeit mit dem andern Kometen — wie heißt er nur!?" u. s. w. Wenn der neue Komet eine Weile da ist, so wissen sie nicht nur, daß er gekommen ist, sondern auch, daß er hat kommen müssen, und daß es eigentlich schon ein alter, abgetragener Komet ist.

Letzthin, m. f. H. u. H., ist so ein neuer Planet gekommen, der die Astronomen sehr in Verlegenheit setzte; er wurde zuerst bei den „Fischen" gesehen, da haben ihn die Astronomen aufgefischt, allein sie wußten seinen Namen nicht Der Schall, deshalb hat er sich an die Fische gehalten, damit sie nichts aussagen sollen. Nun wußten sie lange nicht, wie sie ihn heißen sollten, das war eine namenlose Verlegenheit! Wenn Sie, m. f. H. u. H., die Stationen bei den Sternbildern lesen, die diesem neuen Kometen auf seiner Bahn angewiesen sind, so glauben Sie, es ist ein Reisender, der in Wien ein Gasthaus sucht. Es heißt: am 13. kömmt er in die „Krone," dann am 14. wird er beim „Adler" zu finden sein, und am 15, 16. u. s. w. hält er sich beim „Schwan" auf! Aber da macht er's, wie manche reisende Sterne oder Künstler, vom „Schwane" verschwindet er plötzlich! Und wer weiß, ob die Erde nicht die Zeche bezahlen muß!

Was die Astronomen von 1846 sehr beschäftigt,

ist ein Komet, der ganz ohne Kopf erschien. Sie wissen nicht, wie er geht, wie er kömmt, sie können seiner Entfernung nicht nachspüren, denn das ist gar nicht zu berechnen, wie weit man ohne Kopf kommen kann!

Die Stockfischfänger hauen dem Stockfisch vor Allem den Kopf ab, weil er weit in die Welt kommen soll!

Was der Mensch nicht im Kopfe hat, muß er in den Füßen haben, und auf jeden Fall ist der Verstand, den man in den Füßen hat, gangbarer als der im Kopfe.

Als Leib und Seele sich vermählten, hat ihnen die Schöpfung drei Hausgeräthe zur Aussteuer gegeben: den Kopf, das Herz und den Magen. Daran, wie der Mensch diese Möbel gestellt hat, erkennt man ihn ganz, der Magen liegt ihm viel näher am Herzen, als der Kopf.

Den Magen hat er unter Dach gebracht, für den Magen braucht er das ganze Jahr kein Paraplnie, aber der gute Kopf wird alle Augenblick von den Menschen oder vom lieben Himmel gewaschen. Ein unruhiger Kopf wird unter Aufsicht gestellt, aber Niemand bekümmert sich um die unruhigen Mägen!

Bei der Kindererziehung bekümmert sich der Vater, daß der Kopf nicht verdorben wird, die Mutter, daß der Magen nicht verdorben wird, wenige aber bekümmern sich, daß das Herz nicht verdorben

werde! Man hat Sprachmeister, welche die Kinder sprechen lehren, Tanzmeister, welche sie gehen lehren, Schwimm-Meister, die sie schwimmen lehren, Hofmeister, die sie denken lehren; aber man hat keine Herzmeister, die sie fühlen und empfinden lehren; man hat keine Seelenmeister, und doch wird nur mancher Kopf unfähig geboren, bei dem alle Bildung nichts nützt, aber das Herz, die Seele des Kindes, kömmt immer mit den besten Fähigkeiten zur Welt.

Unter den Seelen gibt's keine Neger, alle Seelen werden weiß geboren, schwarz werden sie erst durch Bildung und Erziehung, durch den Sonnenstich der heißen Bildungszone!

Man kann gar nie genug von und über Kinderherzen sagen und denken! Die Kinder sind nicht nur der Boden der Menschheit, sondern auch ihre Blumen und ihr Kranz. Was ist der Schmerz? Bei dem Manne eine Grimasse, bei der Frau eine Ungezogenheit, und bei dem Kinde herzzerreißende Wehmuth! — Was ist die Freude? Bei dem Manne eine Erholung, bei der Frau ein Geschäft, bei dem Greise ein Erhaltungsmittel, und nur bei dem Kinde ist die Freude eine Gottheit, da lächelt, da weint sie, da tanzt sie, da jubelt sie!

Nicht nur Vater Adam ist aus dem Paradiese gejagt worden, sondern jeder Mensch wird einmal im Leben aus dem Paradiese gejagt, und das geschieht in dem Augenblick, wo er aufhört, ein Kind zu sein!

Das letzte Lächeln des Kindes ist der erste Seufzer des Mannes. Ein jeder Mensch ist nur Herr in gewisser Beziehung, der Jüngling ist Herr im Tanzsaal, das Mädchen in der Seufzerlaube, die Frau im Pantoffel, der Mann im Cassezimmer, der Greis im Rollsessel, aber das Kind ist der Herr der ganzen Welt, es ist Herr über alle Köpfe, und über alle Herzen!

Glauben Sie mir gewiß, m. f. H. u. H., man kann mit dem Herzen die Welt besser regieren, als mit dem Kopfe; dem Kopfe muß man gehorchen, dem Herzen aber braucht man bloß zu folgen!

Der Kopf läuft oft mit dem Herzen davon, aber der Kopf ist ein Egoist, er schaut vornehm auf das Herz herab!

Um im Leben glücklich zu sein, braucht man zwei volle Sachen und zwei leere Sachen, ein leeres Herz und einen leeren Kopf, aber einen vollen Magen und eine volle Tasche.

Ich glaube, man nimmt blos deshalb bei einem Complimente den Hut herunter, weil man glaubt, dem Andern ein Compliment zu machen, wenn man seinem eigenen Kopfe eine Blöße gibt!

In jedem Complimentte, sagte Jean Paul, liegt ein Zauber für den Andern; es ist wahr, jeder Hut ist ein Zauberhut, besonders jeder Fürstenhut ist ein wahrer Döblerhut, mit jedem Hutabnehmen

eines leutseligen Fürsten wirft er dem Andern ein angenehmes Sträußchen und wieder ein Sträußchen hin.

Wissen Sie, m. f. H. u. H., warum die großen Herren gerne Complimente freundlich erwidern und den Hut abnehmen und die kleinen Herrchen kaum den Hut rücken?

Weil diese letzteren so aufgeblasen sind, daß sie fürchten, wenn sie oben den Deckel wegnehmen, fährt aller Wind heraus!

Warum hatten einst die Doctorhüte alle drei Spitzen oder Ecken? Weil die Doctoren so lange zwischen zwei Fällen wählen, bis der dritte Fall von selber kömmt. Der Doctor der Medizin zählt an den Hutspitzen aus, wem er zu Hilfe kommen soll: dem Kranken oder der Krankheit, bis er an den dritten Spitz kommt, ist der Kranke schon am — Währinger Spitz Der Doctor der Rechte sucht an allen Ecken das Recht zusammen. An der einen Ecke das positive Recht, an der andern Ecke das ideale Recht, und an der letzten Ecke erwischt er gerade das positive Unrecht.

Der Doctor der Philosophie spitzt auf die Wahrheit, er sucht sie in der Spitzfindigkeit der Logik und findet sie nicht, er sucht sie auf der äußersten Spitze der Idee, keine Idee! endlich sucht er die Wahrheit im Wein, und da kommt er auf den wahren — Spitz!

Man sieht also, daß der Mensch blos durch

seinen Kopf auf der Erde in Verlegenheit kömmt. Jener Komet ohne Kopf würde also nicht blos im Himmel, wo der Kopf ohnehin nichts gilt, sondern auch auf der Erde seine Carrière machen. Dieser Komet steht in der Neigung zur „Venus." Ueber eine solche Neigung haben schon mehr Leute den Kopf verloren. Durch die Neigung zur Venus stellt er sich blos, als ob er keinen Kopf hätte, um sich die Venus geneigt zu machen.

Von diesem Kometen ohne Kopf ist es sehr zu befürchten, daß er hofft, auf der Erde sein Unterkommen zu finden! Das ist ein Mann, wie ihn die Erde braucht! ein schwaches Licht, ohne Kopf, mit einer sehr langsamen Vorwärtsbewegung! Wenn der Komet einen Kopf hätte, die Erde müßte einen Preis darauf setzen.

Allein, welch' ein Schrecken ergriff in diesem Jahre unsere Astronomen, als sie einen Kometen mit zwei Köpfen sahen! Schauderhaft! Wenn den Astronomen schon bei einem Kopfe der Verstand stillsteht, wie erst bei zwei Köpfen!

Es geschieht zuweilen auch auf Erden, daß ein Kind mit zwei Köpfen geboren wird, allein die weise Natur läßt solche Kinder nicht leben. Ja, wenn man sicher wüßte und die Beruhigung hätte, daß es zwei Dummköpfe werden, ein Mensch mit zwei Dummköpfen, den müßte das Glück gerne haben! Schon die öffentliche Sicherheit gebietet, solch' ein Monstrum

nicht groß werden zu lassen, denn es könnten ja zwei gescheidte Köpfe werden!

Aber in welche Conflicte könnte ein Mensch mit zwei Köpfen im Leben gerathen, m. f. H. u. H.? — Setzen wir den Fall, er wird mit dem einen Kopfe ein Bertoletti, ein Flohdreissirer, und mit dem andern Kopfe wird er ein Mitglied des Antithierquälerei-Vereines — welch' ein Krieg! Oder der eine wird Theaterdirector, der andere Theaterrecensent — welch' ein Tête-à-Tête! Sie hätten es jedoch bequem: sie könnten sich gut in den Haaren liegen. Oder er ist mit dem einen Kopfe verheiratet und mit dem andern sein eigener Hausfreund, und kann sich gar nie aus dem Wege gehen.

Es könnte aber immer Fälle geben, wo Menschen mit zwei Köpfen g'rad gut zusammen passen, z. B. man wird mit dem einen Kopfe Arzt und mit dem zweiten Advocat: während nun der Arzt auf der einen Seite das Recept schreibt, schreibt der Advocat auf der andern Seite das Testament. Die Börsemänner können mit dem einen Kopfe Liebhaber sein und mit dem andern Contremineurs: wenn ein Kopf zu Hause bleibt, kann der andere auf die Börse gehen!

Wenn nun auf der Erde schon solche Confusion ist, wenn ein Mensch zwei Köpfe hat, was muß erst von einem Kometen zu befürchten sein, der zwei Köpfe hat. Die zwei Köpfe des Kometen sind durch

einen leichten Nebel verbunden — das ist eine alte Methode, eine alte Erfahrung der Kopfverbindungen!

Denn warum sind jetzt alle literarischen Verbindungen auf Festessen und Festtrinken gegründet, auch weil die verschiedensten Köpfe durch einen tüchtigen Nebel als verbunden erscheinen!

Man glaubt auch, es sind zwei Künstler, die auf Gastrollen kommen; die Astronomen, die sie sehen wollen, müssen auch ihre Plätze bedeutend erhöhen.

Warum lassen sich jetzt die unbedeutendsten Virtuosen und Dichter gleich lithographiren? — Damit das Ding doch ein Gesicht habe.

Ich für meinen Theil, ich bin kein Sternseher, aber auf Köpfe verstehe ich mich ein wenig, und ich bin fest überzeugt, die zwei Köpfe sind nichts als Wasserköpfe! Denn dieser Komet, der Biela'sche, kommt alle sechs Jahre wieder, zwei gute Köpfe aber kommen in der Welt nicht so häufig wieder!

Wird nun dieser hohe Komet mit seinen Köpfen der Erde nahe kommen? Schwerlich! denn die Erde hat für höhere Köpfe mehr Abstoßendes als Anziehendes!

Und wenn auch die Köpfe mit der Erde in Berührung kommen, so werden die Erde und die Menschen den Kometen eher ruiniren, als der Komet die Menschen! Wieviel große Lichter und Sterne hat der Mensch nicht schon ruinirt!

Der Mensch ruinirt Alles! nur die Ruinen nicht! Was die Zeit baut, das reißt er ein; was die Zeit einreißen will, das baut er wieder auf! Und doch verewigt sich die Weltgeschichte nur durch Ruinen; so wie ein großer Mann mehr durch seine Anecdoten als durch seine Werke populär und verewigt wird! Jede Ruine wird zum Monument, und jedes Monument zur Ruine! Der Astronom Gruithuisen hat auch im Monde Ruinen entdeckt, das glaube ich — der Mann im Monde muß schon eine schöne Ruine sein!

Woher, m. f. H. u. H., wissen wir, daß im Monde ein Mann ist und nicht eine Frau? Weil bekanntlich im Monde die Atmosphäre so dünn ist, daß man in ihr nicht sprechen kann, also keine Frau da existiren kann. Die Astronomen sagen, jeder Mann und jede Frau haben ihren Stern am Himmel, — das muß wahr sein, darum gibt es unter den Sternen einen „Hasen," einen „Bären," einen „Fuhrmann," ein „Chamäleon," einen „Pfau," eine „Gans," einen Drachen," einen „kleinen Hund" und einen „großen Hund!"

Die Astronomen sind zugleich auch die Wettermacher; und in dieser Beziehung sind sie wie die Eheleute, wenn sie schon ganz nahe brummen hören, so wissen sie, daß es ein Donnerwetter geben wird. Eine Frau und ein Gewitter sind am bedenklichsten, wenn sie sich zusammenziehen, und am fürchterlichsten wenn sie im Anzuge sind. Allein wenn sie anfangen,

sich zu entladen, da kühlen sie sich auch ab, und es geht mit einem kleinen Schauer vorüber.

Was heuer am Himmel vorgeht, das ist entsetzlich! Saturn regiert; Saturn, der die Menschen gelehrt hat: Geld machen. Wer aber Geld machen kann, regiert immer im Himmel und auf der Erde! Eigentlich ist es so: das große Geld herrscht, und das kleine Geld regiert! Die Welt ist aber jetzt verkehrt. Jeder klagt über Geldmangel, und doch will Jeder regieren! Die Menschen sollen alle gleich sein, d. h. hast Du Nichts, und ich Nichts, so sind wir ohnehin gleich; hast Du Etwas und ich Nichts, so theilen wir gleich; hast Du Nichts und ich habe Etwas, so theilen wir gleich: Du behältst Deinen Theil und ich meinen Theil!

Wenn es heißt, den andern Menschen etwas wegnehmen, so sind die Menschen alle gleich dabei; wenn es aber heißt, den andern Menschen etwas ablassen, geben, überlassen, so sind die Menschen immer lieber später als gleich dabei, dann sind alle Menschen gleich!

Unter der Regierung des Saturnus wird also das Geld auch unter den Sternen regieren; da werden also gewiß viele Ehen geschlossen werden, und der Ring, den blos Saturnus hat, ist gewiß ein Trauring. Allein Saturnus hat gut Heiraten schließen, er kann Geld machen und im Nothfalle ist er der Mann,

der seine Kinder, wenn er sie nicht ernähren kann, in Gottes Namen aufißt.

Im Himmel regiert gewiß das Geld auch, daher die Fixsterne fix angestellt sind, und etwas Fixes haben. Die armen Wandelsterne aber sind blos supernumeräre Sterne, Practikanten, sie dienen schon unzählige Jahre und haben keine feste Stellung; die Sternschnuppen aber, das sind jene Sterne, die gar nichts haben, welche die andern Sterne alle vertrösten und sagen: „Helf' Gott!" so daß ein solcher Stern glaubt, er habe geniest, worauf er sich gleich schneuzt! Oder er schießt sich eine Kugel durch den Kopf, dann heißt's auch zuweilen ein Sternschuß!

Zum Schlusse erlauben Sie mir, m. f. H. u. H., Ihnen einige humoristische Sternschnuppen mitzutheilen, die mir so beim Spazierengehen wie vom Himmel gefallen kommen.

1.

Zuwieferne sind die Frauenzimmer wie die Weltumsegler?

Wenn man mit ihnen spricht, kommen sie immer und ewig auf denselben Punkt zurück, von dem sie ausgegangen sind.

2.

Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen, eigene Häuser: die Schildkröte und die Schnecke.

3.

Ein Astronom braucht zwei Dinge: einen Stern und eine Uhr; die Uhr zieht er auf, der Stern zieht ihn auf. Zu seinem Malheur geschieht's oft, daß die Uhr zu spät geht und der Stern zu früh kömmt!

4.

Das Leben ist eine Lüge, der Traum ist auch eine Lüge; allein das Leben nennt sich, der Traum ist auch eine anonyme Lüge, blos ein „Freund der Wahrheit!"

5.

Warum sagt man: die Schönste putzt das Licht? Weil die sich gerne sehen läßt, und gewiß Acht gibt, das Licht nicht auszulöschen; oder weil die Schönste gewiß am besten mit dem Putzen umzugehen weiß.

6.

Die Welt und die Industrie nehmen gewaltig zu! Aus Stroh macht man Hüte, aus Erdäpfel Papier, aus Runkelrüben und aus Knochen Zucker, und was man aus Lumpen Alles machen kann, das weiß nur der, der gute Papiere zu schätzen weiß.

7.

Der Wassermann im Himmel ist bei den Wasserspritzen, bei den Wolken angestellt; der Beweis, daß

die Wolken Wasserspritzen sind, liegt darin, daß sie mit dem Regen fast immer zu spät kommen.

8.

Die Frauen sind musterhaft, wenigstens was die Haubenmuster betrifft.

9.

Gerade die Menschen, die auf der Welt nichts herausbringen, bringen doch Etwas heraus, die Flecken an andern Menschen!

10.

Das Gedächtniß der Frauen ist kurios: An den ersten Liebhaber denken sie nach dreißig Jahren noch, den letzten vergessen sie in drei Tagen.

11.

In der Jugend hat der Mensch Lust, fremde Länder zu sehen, im Alter sucht er lieber eigene Länder.

12.

Der Kopf braucht Füllung, der Magen braucht Futter, und das Herz braucht Nahrung!

13.

Die Wahrheit beißt den Leuten in die Nase, darum wenn Jemand nies't, sagt man: „Helf' Gott, es ist wahr!"

14.

Weil die Wahrheit ganz nackt abgebildet wird, hängt ihr in unserer seltsamen Welt jeder ein anderes Mäntelchen um.

15.

Warum ist in einem Trauringe kein Stein?

Das ist ein Beweis, daß man nicht blos die Steinreichen heiraten soll.

16.

Woher kommt der Ausdruck: „fetter Proceß" und „magerer Vergleich?"

Weil man bei manchem Proceß schmieren muß, daher ist er fett, allein wenn man das, wie er geschmiert wird, mit dem vergleicht, wie er selbst sich fett macht, so ist das noch ein magerer Vergleich.

17.

Irren ist menschlich, vergeben ist göttlich, ja wohl, aber die Leute irren so unmenschlich, daß das Vergeben vergebens ist.

18.

Jeder Mensch ist Morgens Schwärmer und Abends guter Wirth; die Lerche, die er des Morgens singen hört, die möcht er Abends essen; in dem Thau, den er Morgens fallen sieht, möcht' er Abends ein Fußbad nehmen; das Gold, welches die Morgenstunde im Munde hat, sperrt er Abends in die eiserne Casse;

wenn der Mensch „guten Morgen" sagt, freut er sich auf die Menschen, wenn er gute Nacht sagt, ist er froh, daß er heute keinen Menschen mehr vor sich sehen wird.

19.

Warum geht die Natur nie zu Grunde? — Weil ihr jeder Mensch seine Schuld bezahlen muß.

20.

Mit der gepriesenen „deutschen Einheit" geht's wie mit den mathematischen Einheiten, jeder hängt ihr was an, eine Null gewöhnlich, und so haben wir zehn Einheiten, hundert Einheiten, aber keine einzige Einheit.

21.

Warum wohnt die Freiheit auf den Bergen? — Weil die Menschen im Thale wohnen; Berg und Thal kommen nicht zusammen.

22.

Jetzt läßt sich jeder Stümper zeichnen, lithographiren, und nie ist der Spruch wahrer geworden als jetzt: „Hütet Euch vor den Gezeichneten!"

23.

Inwieferne sind sich Weintrauben und Dichter ähnlich? — Sie kommen ganz zur Presse, und ihr Geist kommt ohne Kern heraus.

24.

Warum werden gerade die Scribler am öftesten bestochen? — Weil man die magersten Hasen am fettesten spickt.

25.

Die Wünsche, die am Tage steh'n im Dunkeln,
Die fangen des Nachts zu glühen an, zu funkeln;
Die Narben, die am Tag' im Herzen ruhten,
Die fangen des Nachts zu schmerzen an, zu bluten;
Die Thränen, die am Tage sich verschließen,
Die fangen des Nachts zu tropfen an, zu fließen,
Die Todten, die sich des Tags vor uns verbergen,
Die steigen des Nachts aus ihren Särgen;
Die Stimme des Gewissens, die wir am Tage betören,
Die läßt des Nachts sich donnerähnlich hören;
Begierden, die der Tag gezähmt hält hinter Gittern,
Sie dringen Nachts hervor gleich Ungewittern;
Hoffnungen, die der Tag hält stramm am Zügel,
Bekommen in der Nacht Gewalt und Flügel;
Den Himmel, den des Tags wir kaum betrachten,
Den seh'n wir gläubig an, wenn es beginnt zu nachten;
Die Welten', die am Tage unsichtbar im Raume,
Erscheinen Nachts im Lichterkranz am Weihnachtsbaume!
D'rum wenn die Nacht den Tag kommt abzulösen,
Erscheint als Freundin sie den Guten, als Feindin nur den Bösen!

26.

Warum gibt es in Sibirien keine Krebse? — Weil an ein Zurückgehen von dort gar nicht zu denken ist.

27.

Die Augen sind bei den Frauen der Pensionsfond der Schönheit, wenn alle andern Reize todt sind.

28.

Welche Aehnlichkeit haben die Witze mit den Büchern? — Die guten lassen sich eher unterdrücken als die schlechten.

29.

Wer ist bei meinen Vorlesungen am meisten zu bedauern? — Ich! Ich kann vor dem Ende nicht fortgehen.

Frau von Stiftel,

oder:

Das lebendige Vorurtheils-Lexikon.

Frau von Stiftel, durch die Güte von zwei Aerzten seit sechs Jahren Witwe, besitzt außer dieser Tugend auch noch eine schöne Tochter, welche wieder die Tugend besitzt, einstens wieder mit Hilfe zweier oder dreier Aerzte durch den Tod ihrer Mutter Erbin von 10.000 fl. C. M. Renten zu werden. Die Tugend findet immer ihre Verehrer, besonders wenn sie, was zwar eine Seltenheit ist, mit Schönheit sich verbunden hat.

So kam es denn, daß Frau von Stiftel ein Haus machte, und Leute um sich sah; „Ein Haus machen" heißt einen guten Koch haben, und „Leute um sich sehen" heißt: zu essen geben.

Man aß sehr gut bei Frau von Stiftel, man unterhielt sich sehr gut, allein sie war fast ungenießbar, denn sie bestand aus einer Zusammensetzung von kleinen Vorurtheilen, die sie für die Welt und für das gesellige Leben ganz tödteten!

Nicht die großen Vorurtheile sind es, welche

uns die Menschen verleiden, sondern die kleinen, die albernen, die lächerlichen Vorurtheile, die winzigen Dummheiten, die Kartenlegerinnen und Gevatterinnen ausgackern, die abgeschmackten Traditionen, welche von Obstlerin zu Obstlerin, von Hebamme zu Hebamme, von Kinderfrau zu Kinderfrau sich fortgeerbt haben; diese hirn- und sinnlosen Conjecturen und Combinationen von alten Waschweibern und Caffee-Prophetinnen, welche oft sonst die gescheidtesten Frauen auf eine Weise beherrschen, daß sie durchaus unerträglich sind.

Und zu diesen Geschöpfen, welche aus lauter Vorurtheils-Monaden zusammengesetzt waren, gehörte Frau von Stiftel. Wollte man eine Landpartie machen, so heißt es auf einmal: „Ach, heute ist Freitag, das ist ein Unglückstag, ich unternehme heute nichts!" Wollte man sich zu Tisch setzen, so hieß es: „Ach, wir sind dreizehn, da stirbt eines davon!" Ging man spazieren und es kamen „Schafe zur Linken," so ging sie zurück, denn Schafe zur Linken bedeutet Unglück u. s. w. u. s. w.!

Da ich zu den Anbetern des Fräuleins Stiftel gehörte, ohne Rücksicht auf ihre Erbschaft, sondern blos mit Rücksicht auf die Erbschaft, die sie von Mutter Natur empfing, eine Erbschaft, bei welcher ich gerne Testaments-Executor gewesen wäre, so besuchte ich Frau von Stiftel oft, denn zu dem süßen Kern einer schönen Tochter gehört die bittere Schale

einer Mutter, der Kernbeißer muß die Schale durchbeißen!

Während dieser Zeit, daß ich die junge Stiftel mit meiner Aufmerksamkeit beehrte, hatte ich Zeit und Muße, mir fast alle Vorurtheile der Mutter Stiftel zu merken, und ich liefere hier ein Verzeichniß derselben, wie sie meinen Lesern wohl schon alle einzeln vorgekommen sein mögen, wie sie aber bei Frau von Stiftel alle miteinander ihre Hauptniederlage hatten. Dabei dürfte es nicht ganz uninteressant sein, zu sehen, wie viele solche Vorurtheile oder Aberglauben noch im Leben cursiren. Also:

Am Freitag muß man Nichts unternehmen. — Dreizehn sollen nicht am Tische sitzen. — Wenn drei Lichter brennen, so stirbt der Jüngste der Gesellschaft. — Das Brod soll nicht mit der abgeschnittenen Seite zur Thüre liegen, sonst kömmt Noth in's Haus. — Wenn man das Salz verschüttet, gibt's Verdruß. — Schafe zur Rechten bedeutet Glück, Schweine zur Rechten Unglück. — Das Bett soll mit dem Kopfe nicht zur Thüre stehen, sonst kömmt der Tod. — Wenn der Spiegel zerbricht, wird man von seinem besten Freunde verrathen. — Wenn das Porträt sich an der Wand bewegt, geschieht dem Original ein Unglück. — Wenn man eine Stecknadel annimmt, ist die Freundschaft abgestochen. — Wenn die Scheere im Fallen stecken bleibt, kömmt ein Fremder. — Hat das Licht einen Räuber, so ist ein Brief im Anzuge. —

Wird Wein ausgeschüttet, so steht eine Kindstaufe in das Haus. — Wenn die Hunde heulen, stirbt der Hausherr. — Wenn die Dielen krachen, wird bald Hochzeit im Zimmer. — Wenn man sich beim Nähen in die Finger sticht, wird man Braut. — Wenn man ein kleines Kind anschaut, muß man mit den Fingern Feigen machen, sonst wird's berufen. — Die Haare muß man im aufnehmenden Mond schneiden, sonst fallen sie aus. — Wenn man sich Freitag die Nägel schneidet, bekommt man kein Zahnweh. — Wenn man mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette steigt, ist man den ganzen Tag verdrießlich. — Wenn man auf der Zunge ein Bläschen bekömmt, hat uns ein Freund geschimpft. — Wenn der Bissen vom Munde fällt, ist er uns nicht vergönnt worden. — Wenn Einen die Sohle kitzelt, macht man einen langen Weg. — Wenn uns ein Band aufgeht, wird die oder der Geliebte untreu (da geht freilich ein Band auf!). — Wenn man des Morgens nies't, bekömmt man etwas geschenkt. — Wenn unsere Nägel blühen, ist es ein Glückszeichen. — Wenn man Nagelwurzeln hat, ist man angelogen worden. — Wenn man den rechten Strumpf zuerst anzieht, bekömmt man keinen Rheumatismus. — Wenn man sich bei einer Visite nicht niedersetzt, nimmt man die Ruhe mit. — Wenn man den Sessel beim Abschiede wieder an seinen Ort stellt, kömmt man nicht wieder. — Wenn's bei der Hochzeit regnet, ist fruchtbare

Ehe. — Wenn wir das Schluchzen haben, denkt Jemand an uns. — Wenn Einen die Nase beißt, bekömmt man Verdruß. — Wenn es uns plötzlich kalt über den Rücken fährt, läuft der Tod uns über's Grab. — Wenn man in Gesellschaft die Füße übereinander schlenkert, tritt Schweigen ein — Wo man stolpert, da liegt ein Musikant begraben. — Wenn Einem am Neujahrstage ein altes Weib begegnet, wird's ein unglückliches Jahr. — Wenn man am Palmsonntag drei Palmkatzeln (?) schluckt, bekommt man kein Halsweh. — Wenn man beim Spiel den Daumen hält, ist Gewinn. — Wenn man zwischen zwei Schwestern sitzt, so heiratet man. — Wenn uns ein Ring springt, so wird man uns untreu. — Wenn man ein Kind mißt, so stirbt's. — Wenn man den Mist über den Fuß kehrt, heiratet man nicht. — Wenn man zuerst junge Ganseln sieht, und einen Knopf in's Schnupftuch macht, bekömmt man kein Fieber. — Wenn man dem Neumond sein Compliment macht, stirbt man in diesem Jahre nicht. Wenn man am Vincenzitag zwei Schwalben sieht, heiratet man. — Eine Spinne auf dem Kleide, bedeutet Glück. — Kalte Hand, warme Liebe. — Unglück im Spiel, Glück in der Liebe. — Wer einen vierblätterigen Klee findet, ist ein Glückskind. — Wenn die Schuhe umgekehrt zum Bette stehen, wird der Mann untreu. — Wenn man den Strick von einem Gehängten hat, so ist man vor Schaden be-

wahrt. — Wenn man an Jemandem hängen bleibt, so ist man ihm etwas schuldig. — Wenn man in die Lotterie setzt und ein junger Mann geht vorbei, so gewinnt man. — Was man beniest, ist wahr — So vielmal man den Kuckuck schreien hört, so viele Jahre lebt man noch! — Wer den ersten Schmetterling sieht, bekommt keine Sommersprossen. — Wenn die Glocken zurückkommen und man die Taschen schüttelt, bekömmt man Geld. — Wenn vom Licht die Flamme wackelt, denkt unser Nachbar Böses von uns. — Wenn ein Hase über den Weg läuft, geräth uns nichts. — Die Kinderzähne, die ausfallen, soll man hinter den Rücken werfen und dabei sagen:

„Hier hat die Maus den steinernen Zahn,
Gib dafür einen beinernen Zahn!" —

Wenn man etwas vergessen will, soll man den Pantoffel über den Kopf werfen. — Wenn man das Geld zählt, verschwindet es. — Wenn man einen rothen Schuh anzieht, soll man sagen: „Weiß, weiß, alle weiß!" sonst bekömmt man den Rothlauf. — Das Messer soll man nicht mit der Schneide zum Nachbar legen, sonst gibt's Feindschaft. — Springt uns ein Floh auf die Hand, bringt er einen Brief in das Land. — Was man am Donnerstag beginnt, dauert trotz Regen und Wind! — Bett mit Hobelspan, macht einen treuen Mann. — Wer mit einem Gelbsüchtigen spricht, der spucke ihm drei

Mal in's Gesicht. — Wenn die linke Hand Dich beißt, gibst Geld Du aus zu allermeist. — Steigt man über ein Kindlein, bleibt es all' sein Lebtag klein! u. s. w.

Melinth, der stille Wucherer, genannt: der blaue Blutegel.

An der obersten Spitze der langen Reihe von Entarteten Menschen, welche zum Fluche der Menschheit auf Erden wandeln, steht der Wucherer, der ruchlose, herzlose Wucherer, der Bandwurm der menschlichen Gesellschaft, die Pestbeule der großen Städte, der schwarze Tod im Reiche des Daseins!

Ein Dieb ist ein ehrlicher Mann gegen den Wucherer; Mörder sind ehrenwerthe Leute gegen die Wucherer; Spione, Denuncianten, Verräther, Rebellen und offenbare Schurken sind Honoratioren gegen den Wucherer!

Gegen den Dieb hat man Schloß und Riegel, gegen den Mörder Wehr und Waffen; gegen den Spion, gegen den Verräther hat man Galgen und Rad, gegen offenbare Schurken, Gauner, Betrüger gibt's Recht und Gesetz, nur gegen den Wucherer gibt's nicht Schutz noch Recht, er umgeht den Galgen und das Gesetz, er umzüngelt das Recht und das Zuchthaus, er heuchelt sich vom Pranger und vom Strafgerichte los!

Wo aber die Gesetze aufhören, da fängt das Gericht der öffentlichen Verachtung an; wo das Recht nicht ausreicht, da reicht die allgemeine Stimme hin, welche solche stille Wucherer als Schurken bezeichnet, welche mit Fingern auf sie zeigt, und sie der allgemeinen Verdammniß bezeichnet: dieser ist ein stiller Wucherer, dieser ist der Krebsfraß unserer Gesellschaft, dieser ist der Mann, der beladen mit dem Fluche der Armen, der beladen mit dem Fluche der Bedrängten, der beladen mit dem Jammer der Witwen, der beladen mit dem Kummer der Waisen, der beladen mit dem Elende der Unmündigen, der beladen mit dem Ruine der Leichtsinnigen sein schurkenhaftes Leben fortschleppt!

Unter allen Lastern und Gräueln, die dem Pfuhl der Hölle entstiegen, um in einer sündvollen Menschenbrust zu wohnen, ist keines so schwarz, keines so teufelhaft, keines so satanisch, als der stille Wucher! Der Geiz schadet dem Nebenmenschen nicht, der Neid ruinirt die Armen und Nothleidenden nicht; die Rachsucht begnügt sich mit einem Opfer; die Verleumdung wird endlich müde, der Haß hat Momente der Versöhnung u. s. w., nur der Wucherer ist der Nimmersatt im Lustgebüsche des Lebens, der ewige Jude, der nie rastet, der stets brennende Busch, der sich nie verzehrt!

Darum haben alle satyrischen und dramatischen Dichter vergebens ihre spitzesten Pfeile von jeher nach

diesen lebenden Schandsäulen der Menschheit gerichtet, darum haben die Ideale von Wucherer, welche z. B. im „Usurier“ aufgestellt wurden, der Menschheit nicht von diesem Uebel geholfen, und all' die tausend Epigramme und Stachelpfeile, welche Rabener, Lessing und alle Satyriker u. s. w. auf dies Geschlecht abschlossen, prallten an der unverschämten Büffelhaut dieser Classe ab!

Wenn es aber nichts nützt, so kann es doch unterhalten, wenn wir dem Beispiele großer Satyriker folgen, welche ihre Aufgabe darin fanden, die unzähligen Laster mit der Nessel der Satyre öffentlich durchzupeitschen, und wenn wir den Lesern ein „Ideal von einem stillen Wucherer“ humoristisch-satyrisch vorführen, ein Ideal, in welchem der Leser all' die teuflischen Züge, die sonst bei vielen solchen elenden Wucherseelen bemerkt wurden, beisammen finden, und welches man als ein Modell, als eine Studie betrachten kann, an dem man die satanische und ruchlose Natur, die niederträchtige Structur einer solchen Wucherseele, und die Entartung ihrer Eingeweide wird studiren können.

Wir wollen das „Ideal eines solchen stillen Wucherers:“ „Melinth, den blauen Blutegel“ nennen, und den Leser bitten, zu thun, als ob wirklich ein solches Exemplar existirte, das alle sonst vereinzelten Merkmale dieser Race allsämmtlich an seinem eklen

Leichnam vereinigt trägt, obwohl wir zur Ehre der Menschheit glauben, daß es sobald nicht der Fall ist.

Melinth, der stille Wucherer, den die Volksstimme, welche stets zuerst das Urtheil über ihre Brandmale ausspricht, den „blauen Blutegel" nennt, trägt das Kainzeichen seines Schand-Metiers in seinen widerlichen Zügen. Ein grinsendes Lächeln, welches freundlich sein soll, aber nichts ist, als eine spasmodische Verzerrung dieser von den niedrigsten Leidenschaften zerwühlten Gesichtszüge, widert Einen auf diesem blaubärtigen Antlitz an, und Niemand wird „Melinth, den stillen Wucherer" lächeln sehen, ohne sich wie Hamlet die Schreibtafel herauszunehmen und aufzuschreiben: „Man kann lächeln und immer lächeln, und doch ein Schurke sein!"

Schwarze, glattgestrichene Härchen schmiegen sich an einen Schädel an, an dem Gall auf den ersten Blick das „Galgen-Organ" erkannt hätte; die eingefallenen gelbbläulichen Wangen sind die vergilbten Pergamentdocumente, auf welchen niedrige Habsucht und ruchlose Hartherzigkeit ihre persönliche Anwesenheit bezeugt und besiegelt haben.

In Melinth's kleinen, ewig blinzelnden Aeuglein, die keinem Menschen in's Aug' sehen können, brennt ein kleines Nachtlicht der Hölle, fahl und düster, und nur dann kömmt ein unheimlicher, flimmernder Strahl in diese grünlichen Feuer, wenn von Procenten, Interessen, von verfallenen Wechseln, von Zwang und

vom Ruin der Armen, der Witwen und Waisen die Rede ist. Melinth's Blicke irren rastlos hin und her, wie Diebe, die sich vor dem Ertappen fürchten, und ein Zug um Nase und Mund, wie die Lineamente einer Satanskralle, scheinen zu sagen: „Hier sind Wohnungen für Schmutz, Geiz und Wucher zu verlassen!" In seiner Jugend mag „Melinth" vielleicht studirt haben, man muß ihm aber nachsagen, das Einzige, womit er sein Lebtag nicht gewuchert hat, war die Wissenschaft! Als er später vielleicht in ein Amt kommen sollte, bemerkte man, daß er keinen Eifer für das Interesse des Staats, sondern blos großen Eifer für die höchsten Interessen der Armen, der Bedürftigen, der Witwen und Waisen hatte, und er folgte dem Drange seines Herzens und der Stimme seines Gewissens, welche ihm zuriefen: „Du bist geschaffen, um zu leben vom Blute und Schweiße deiner armen, von dir ausgesaugten, gemißhandelten, heuchlerisch ruinirten Mitmenschen."

Und Melinth dachte:

„Was die inn're Stimme spricht,
Das täuscht die wuchernde Seele nicht!"

Und so ist denn „Melinth" seitdem gewandelt auf jener Bahn, auf jener harten Eisenbahn des Wuchers, gleißnerisch und heuchlerisch, mit einem nichtssagenden, ruchlosen Lächeln, und hat gelebt vom Marke der Thoren und Leichtsinnigen, die in sein Netz liefen, und hat gelebt vom Blute und vom

Lebenssafte der Unglücklichen, der Hartbedrängten, die durch Unglück und Schicksal und Unbesonnenheit und Leichtsinn in seine Wucherklauen geriethen, und hat sich gemästet vom Fette armer Witwen, vom Gute und vom Habe der Waisen und Unmündigen, die er und seine Helfershelfer umgarnten und umsponnen, und mit kalter Berechnung ausäderten und zergliederten und gliedweise an sich rißen, bis sie und all' ihr Gut und Habe seiner Wucherseele verfallen waren.

Spricht man mit „Melinth," so verdreht er die Aeuglein und reibt sich die knöcheldürren Hände, und zuckt mit den Sünderlippen, und er weiß nichts von all' dem Elend, das er über Tausend und Tausend verhängt, und er weiß nicht ein Wörtchen von der grausamen, ruchlosen Härte, mit welcher er die leichtsinnigen Opfer seines schurkischen Wuchers verfolgt und herumhetzt, und er weiß gar nichts von all' den Wechselchen, die er zu 36, 48 und 54 Procent erwucherte, er hat immer einen Deckmantel, eine andere Namensmaske, hinter der er sich und seine niederträchtigen Kniffe und Pfiffe versteckt, und hundert Mal bei den Gerichten, auf schändlichen Wucher angeklagt, weiß er durch die abgefeimtesten Intriguen und Schlupfwege der Züchtigung der Gesetze zu entgehen! Nur Einem kann er nicht entgehen: der öffentlichen Verachtung, der allgemeinen Verdammung, der Bezeichnung: „Melinth, der stille Wucherer," dem brandmarkenden Namen: „Der blaue Blutegel," mit

welchem ihn das Volk bezeichnet; der allgemeinen Entrüstung, mit welcher Jedermann von ihm sagt: „Das ist der abgefeimteste, heuchlerischeste, hartgesottenste Sünder und Wucherer!“

Mit dieser Bezeichnung beladen, erscheint „Melinth“ auf der Börse, im Caffeehause, auf der Straße; mit dieser allgemeinen Verachtung und mit dieser Verdammniß beladen, wandelt er im Kreise seiner Familie herum, die alle mehr oder minder schon unter seinem Wucher litten, denn ein solcher Wucherer hat nicht Vater, nicht Mutter, nicht Weib, nicht Kinder, nicht Bruder, nicht Schwäger, nicht Oheim noch Verwandte, ein solcher Vampyr saugt seinem eigenen Bruder mit Lust und Hohnlachen das letzte Bischen Blut aus den Adern! So lebt „Melinth, der stille Wucherer,“ genannt: „Der blaue Blutegel,“ und so wird er sterben! Er wird in die Grube fahren, und ihm werden folgen die Flüche all' der durch ihn Ruinirten, und ihm werden folgen die Verwünschungen von tausend und aber tausend Unglücklichen, die seine Seele der Verdammniß überliefern. An seinem Sterbebette steht die Vergeltung mit Wucherzinsen, in seiner Todesstunde werden kommen die Gestalten alle, die sein Wucher gequält, gepeinigt, gemartert und sie werden zähnfletschend auf seiner Bettdecke sitzen, und sie werden zerren an seinen Kopfkissen, und sie werden ihm im Todesröcheln in die Ohren gellen:

„Allen Sündern wird vergeben,
Nur der Wucherseele nicht!“

Und das Geld seines Nachlasses wird schmelzen, oder zum Fluche seiner Erben werden, weil der Fluch der Menschheit daran klebt, und sein Andenken wird selbst von den Seinigen genannt werden mit Heulen und Zähnklappern!

Industrie-Ausstellung inländischer Journal-Artikel und Kritik-Fabricate.

Der Aufschwung, den der — Handel mit journalistischen und kritischen Artikeln in neuester Zeit genommen hat, bestimmt eine Gesellschaft patriotischer Männer, eine „Ausstellung inländischer Journal-Artikel und Fabricate" zu veranstalten, um dem Beschauer einen Ueberblick des literarischen „Gewerbsfleißes" und „Maschinenwesens" zu gewähren. Es wird jedem wahren Freunde der Literatur und der Wahrheit eine wahre Satisfaction gewähren, wenn er den blühenden Zustand unserer Journalistik erblickt, und die Vollkommenheit, zu welcher sie der Geist der Erfindung sowohl in ganz neuen „Dampfapparaten," als in „Handgriffen," „Schrauben," „Kneipzangen," „Winden," „Luftheizungen" u. s. w. emporgehoben hat.

1.

Ein Einladungsbrief eines Winkel-Redacteurs an einen eben angekommenen Schauspieler, mit eisernen Haken und einer doppelten Angel.

Euer Wohlgeboren!

Aus dem beigefügten Programme meines Blattes werden Sie dessen Tendenz, alles Ruhmvolle sogleich

bei seinem Erscheinen der Residenz anzuzeigen, erkennen. Ihre glanzvolle Erscheinung soll, wie Sie aus der Beilage ersehen, sogleich angezeigt werden. Wir haben Ihr Gastspiel zum besondern Augenziel genommen, und legen hier die Quittung für einen halben Jahrgang unseres Journals bei. Mit Hochachtung

die Redaction des „Spottwohlfeilen."

2.

Beilage der zweispitzigen Angel.

Herr N. N. ist in unsern Mauern angekommen, dieser großartige Mime, einer der ausgezeichnetsten Roscinsse der deutschen Bühne, gedenkt hier einen Cyclus von Rollen zu geben, und wir machen alle unsere dritthalb Leser auf diesen Hochgenuß aufmerksam.

3.

Kritisches Fabricat des Blattes:
„Der Spottwohlfeile,"
wenn Herr N. N. auf ein halbes Jahr
abonnirt hat.

Herr N. N. hat mit der Rolle des so und so bewiesen, daß sein ganz Deutschland überragender Künstlerruhm auch in den wallenden Gefilden unserer kunstdurchgewobenen Stadt einen Nimbus zu erringen im Stande war, der um das Haupt dieses alten

Lorbeerhelden neue Nimbusse für spätere Weltengeschlechter einflechten wird! Schon bei seinem ersten Erscheinen stellte sich der Erfolg glänzend auf die Spitze der Glorie und bethätigte am glänzendsten, daß die Erwartung in Folge der Kunst bei Weitem übertroffen gefunden worden ward! Der Beifall wollte nicht enden und endete nur zufälliger Weise in der nicht zu zählenden Summe von Hervorrufungen u. s. w.

4.

Urtheil des „Spottwohlfeilen," wenn der Künstler nur auf ein Vierteljahr abonnirte.

Die Erscheinung des Herrn N. bethätigte die Aussprüche der Vorhersagung, die wir in unsern Blättern von diesem gewandten wackern Menschenspieler anzudeuten in leichtern Umrissen zu pronunciren nicht zu ermangeln bestrebt gewesen waren. Festere Basis dem Urtheil zu geben, müssen wir die folgenden Successe des mimischen Theils der subjectiven Rolleneinsaugung des Gastspielers abwarten, und dann die Beachtung des Bereichs des beabsichtigten Erfolges bereitwillig berichten.

5.

Urtheil dos „Spottwohlfeilen," wenn Herr N. N. gar nicht abonnirte.

Die Erwartungen der Zerflossenheit über die Erscheinung der Gastrollen des Herrn N. haben in

unserer freimüthigen Unbefangenheit und allgemein anerkannten Unparteilichkeit die Ansicht der unverholenen Bemühungen gewonnen. Der vorangegangene Ruf hat sich in den ersten Rollen nicht zur Bestätigung unserer Meinung identificirt, sondern das Nordische des Individuellen des Präsentirungs-Organes des Gastes der Bretter der Bühne konnte das Balancement nicht auf dem Territorium Lessing'scher Aussprüche bewahrheitsstelligen. Der Herr N. hat an unsern heimischen, längst hier lebenden Unsterblichkeiten und Rivalgenossen, welche ihm die Platzgewinnung in der Raumstrecke des allgemeinhaften Beifalls des großgewöhnten Publicums verschwierigen und bedeutend verhärten könnten — Sie!

6.

Polemischer Artikel des „Spottwohlfeilen," in sechs Wochen verfertigt, blos mit Hilfe von zwei alten Federn und einigen Kindern, durch die Pferdekraft von einer Fünfer-Banknote in die Oeffentlichkeit getrieben.

Motto: Ha!
Homer.

Wahrheit und Kupfergeld, Unparteilichkeit und 400 Gulden jährlich, große Unbefangenheit und freier Eintritt, das sind die Grundsäulen, auf welche der „Spottwohlfeile" von jeher jeder Hochschätzung der

Verachtung des öffentlichen Publicums für sich zu erkaufen zu basiren die basirteste Anstrengung machte!

Die autokrate Industrie an Redlichkeit, Treue, Bürgerpflicht und nationalem Heißhunger sind jetzt Artikel, die sich anschmiegen an die Blasphemien eines humoristischen Humors, und an die Seitenlungenflügel der Eisenbahn der Satyre, des Witzes, des Spottes des Heiligsten des Lebens, der Kunst, des Beschützers und Gründers des Volkswitzes, des Volksstückes, des Volkslebens und der Volks-Population!

Dieser ganz und vollkommen ganz dieser und derselbe ähnliche und gleichsam gleiche Fall ist es mit gewissen Kritikern, die in angethaner und losgelassener „Theoria" das Kunstrichteramt aufwärts schrauben, und immer aufwärtser, wärtser, am wärtsesten, denn die substantiellen Ansichten dieser Philister der Kritikaster haben in ihrem Producte der urtheilenden Deutung links ein Recepiß, rechts ein Recepiß und über sich ein Recepiß, und unter sich gar nichts! Die Hauptstadt als Hauptstadt hat ein hauptstadtliches Element, dessen zuweilige Vorkömmisse von Seiten gallsüchtiger Humor-Spiegel-Reflex-Fabrits-Artikel in spitzig-witziger Fibrirung fibrirt, oder wie der Lateiner sagt: „Romulus, Remulus, famulus!"

Weil besagter humus humoristicus in seinem Erfrechen auf menschendarstellende, seit Jahren zu Lieblingsspeisen verkochte, in allgemeiner Hochachtung, in kritischer Lobhudelei aufgeschwemmte Individuen di-

Seife der Kugel der fleckreinigenden Afterwitzelei zu bethätigen, sucht hat die unmenschliche Intelligenz und die Abnormität oft besagten Kunstherosses die Flügel des gold'nen Strahls seines Hoch-Charakters einem alten Journalisten zur Reinigung von Sonnenflecken und sonnensprossigen Antastungen übergeliefert, oder wie der Lateiner sagt: „Asinus asinum friseravit et fricasseravit!"

Nicht zum Kämpen des Anwalts des plaidirten Subjectes uns aufwerfen zu wollen, ist dieses in die Feder der Publicität aus dem Incognito eines succum wie sanguinem zweiröhrigen Schreibers ausgegossen, sondern in Einfachheit der Klarheit der Wahrheit in gegenstellbarer Kräftigung des Rumors und Humors zur Vertheidigung der Infallibilität der Integrität des Durchfalls des Zufalls in Hinsicht der Zeitbildung der Unbestechlichkeit, oder wie der Lateiner sagt: „Dabis mihi Groschen, renovare mea Goschen!"

Genug des Zankes des Pointes der Polemik des Rumores! Jetzt wird der Leser dastehen auf dem Kobenzel der lautern Ansicht und zu würdigen beflissen sein nicht ermangeln, was gallsüchtiger Humor gegen bare Verdienste zu influiren für Effectuirungen zu bestreben bestrebt gewesen, die im Antlitz dieses dahinschwinden wie Gnomen der Koboldschaft der Alräunchengesellschaft im Taglicht einer sternhellen, von tausend Gasflammen erhellten mitternächtlichen

Morgenröthe! Wir haben für unsern Theil das Unsrige gethan, oder, wie der Lateiner sagt: „Lux vobis. wenn man nun grob is, bezahlst Du's, so tob' is! Ohne Datum, das ist Fatum!"

Ein steinalter Journalist!

Das ausgestopfte Beethoven-Fest,

oder:

Ach und Krach vom Beethoven-Feste!

Ein jeder Deutscher, so lange er allein ist, ist der ein Tiefdenker, ein Philosoph; wie mehrere zusammenkommen wird gleich ein Dummkopf daraus!

Ach!

Ein Deutscher, wenn er allein ist, schweigt, oder spricht bedächtig, weise; sobald mehrere zusammenkommen, halten sie ellenlange, dumme Reden, und sprechen hirnloses Zeug!

Ach!

Ein Deutscher, so lange er allein trinkt, trinkt er sich nüchtern und nüchterner; sobald mehr zusammenkommen, trinkt sich einer an dem Andern einen raufluſtigen Haarbeutel, einen himmelseligen Dusel!

Ach!

Ein Deutscher, so lange er seine Feste allein feiert, seine Bohnenkuchenfeste, seine Metzelsuppenfeste, seine Polterabendfeste, seine bescheidenen Gutsherrnfeste, seine gemüthlichen Justizamtmanns-Jubiläumsfeste

u. s. w., ist er ein Muster von Festfeierer, da geht Alles am Schnürchen, da ist im gemüthlichen Niedergang jeder breithufige Tritt voll Ordnung und Berechnung; wenn sie aber zusammenkommen, um ein großes Fest, ein Volksfest, ein Allerweltsfest zu feiern, da tritt Einer dem Andern auf die Hühneraugen, der gute Wille des Einen stolpert über den schönen Eifer des Andern, die Zuthunlichkeit des Zweiten bleibt an den Knöpfen der Bereitwilligkeit des Dritten hängen, fällt auf den Enthusiasmus des Vierten, und schlägt der Begeisterung des Fünften blaue Flecken!

Ach! Ach!

Ein deutscher Musikus, wenn er allein musizirt, ist er von reinster Classicität, er bringt es in seinen vier Pfählen sogar bis zu „Strauß und Lanner esse delendos"!! Allein, wenn die deutschen Musici zusammenkommen, um die classische Musik mit gefälltem Bajonnet dem Publicum in den Leib zu rennen, dann kann man versichert sein, daß aus dem großen Tonschlauch eine unendliche Dissonanz herausprasseln wird, daß am Ende auf dem Schlachtfelde aller Pianos, Violinen, Bässe und Pauken Niemand siegreicher dastehen wird, als der unverwüstbare deutsche Michel, wie Marius auf den Ruinen von Karthago, und ausrufen wird: „Ach! kann ich denn gar nie sterben!"

Ach und Krach!

Die guten Deutschen! Hätten sie ihr Beethoven-

Feste ohne Prunk und vornehme Aufschläge an Aermel und Kragen des „goldenen Musikanten" gefeiert, so hätte das Publicum nur der Beethoven'schen Musik, dem „Regenstrom aus Felsenrissen" gelauscht, Beethovens Schatten wäre der König des Festes und die göttliche Cäcilie die Madonna des Tages gewesen, der Strahl vom Himmel hätte flammend das Opfer am Altar entzündet, und die Weihe hätte nicht gefehlt; allein Beethoven und sein heraufgeorgelter Schatten dienten in Bonn nur als Abgeordnete zum Empfang von vornehmen Herrschaften!! Die Ouverture zu „Coriolan" und „Egmont" standen da geputzt und sauber angelegt blos als Fahnenschwenker; „Adelaide" wurde mit andern Bürgermädchen weiß gewaschen und angezogen; die „C-moll-Symphonie" und die „Fidelio-Arie" marschirten blos auf, um die vornehmen Gäste zu becomplimentiren, und in dem bunten Gewühle der Wappenschilde, in dem hirnlosen Gezische der Neugier ging die erhabene Feierlichkeit unter, die Cäcilia stand weit hinter den abgeordneten Empfangsmädchen zurück; das lange voraus angekündigte, weithinschallende Beethoven-Fest löste sich auf in eine sehr erwünschte Ausschmückung erlauchter Tage einer liebenswürdigen Pilgerin am Rhein; und der „goldene Musikant *)" stand da als ein erwünschtes „Apropos" bei dem Ensemble von Festivitäten und

*) So nannte das Landvolk die Beethoven-Statue.

Feierlichkeiten, die an dem grünen Strome auf und ab zogen, und das ganze Beethoven-Fest wurde ausgestopft zu einem sehr irdischen Huldigungs-Gelegenheits-Aufzuge!!

Ach und Krach!

Während dem aber, daß um sein Erzbild in Bonn wogte und rauschte die große Menge, die mehr kamen um die Schleppen der englischen Roben zu bewundern, als um dem todten Meister eine Thräne zu weihen, während nach Bonn zogen die Legionen von Musikanten und Componisten, die jetzt ihre Namen zuerst in der „Augsburger allg. Zeitung" paradiren sahen; während dort der kleinliche Neid und die Zwiespalte der deutschen Virtuosen sich balgten um Cantate und Piano und Violine; während dem zogen hier in Wien beim stillen Sternenschein einige wahre Verehrer Beethovens hinaus nach dem Währinger Friedhof, wo der Unsterbliche ruht, und legten einige einsame Blumen auf sein einfaches Grab, und gönnten ihm die Ruhe da im Gegensatze zur Bonner Unruhe!

Ach!

Und Liszt? Und Doctor, Ritter, Hofcapellmeister Liszt?

Und zu Liszt sprach Beethovens Schatten: „Barus, gibt mir meine Symphonien wieder!" Liszt, der „edle, wilde, tolle, wahre Derwisch" unter den Virtuosen, Liszt, „der letzte Ritter des Pianos," Liszt,

der einzige Künstler unter den Claviervirtuosen, Liszt, der einzige geistreiche Mensch unter den Virtuosen-Maschinen, Liszt, die ritterliche Blume im großen Virtuosen-Kreuzzuge, Liszt, „der all' dies Herrliche vollendet, den rührt es nicht!" denn er dachte nicht im voraus an all' die Zersplitterung, an all' die kleinlichen Kleinlichkeiten des Musikanten-Metiers, an all' die erbärmliche Zunftmeisterei des Virtuosenthums!

Ach! Ach!

Liszt vergaß, daß er viel zu viel Genie ist, um nicht vom Handwerk scheel angesehen zu werden!

Krach!

Bei diesem Feste wollte ein gewisser Theil durchaus Spohr zum Gegenkaiser Liszts erheben, und es ist doch so durchaus zweierlei: Spohr und Liszt! Niemand wird dem colossalen Verdienste Spohrs nahe treten wollen, aber wenn ein gewisser Kreis von Virtuosen und Componisten sich um Spohr schaaren, um ihn auf Kosten Liszts auf den Schild zu heben, so ist das etwas thöricht! denn Spohr und Liszt sind durchaus zwei ganz verschiedene, nicht nur Naturen, sondern auch verschiedene Gegenstände! Und dann wird es Niemanden entgehen, daß jene Bannerführer Spohrs ihn nur deshalb con amore hochheben, weil sein Ruhm der Vergangenheit angehört, weil sein Ruhm wie der eines Todten mit ihnen und ihrem enghalsigen Leben nicht mehr concurrirt; Liszt aber lebt, sein Ruhm ist ein lebender, sein Wirken ist ein

lebendiges, seine Erscheinung wirkt auf die Gegenwart der Kunst ein, er ist noch ein Schwimmer und Ringer auf den Wogen desselben Meeres, in welchem sie theils unbeachtet, theils kaum beachtet mit fort treiben. Hinc illæ lacrymæ!

Spohrs wohlverdiente Lorbeern hat die vorige Generation gewunden, gegen diese hat das kranke Virtuosenthum nichts, sie wollen selbst ja keine Lorbeern von der vorigen Generation; Lißts Lorbeern aber windet die jetzige Generation, ja sie macht sogar Miene, sie noch immer fort zu flechten, und diese Lorbeern sind es, auf welche das ganze Heer der Virtuosen und Componisten vollen Anspruch macht, und darum müssen sie Liszt aus den flatternden Locken gezogen werden!

Krach!

Und so endeten die mit Musik ausgestopften Tage zu Bonn! Eine große Erwartung auslaufend in eine kleine Erfüllung! Beethovens gewaltige Tonmassen klanglos verhallend vor dem Nachklang von rule Britannia! Lißts und Deutschlands große Musik-Capelle erdrückt von dem Prunke und Lärm von — Capellen!

Ach und Krach!

Ach, Herr Dr. Liszt, wenn Sie die Beethoven-Feier würdig feiern wollten, so hätten Sie eine andere, eine stille, eine feierliche Zeit wählen sollen, eine deutsche Zeit, den rauhen Winter mit dem deutschen

Schnee-Wolfspelze, mit den ungebahnten Wegen, mit dem nachdenklichen, trüben, deutschen Himmel; Sie hätten einen Decembertag wählen sollen, wo der Nordwind durch die Fenster bläst, und wo die deutschen Gemüther auf der Bärenhaut liegen; eine Zeit, wo das Fest ein wirkliches Beethoven-Fest gewesen wäre, und nicht ein „europäischer Belustigungs-Abstecher" in der Wander-Zeit am Rhein; nicht in einem Moment, wo das Volk den Apoll im Stiche läßt, um einem englischen Kutscher nachzuziehen; nicht in einer Zeit, wo Bonn blos zu einem Rendezvous der fashionablen Welt wurde, einer Welt, welche zehn Beethovens laufen läßt, um eine Gala-Uniform angaffen zu können; nicht in einer Zeit, wo jeder Rheinlachs zum Delphin wird, der einen beinausgegrätschten Engländer nach Bonn brachte, damit er sage: „Indeed a very fine country, the Beethovens-Fest-country;" nicht zu einer Zeit, wo alle Weinreisenden ihre Schläuche mit Rüdesheimer Wein und Bonner Anecdoten füllen; nicht zu einer Zeit, wo der Ernst des Momentes in dem Zauber eines Feuerwerks aufgeht, und wo die Feierlichkeit des Gegenstandes bei der Masse von dem Anblick einer glänzenden Pirutschade erdrückt wird! Nicht ein solcher Moment war zu diesem Feste passend, nicht ein Moment, wo das große Publicum fortrennt aus dem Schiff der Kirche, um in die beflaggten Schiffchen zu stürzen und Queue zu machen an einer vivat-

rufenden Volksschleppe! Sie mußten eine Winterzeit wählen, wo die wahren Verehrer Beethovens durch Schnee und Gestöber kommen, halb erfroren für die gute Sache, durch nichts gewärmt als durch den Gedanken an den unsterblichen Meister; wo die Jünger und Anbeter der göttlichen Musica, in Wildschuren gehüllt, anherziehen von Ost und Süd und West, wo nicht müßige und vornehme Welt blos „Amusement" und „passe le temps" zu genießen kömmt, da, dann, im tiefen Winter, wenn auf den Dampfern nicht alle Roués aus den Spielhöhlen von Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg kommen, um frivole Zerstreuung zu suchen; dann, im tiefen Winter, wenn nicht aus allen Residenzen und Residenzchen jeder Concertsessel-Arrangirer nach Bonn geht, und sich selbst als einen „Deputirten der Residenz" gerirt; dann, im tiefen Winter, wenn Jules Janin nicht aus dem Foulardschlafrock kriecht, weil er weiß, daß Bonn der höchste Punkt im nördlichen Deutschland ist, dort, wo der Teutoburger Wald die Ufer der Nordsee beschattet, und daß im December die großen Wölfe die Soli heulen, dann, dann, umgeben von echten Deutschen, von wahren Musikgeistern, von unaffectirten Gönnern und Kennern Beethoven'scher Musik, in Caputröcken und groben Mänteln, im Kreise armer Capellmeister, in den geschlossenen Bänken von deutschen Cantoren und Orgeltretern, im kleinen Vereine von kunstdurchglühten, wahrhaft durchdrungenen Jün-

gern des großen Schläfers im Währinger Kirchhofe, dann hätte eine Feier Statt finden sollen zu Ehren des unsterblichen Meisters, aber nicht zur Ergötzung der herbeiströmenden Müßigfahrer und Müßig-Reiter; zur Verherrlichung der himmlischen, reinen, classischen Musik und nicht zur Programm-Verzierung einer flotten Mitsommertagsreise; zur Freude und zur Seelenlust der wahren Kunstgeister und Kunstjünger, und nicht zur Speculation von Beethovens Zahnstocher-, und Beethovens Pianos-, und Beethovens Späne-, und Beethovens Papier-Nachlaßinhaber —, die das Fest zum Schacherplatze für Curiositätensammler machten!

Ach und Krach!

Und nun die großen Nachwehen dieses Festes! Die Berichte alle in den Zeitungen, vom Jules Janin mit seinen Irrthümern, bis zur „Augsburger allgemeinen Zeitung" mit ihren Dummheiten; von der „Times" bis zum „Hans Jörgel," und dann all' die Gedichte und das gewiß nicht ausbleibende „Beethovenfest-Album-Gebumbamel," und all' das Geerzähle und Lügen und Aufschneiden und fade Raisonniren von all' den tausend Musikleuten des kleinen Musik-Viehstandes, die alle nach Bonn gingen, um, wie jener Berliner von der Schlacht, erzählen zu können: „Doch da jewesen und im Graben jelegen!"

Ach, ach, in's Unendliche ach!

Dumme Briefe, Bilder und Chargen aus meinem Reise-Album.

An Ferdinand Freiligrath in St. Goar.

Unsere gegenseitigen Begrüßungen à la Mufti, Sie „auf hohem Balkone," in dem lieben Häuschen, dem die smaragdnen Fluten des Rheins den Fuß waschen, und ich auf dem Verdecke des Dampfers, der mich aus dem reizenden St. Goar entführte, gaben dem versammelten Passagiervolke der „Königin" nicht wenig Stoff zum Lachen. Sie glaubten zuerst, wir wären zwei Narren, allein der Capitän sagte ihnen, wir wären zwei Poeten, und nun wußten sie nicht, ob sie sich in ihrer ersten Muthmaßung geirrt hätten, oder nicht!

Lange stand ich sinnend, und sah in das Theater der Berge und Thäler, und meine Grüße und stille Gedanken zogen wie Möven auf dem Wasserspiegel noch zu Ihnen hin, und die schönen, geistreichliebenswürdigen Stunden, die ich bei Ihnen und in der Mitte der Ihrigen lebte, streckten ihre grünen Arme noch aus den Fluten zu mir empor, und die inhaltvollen Tage bei Ihnen schwammen mit ihren frischen

Leibern wie Delphine um das Boot, gleichsam als wollten sie den Scheidenden, der zwar nicht

„Goldbeladen
Von Tarent's Gestaden"

heimschiffte, zurücktragen an das Freiligrath'sche Ufer!

Es war ein Göttermorgen! Sie selbst sahen noch die große Wolkenschlacht am Himmel, wie die schwarzen Husaren der Wolkenmassen über den „Rheinstein" sich in Schlachtordnung aufstellten, und ein Wolken-Goliath dastand, und dräuend niedersah, und wie aus dem östlichen Purpurzelt der junge Held: der Tag, wie ein David heraustrat, gepanzert mit Licht und Strahlenpfeile werfend, und wie der junge Sieger die schwarzen Feinde mit flammendem Geschoß anfiel, daß sie auseinander stoben und auf der Flucht sich hinabstürzten in das Geklüfte der Berge, und im Entfliehen donnernd zurückgrollten, und wie der Sieger Tag immer weiter vorrückte auf das blaue Kampffeld des Himmels, und das entfliehende Gewölk endlich die weißen, zerflatternden Fahnen aussteckte und der Sieger einherzog mit Licht und Milde!

Ich grüße Dich, Du grüner Strom,
Ich grüße Dich, o Rhein,
Dich Nachtgewölk', Dich Ufergrün,
Dich, güld'ner Morgenschein!

Ich stehe hier, erquickt und frisch,
Und schaue hin zum Strand,
Da pranget reich ein Weihnachtstisch,
Beschеert von Gottes Hand!

Und Berg an Berg, gleich Mann an Mann,
Sie halten Wacht und Wehr,
Daß schwüle Luft nicht zu mir kann
Vom flachen Lande her!

Sie heben hoch das freie Haupt,
Um das der frische Wald,
Von Blättern dicht und vollbelaubt,
Gleich reichen Locken wallt!

Ihr Nacken, frisches Felsenmark,
Hat sich noch nie gebeugt,
Wie auch der Sturm, gar wild und stark,
Das starre Haupt umfleugt!

Die Schultern keck und frei und nackt!
In hohler Hand ein Strom!
Die Rippen steil und felsgezackt,
Als Weg zum Himmelsdom!

So grüß' ich, Tag, Dich, junger Held,
Gewappnet rings mit Licht,
Der dort aus Osten's Purpurzelt
In gold'ner Rüstung bricht!

Und so wie dort die Wolkenburg
Entfliehend rückwärts schaut,
Erglüht am Mund des freien Strom's,
Die Erde, seine Braut!

Nach kurzer Zeit kam ich an unserm Boppard*) vorüber; Sie wissen, warum ich es unser Boppard nenne, allein, Sie ahnen nicht, daß ich es gerne auch mein Boppard nenne, — es gibt Fügungen, Ahnungen,

*) Boppard am Rhein.

Zusammentreffungen, das Schicksal braut Salben, bevor es Wunden schlägt, der Himmel rüstet eher seine Trostesengel aus, bevor er die Würgengel aussendet, und die gütige Vorsehung legt früher Baumwolle und weiche Seide auf die Stelle, die später den schmerzlichen Stoß erhalten soll. — Doch das sollen Sie Nächstens erfahren.

Weil ich gerade von Boppard spreche, haben Sie gelesen, mit welchem komischen Artikel über unsere gemeinschaftliche Rheinreise der Herloßsohn'sche „Morgenstern" sein erstes Licht leuchten ließ? Da lesen Sie unter der Rubrik: „Schriftsteller auf Reisen" Folgendes:

„Auf einem und demselben Dampfboote von Köln nach Düsseldorf befanden sich vor ein paar Wochen: Saphir, Freiligrath, Walesrode und Levin Schücking. Saphir war sehr verstimmt, sehr wortkarg, er schien auch körperlich leidend. Desto aufgeweckter war dagegen Walesrode, der immerwährend einen Zuhörerkreis um sich versammelt hatte, den er mit wohlklingendem Organ und gutgesetzter Rede unterhielt. Freiligrath hielt in der rechten Hand eine Flasche Rheinwein, in der linken einen grünen Römer. Vor jedem Glase schüttete er einen Tropfen über Bord in des Stromes grünliche Flut, verharrte schweigsam und blickte oft träumerisch nach den Bergen und Schlössern am Ufer, bis „die Augen ihm thäten sinken." Schücking kam nie auf's Verdeck,

sondern hielt sich fortwährend in der Restauration, oder vielmehr in der Küche auf. Er schien mit Eifer und Beobachtungsgabe die Zubereitung der Speisen zu studiren. Alle vier geistreichen Männer waren stets isolirt, nur einmal sah man sie in einer Gruppe beisammen stehen und eine Schaar Gänse betrachten, die mit großem Geschrei in einem Dorfe aufflog und sich in den Rhein stürzte. Vielleicht fürchteten diese für ihre Federn. Es war übriges so, als fühlte sich jeder der gedachten Schriftsteller durch den andern genirt."

Ist das nicht sehr amüsant? Sie haben gewiß sehr gelächelt, als Sie das lasen.

Glauben Sie ja nicht, daß Freund Herloßsohn damit etwas Böses meinte oder beabsichtigte, nein, der Artikel enthält einige interessante Namen, natürlich, mit Ausnahme des meinigen, es ist ein „coulanter Journal-Artikel," das ist mehr als genug, um ihn aufzunehmen, das ist „so Herrenrecht zu Arras" und zu Redactions-Hausen!

Und warum nicht ein Bischen unschuldige Malice? „Der Morgenstern" heißt ja auch „Lucifer"!

Gewiß betrachtete es Herloßsohn von der jokosen Seite; es ist ja auch nichts Unrechtes darin, blos Unwahres, und das kann der Redacteur nicht wissen.

Es ist schon an und für sich drollig, daß der Mann uns von „Köln nach Düsseldorf" fahren läßt, eine Fahrt, die wir nie zusammen gemacht haben.

Sie erinnern sich, daß wir einige Male von St. Goar nach Boppard, — nach Boppard

„muß es mich denn ewig mahnen?!" —

und zurück machten.

Und wer war da? Auch das weiß der „Mann im Morgenstern" nicht!

Sie waren da, und noch eine liebenswürdige, geistreiche Frau, die zu nennen mir Ihre Bescheidenheit verbietet! Denn Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe: „Die Frauen gehören zu den Talenten der Männer!" Eine liebenswürdige, eine geistreiche, eine zärtliche Frau ist ein geistreiches, liebenswürdiges Talent des Mannes!

Glauben Sie mir sicher, lieber Freiligrath, das: „Wer ein holdes Weib errungen" ist die Folge vom Talente des Mannes; es gehört zum Heiraten nicht nur Glück, sondern auch Talent; zeigen Sie mir die Frau eines Mannes und ich werde sein Talent beurtheilen! Leider aber gibt es oft gemißbrauchte, zugrundegegangene Talente!

Also Sie waren da mit Ihrem angebornen und mit Ihrem angetrauten Talente und Lewin Schücking mit seinem aimablen Talente in Spe, mit Fräulein Louise von G., die, wie er mir neulich schrieb, nun auch schon seine zweite Talenthälfte ist; und wer war noch da, den der „Mann im Morgenstern" nicht sah? „Alpin, der Sänger süßer Lieder," der Schwärmer für die „weiße Schweizer Rose:" Emanuel

Geibel war mit uns; und wir saßen so recht traulich und herzlich beisammen und schwatzten und beredeten und belachten so manches und so mancherlei, und Ernst und Scherz wechselte, gestaltete sich wunderlam abwechselnd in unserer Unterhaltung, und der „Mann im Morgenstern" meint, wir hätten uns Einer durch den Andern genirt gefühlt! Es scheint, wenn der „Mann im Morgenstern" da gewesen wäre, wir hätten uns von ihm gar nicht genirt gefühlt!

Und ich, ich soll verstimmt gewesen sein! Ich bitte Sie, erinnern Sie sich an unser „unsterbliches Gelächter" vor dem Boppparder Gasthof, wo ich den Hühnern eine Rede hielt und sechs Fremde von ihren Stühlen herunterredete, damit wir unsere müden irdischen Ueberreste zur Ruhe setzen konnten! Erinnern Sie sich unserer improvisirten Reden und Verse an die Rheinlachse und an die verschiedenen Mid-Shipmen!

Sie werden sich auch erinnern, daß wir gar nicht wußten, daß Walesrode da ist, bis er selbst zu mir kam und ich ihn Ihnen dann vorstellte. Ich machte die unschuldige Bemerkung, daß die Gestaltung seines Mundes etwas blutlüsternes hat. Er sprach übrigens sehr wenig und hatte nie einen Zuhörerkreis um sich. Doch genug von dem etwas mattgebackenen Spaß des „Mannes im Morgenstern."

Dr. Herloßsohn ist Mann und Talent genug, um aus seinem „Morgenstern" andere Lichter ausgehen zu lassen, welche die Sachen und Menschen

aus einem minder feurrilen Standpunkt beleuchten mögen.

Wissen Sie, daß ich Sie abconterfeit habe? Geistig heißt das. Sie und Lewin Schücking und Emanuel Geibel, und zwar zu Bildern für meinen „Humoristen!" Nicht in Oel und auch nicht in Essig, sondern in Tinte; nun Ihr sollt es lesen und ausrufen: „So sind wir!" aber Alles in Liebe und Treue, also nicht gebebt, bloß gezittert!

Der Geier Herbst hat seine düstern Schwingen über unser Wien gelegt, und ich dürste dem schießenden Habicht Frühling entgegen, um auf seinen ausgespreitzten, weithinsegelnden Flügeln aus diesem Dachs- und Biberbau herauszukommen und mich kopflings in die Rheingegend zu stürzen, nach St. Goar, nach Boppard! Nach Boppard!

Ich kann nur in Räthseln beichten! Aber ich werde es Ihnen nie vergessen, daß Sie in Boppard Lewin Schücking allein den bewußten Weg machen ließen! Ich sagte es Ihnen ja, als wir unsere Abschiedsbücklinge beendigt hatten, wickelte ich mich in mich und in meinen Mantel ein und ballte mich in mir fest zusammen. Nach und nach kroch ich aus mir heraus, und ich that wohl daran!

Waren Sie je in Trier? Gewiß! Nun gut, so satteln Sie Ihr schönes Lied, ein Lied, wie es so oft aus Ihrer herrlichen Phantasie kam, und dieses Lied schmücken Sie mit aller Glut Ihres Orients,

und mildern diese Glut mit den Abendlüften, wie sie vom Loreleifelsen in die grüne Thalschale herabfließen, und begeben sich schnurstracks nach den bescheidenen sanften und idyllischen Ufern der Mosel, und wie Sie „Rolandseck“ guter Genius wurden, so werden Sie es den Trümmern des Schlosses B*****, und schlagen Sie mit der Zaubergerte Ihres Liedes an das in grünen Lichtern schwimmende Thor, und es wird Ihnen entgegentreten ein demüthig-züchtiglich Gebild, gehüllt in die eigene Sittsamkeit, wie Diana aus ihrem Jagdgebiet, und in der tiefen blauen Fluth des Auges das Stiftszelt des Frauen-Herzens — doch, ich höre Sie sagen, „Unser Jubelgreis* schwärmt!“ Also genug davon, und wenn Sie neugierig sind, wie Trier und Boppard zusammenhängen, so lassen Sie diesen Brief nur in Boppard lesen und man wird's Ihnen sagen.

Aber Alles hat sein Ende, die Rheinfahrt ging auch zu Ende; die Erscheinung war dahin, ich aber sann noch lange nach, und fühlte mich froh und wehmüthig.

Und wem die Brust nicht Lieder rauscht,
Dem kann das nicht geschehn,
Wer nie den eignen Sang belauscht,
Der wird das nicht verstehn;

*) Bei einem Feste, welches mir Freiligrath auf der Ruine „die Katze“ gab, gab ein Gelegenheits-Scherz Veranlassung, daß mir von ihm, von Schücking, Geibel u. s. w. der Name „Jubelgreis“ für jenen Abend beigelegt wurde.

Den setzet Gott nur so beim Zoll
Des schönen Daseins hin,
Daß viel bei ihm vorüber soll,
Doch nichts zu eigen sein!

Der Dichter nur spannt aus sein Lied,
Ein Netz um alle Welt,
Daß Alles, was vorüberzieht,
In seine Lieder fällt!

So spinn' ich auch aus Nacht und Leid
Gar süße Liederlust,
Wenn mir in trauter Einsamkeit
Von Tönen schwillt die Brust!

Klingt herzzerreißend auch mein Lied,
Bringt's Trost mir doch anitzt,
Denn auch das Lied der Nachtigall,
Die kleine Brust zerschlitzt;

Doch weiß sie sich noch liederreich,
Singt gern die Brust sich wund.
Denn Liederschmerz ist süß und weich,
Und Liederweh gesund!

Tausend Grüße und tausend gute Nacht an die edle Bewohnerin des Uferhäuschens in St. Goar, vom „jungen Jubelgreise," und nächstens mehr.

Die Mystification.

Es war in Berlin; in Berlin, zur Zeit, als das Königstädter Theater unter den dritthalb Stämmen von den zwölf Stämmen Israels stand, und die Sonntag den Schabbes ausmachte. Es war zur Zeit der „alten Garde," zur Zeit, wo Carl Schall, der Breslauer Vers-Canditor, eine „gold'ne Preisfeder" gewann, welche die „Mittwochs-Gesellschaft" austheilte, und war, weil er das beste Gedicht schrieb, in welchem „besten Gedichte" die Zeilen an die Sonntag:

„Sie, die die Töne säuselte,
Wie Zuckerplätzchen sträuselte!"

die besten waren; zur Zeit, als mir von Leipzig der Orden „der Rose" für die „Rosa Lipsiensis" Amalia Neumann zugeschickt wurde: zur Zeit, als der kleine Dichter Angely mich verklagte, daß ich mich geäußert hätte, ich wollte ihn umbringen, und ich nichts anders zu Protokoll gab, als die Worte: „Meine Herren, seh' ich aus wie ein Kindermörder?"

Zu jener Zeit war es, wo ganz Berlin von der wichtigen Frage absorbirt wurde, ob der „Taschenspieler Habitt aus Moskau," oder der „Zauberer

Bosco" die gebratenen Hühner täuschender wieder lebendig werden lassen: zu jener Zeit war ich schon noch immer verliebt, denn ein Poet muß zu jeder Zeit eine Liebe und eine Liebschaft haben, die Eine für's Herz, die Andere für den Schmerz, für den Gedichtschmerz, für die gereimten, gepreßten und gedruckten Seufzer! Ich war um fünfzehn Jahre jünger, und also gescheidter, denn die verliebten Herzen und die Crocodille werden im Alter immer stärker und verschlingen immer mehr, ich war also auch gescheidter, d. h., ich betrachtete jeden Liebesanfang, wie Talleyrand sagt, als „le commencement de la fin." Dazumal wußte ich sogleich, wenn sie nicht zum Rendezvous kam, und dann schrieb: „Heftiges Zahnweh" — oder: „Ein unvorhergesehener Besuch," oder: „Die Mutter ging nicht aus" u. s. w., da wußte ich gleich, daß ihre Liebe zu wackeln anfing; und wenn ich vergebens auf Briefe von „der Holden," von „der Einzigen" wartete, und es dann hieß: „Unbegreiflich! ich schrieb Dir sechs Briefe!" oder: „Ich schnitt mich in den Finger" u. s. w., da begriff ich das Unbegreifliche bald, und sagte mir wieder: „C'est le commencement de la fin!"

Zu jener Zeit also, wo

„Kraft der Lorbeern, die mein Haupt umrauschten,
Kraft der Leier, die ich rühmlich schlug!"

mein Herz in jedem Frauenantlitz eine gute Prise sah, kam ich eines Abends nach Hause, und fand ein

zierliches, duftendes „Briefchen auf Seidenpapier, berändert mit goldenen Kanten“ vor, in welchem mit zierlicher Hand gekritzelt stand: „Eine Dame, von Ihren literarischen Talenten und Ihrer Liebenswürdigkeit entzückt, wünscht Sie morgen Abends im Königstädter Theater zu sehen. Geben Sie gut auf das morgen Abend zu gebende Stück Acht, bei einer gewissen bezüglichen Stelle werden Sie ein Zeichen erhalten, und erfahren, wer Sie zu sehen wünscht.“

Der Leser fragt, welchen Eindruck dieses Billet auf mich machte? Gar keinen. Ich war entschlossen, hinzugehen. Ich dachte mir: „Es kann auch eine Mystification sein!“ Allein, da in meiner Praxis immer von sechs solchen Zustellungen drei oder vier keine Mystification waren, so setzte ich mich der Gefahr aus, auch einmal mystificirt zu werden. Und ich glaube, die Männer alle würden im gleichen Falle eben so handeln.

Und was heißt das, eine Mystification? Ein naseweises Bürschchen, oder eine müßiggängerische Mamsell, oder eine gelangweilte Witwe führen den Plan aus, den und den zu mystificiren! Was liegt daran? Den Spaß kann man immer mitmachen, mit allen möglichen Vorsichten, das versteht sich.

Ich besah das Briefchen, ich las es, es war nicht romantisch, das gefiel mir! Wer romantisch schreibt, liebt nicht. Ich bin viel mit Liebe heimgesucht worden, ich habe mir oft einreden lassen, nun

liebe mich, denn ein Poet ist ein Narr von Rechtswegen, ich habe eine Collection von romantischen, poetischen, säuselnden, flüsternden, girrenden, hochtrabenden, sturmlaufenden, zerfließenden und dahinschmelzenden Liebesbriefen. Allein ich besitze nur einen einzigen, der ganz einfach, ja, so zu sagen, ganz unbedeutend in Hinsicht des Styles ist, und es ist doch mehr wahre Liebe darinnen, als in allen Gesängen Sappho's, Corinna's, Petrarka's, Schiller's und Goethe's. Sie schreibt:

„Bist Du hier, in ***, so kann ich mir alle Augenblicke denken, wo Du bist, jetzt gehst Du in *** spazieren, jetzt bist Du bei ***, jetzt speisest Du bei *** u. s. w.; bist Du aber nicht hier, bist Du aber, wie jetzt, in ***, da werde ich verwirrt, dort ist mir Alles fremd, ich kenne nicht Land, nicht Leute, ich kann mir keine Vorstellung machen, wo und mit wem Du bist, und das genirt mich im Denken an Dich."

Wahrlich, die glühendsten Tropen des Orients, die weichsten Lieder Heine's, die zartesten Blüten Bettina's reichen an heiliger Einfalt und Herzinnigkeit des Liebelebens nicht an diese süßen, wundersüßen Zeilen.

Wienerinnen, seid stolz, die Schreiberin war Eure Mitbürgerin!

Also, der andere Tag kam, die Theaterzettel kamen auch. „Königliches Schauspielhaus: „Dienst-

pflicht," Herr Gastner als Gast." — „Königstädter Theater; „Die blühende und verblühte Jungfrau." Lustspiel von Jul. v. Voß."

Ich hatte das Stück bei der ersten Aufführung gesehen, und es langweilte mich entsetzlich. Es war nicht zu verkennen, daß es vom Vater des „Magister Lämmermeyer" herrührte. Man muß Julius von Voß gekannt haben, wie ich, man muß im „Voigtlande" bei ihm gewesen sein, man muß diese Stube ohne Dach und Fußboden, diesen Tisch ohne Füße und Decke, dieses Bett ohne Gestell und Bettzeug gesehen haben, und ton dazu, um zu begreifen, wie eine allerdings talentirte Dichternatur einen solchen Stuckbrief wie „Magister Lämmermeyer" schreiben, wie sie ihn in die Welt senden konnte!

Es war eine harte Prüfung! dieses Stück noch ein Mal zu sehen! aufmerksam sein zu müssen, um bei einer bezüglichen Stelle ein Zeichen zu erhalten! „Schweres hast Du mir beschieden, unbilliger, Du arger Gott!"

Der Abend kam, ich ließ mir eine Loge holen, und eine halbe Stunde vor dem Anfange saß ich schon im Königstädter Theater.

Ich musterte das Parterre, die Logen, das Parquet, jedes Häubchen, jeder Hut konnte ja die Reizende umschließen, denn reizend mußte sie sein! Wie denn anders! Allein ich fand, außer einigen neugierigen Blicken, die blos dem Redacteur der „Schnell-

post" und des „Couriers" galten, keinen Blick mit obligaten Beziehungen, keinen Blick mit Seitenbeschlägen, keinen Blick mit Ober- und Untergewehr, kurz, keinen Blick für mich, „Alles hatte seinen Herrn!"

Das Stück begann, all' mein Lebtag hatte ich nicht so aufmerksam zugehört, keine Sylbe entging mir! In den Zwischenacten ließ ich wieder das ganze weibliche Zuschauerpersonal die Revue passiren: nirgends die leiseste, entfernteste Spur eines Rendezvous.

Der letzte Act begann. Mit erneuter Aufmerksamkeit verfolgte ich den Lauf des Stückes, lauschte auf jedes Wort, ob nicht doch endlich das Zeichen käme; nichts, Alles vergebens!

Das Stück war zu Ende, weder eine Beziehung konnte ich herausfinden, noch viel weniger kam ein Zeichen.

Das Theater war zu Ende, ich hüllte mich in meinen Mantel und in mein gefopptes Bewußtsein, verweilte einige Augenblicke am Ausgange. Da kam Julius von Voß auf mich zu:

„Guten Abend, Herr Saphir! Sie wieder bei meinem Stücke? Viel Ehre für mich!" Ich lächelte weinsäuerlich und sagte: „Mich interessirt es besonders!" Voß machte sein bekanntes Voigtländer Kratzbürstengesicht und sagte: „Sehen Sie, Herr Saphir, nach der ersten Vorstellung dieses Stückes sagten Sie, man brächte Sie um keinen Preis mehr dazu, diesen

Russian noch ein Mal anzuhören, ich habe Sie mit einigen anonymen Zeilen dazu gebracht: gute Nacht, Herr Saphir!" Sagt's, lachte und ging: ich sagte nichts als: „Auch gut!" und ging hundert Austern essen. Nichtsdestoweniger werden noch immer anonyme Rendezvous von mir respectirt, avis à la lectrice!

Sonnabend-Gedanken aus meinem Fußteppich.

Alle Sonnabend Abends wird der Fußteppich bei meinem Schreibtisch ausgestaubt und gelüftet, da findet mein Bedienter so manchmal Gedanken, die mir beim Schreiben unter den Tisch gefallen, und am Teppich hängen geblieben sind. Ich habe sie ihm wieder abgekauft, und ihm die Erlaubniß ertheilt, dann und wann seine Gedanken über meine Gedanken zu haben, und sie in meinem Blatte mit abzudrucken. Es ist nicht das erste Mal, daß sein Bedienter bessere Gedanken hat, als sein Herr. Er heißt Josef Hilbert und ist einer der eifrigsten — Leser des „Humoristen;" pränumeriren aber will er nicht; ich führe das als einen Beweis an, daß er zuweilen ganz gute Gedanken hat.

Ich werde nun dem Leser diese meine eigenen, aus zweiter Hand wieder an mich gekauften, „Fußteppich-Gedanken" dann und wann mit den Gedanken meines Bedienten mittheilen, bemerke aber dabei ganz bescheiden, daß diese Gedanken schon mit Füßen getreten worden sind, und dann erst ausgeklopft, auch haben sie sich bereits aus dem Staube gemacht! Also Nachsicht! Bitte! bitte!

— Es gibt Menschen, die nie einen guten Gedanken haben, die sind glücklich, denn ihnen geht kein guter Gedanke verloren!

— Jeder Arzt liebt — seinen ersten Patienten, das ist eine Liebe bis in — den Tod!

— Der Mensch befindet sich nur da wohl, wo er nicht ist.

(Mein gnädiger Herr hat doch zuweilen recht dumme Gedanken! Was heißt nun wieder dieser Gedanke? Eben so gut könnte man sagen: „Dem Leser gefällt eigentlich nur das, was er nicht lies't! oder: Der Herr, der gar keinen Bedienten hat, der ist am besten bedient!")

— Wer donnern will, muß ein ganzer Kerl sein, dumme Menschen sollen sich mit den Donnern nicht befassen. Jupiter hat wohl Donner-Pferde, aber keine Donner-Esel.

— Wenn ich im Sommer durch unsere herrlichen Gebirgsgegenden reise und höre, wie die Menschen ausrufen: „Welch' ein Paradies!" so fällt mir die Bemerkung ein, daß in jedem Paradiese vom Baume der Erkenntniß nicht gegessen wird.

— Jeder Strom strömt jene Sprache fort, die an seiner Wiege tönt; die Donau strömt deutsche Laute, ihre Wellen klingen deutsch, ihre Ufer werden ewig nur von deutschen Tönen wiederklingen, sie wird ewig nur die Pulsader der deutschen Sprache bleiben.

— Plato sagt: „Der Tugendhafte ist 792 Mal so glücklich, als der Lasterhafte;" ach, wie unglücklich müssen die Lasterhaften sein!

— Die Leidenschaften tanzen ewig ein Ballet im menschlichen Herzen; und wenn sie auch nicht sichtlich beschäftigt sind, so üben sie sich doch stets zwischen den Coulissen ein!

— Wenn man im Theater, im Concert u. s. w. ein Frauenzimmer ansieht, so corrigirt es sogleich sich, seine Locken, seine Chemisette, so nimmt es sogleich eine General-Correctur an seiner Toilette vor. Es ist dies nicht immer Gefallsucht, sondern Mißgefall-Angst.

— Als Aaron in der Wüste alles Gold und Silber der schönen Jüdinnen einschmolz, wurde nur ein — Kalb daraus; jetzt würde in einem solchen Falle ein großer goldener — Ochs daraus werden!

— Wer war der erste Recensent? — Eva! Sie hat den ersten Apfel heruntergerissen, und sich vom ersten besten Blatt gekleidet.

— Nur der Mann hat ein Schicksal, die Frau hat blos einen Mann oder einen Anbeter.

— Jean Paul sagt: „Niemand hat ein Urtheil über seine eigene Nase." Sonderbar! Und man hat sie doch beständig unter den Augen! Allein, es hat Niemand ein Urtheil über seine eigene Nase, aber auch nicht über seine Eigene, die ihn bei der Nase

herumführt! — Es hat Niemand ein Urtheil über seine eigene Naseweisheit!

(Mein gnädiger Herr hat gewiß über seine Nase auch kein eigenes Urtheil! Er glaubt, wenn ihm Jemand eine Gefälligkeit erzeigt, so thut er das ihm, dem „Menschen," blos weil er eine so schöne Nase hat! Er glaubt gewiß, er hat eine griechische Nase! Wie viel Nasen hab' ich schon ausgekehrt, die er alle bekommen hat; er weiß sie aber nicht zu schätzen!)

— Warum verlieren die Frauen ihren Namen, wenn sie heiraten? Weil sie dann den Mann — namenlos beglücken oder beunglücken.

— Drei Dinge soll man nicht thun: Ein häßliches Frauenzimmer soll man nicht küssen, denn sie rühmt sich dessen gewiß; — mit einem dummen Kerl soll man nicht zanken, denn man kann nie voraus wissen, wie dumm die Dummheit antwortet; — und von einem Mann, der selbst Schulden hat, soll man sich nichts ausleihen, denn der kann nicht verschweigen, daß er Collegen hat!

(Ich begreife nicht, wie so ein gescheidter Mensch, wie mein Herr ist, so ein dummer Kerl sein kann!)

— Die bezeichnendste Ueberschrift ist wohl folgende, die ich in irgend einer Zeitung gelesen habe:

„Verspätet.

Vorgestern ist meine Frau u. s. w. gestorben."

— Jedes Frauenzimmer ist ein Gut des Lebens; die Tugend und Eigenschaften desselben sind die Revenuen dieses Gutes, die Schönheit ist die Rose, die in diesem Gute blüht; — wird aber Jemand ein Gut kaufen blos einer „Rose" wegen?

– Ein Ring ist ein Sinnbild der Ewigkeit; kaum hat der Mann den Trauring am Finger, so scheint's ihm schon eine Ewigkeit!

— Schaut unsere geputzten Frauen an, je schwererer Stoff, desto leichteres Zeug!

— Hat man schon Löwen gesehen, die einen Hund hetzen? Nein, aber verkehrt!

Neue Variationen über meinen alten Liszt-Enthusiasmus.

Ich kann schon ein Narr werden, aber gebt mir erst einen Gegenstand, der werth ist, daß man über ihn ein gescheidter Narr wird!

Liszt ist ein solcher Gegenstand!

Am Sonntag den ersten März im Musikvereins-Saale hat der Liszt-Blitz mich gerührt, ich bin voll Elektricität und ich stecke den Feder-Wetterableiter an mich selbst an, damit durch ihn der Blitz in's Papier schlage!

Liszt ist über mich gekommen, wie der Donner über die mattschlummernde Pflanze, er hat mich aus meiner dumpfen Apathie aufgerüttelt, er hat meinen Geist herausgejubelt aus dem ledernen Futteral unserer Alltäglichkeit!

Die Flachheit und Gemeinheit der Verhältnisse, in die ich in letzter Zeit verstrickt wurde, ekelten mich an! Es ist nichts Entmuthigerendes auf der Welt, als wenn Kraft und Muth und Lust sich gegenüber nichts als Rohheit, Dummheit, Gesinnungsniedrigkeit findet, und die Arme hängen läßt aus Ekel an den

Widersachern! Ich war so durch und durch zäh geworden, wie der Flanell in der Leibbinde eines Hysterikers!

Ich konnte es nicht zu irgend einer Aufregung meines Geistes, meines Herzens bringen, ich besuchte vergebens die offenen Tempel mit den wohlfeilen Gloriositäten, um mich erschüttern zu lassen, ich blieb kalt, zäh, ich fand nichts, was mich durchzuckte, was mich emporriß! Ich sah und hörte sie mir an alle die Ruhmesstatuen in den wohlfeilen Papier-Walhallen unserer Journalistik, und ich fand, daß sie statt aus karrarischem Marmor aus gutem, solidem, ganz hausbackenem Kräuterkäse gemeißelt sind!

Ich kam nach Hause von allen diesen gewaltsam hinaufgeschraubten Eintagsgötzen, und brachte nicht ein Fünkchen Erhebung, nicht den leisesten Nachhall von geistiger oder auch nur sinnlicher Anregung mit. Das ist Alles schon tausend Mal und besser dagewesen, da fehlt überall das „est Deus in nobis,“ das ist Alles schön, schöner, gut und besser, ja ganz gut, aber nichts Zündendes, nichts Geniales, nichts auf jener Höhe, wo der lebendige Geist dem Geiste erscheint.

Ich gönne allen diesen vom Winde des Augenblicks in die Höhe getriebenen Ruhmballons ihr Bischen Schimmern und Gaukeln, ich finde es auch begreiflich, daß viele Tausend und Tausend entzückt und durchzuckt sind, daß sie wie Fieberkranke die bunten

Rednerblumen der Journaldecken für lebendige Gestalten und Wahrheit halten: mich, für meine Person, mich lassen alle diese Puppen ohne Finche kalt, frostig, steifleinen; wie gesagt, ich rede von mir, von meiner winzigen, unbedeutenden, nichts verstehenden Person.

Liszt aber kam über meine Seele, wie der Morgenstrahl über die Memnonssäule, sie ist wach geworden, sie tönt, sie vibrirt, sie bebt, sie ist flott geworden!

Liszt ist der Columbus des Claviers! Die Claviere waren schon längst auf der Welt, aber Liszt hat entdeckt, wie man hinschiffen muß, wie man seine Venus ausbeutet, wie man die wilden Tasten civilisirt, bekehrt, wie man sie bändigt, zu Menschen macht!

Ich sage nicht, Liszt ist der erste oder allererste, oder der beste oder der allerbeste Clavierspieler, denn keine Classe von Menschen liegt jetzt so dicht und schicht vor unserer Sehhaut, als die Clavierspieler, so dicht, daß ihre Mitteltinten und Abstufungen ineinanderfließen, und nicht zu unterscheiden sind. Ich sage auch nicht, Liszt ist der einzige Erste, allein ich sage: Liszt ist der erste Einzige auf dem Clavier!

Ich will hiemit Niemanden nahe treten, es haben mir schon andere große Claviervirtuosen auch Lob abgerungen, vollverdientes Lob, allein mich mit ihrem Spiel durchgeflutet, aus meinem Gemüthe sprühende Funken gezogen, meine Nerven aufgejubelt, den Strom

meiner Empfindung über die Ufer getrieben, aus den aufgezogenen Schleussen meines Herzens den stürzenden Strom von Lust und Taumel hervorbrechen lassen, hat von Liszt bis Liszt Niemand als Liszt!

Ich habe Liszt gehört, deshalb hab' ich ihn noch nicht gesehen!

Man sagt vielleicht: „auch Liszt's Spiel ist nicht fleckenlos," mag sein, die Sonne ist auch nicht fleckenlos, aber ihr Strahl durchglüht mich, ihr Licht umflutet mich, ihr Segen umrauscht mich, mich, die Welt, die Menschheit, allein ihre Flecken sind blos für die Fernröhre! Die Fleckkugel der Kritik ist für Flecken in Wollsammt, für Flecken in Manchester, nicht für Flecken in der Sonne!

Liszt verhält sich zu andern Clavierspielern wie der lebendige Quell zu den Brunnentritonen eines Platzbrunnens! Der Trunk ist vielleicht derselbe, aber nur der Quell erquickt, erfrischt, labt und durchströmt den Trinker!

Ich weiß, daß vielleicht mancher Musiker von Schule, dem der „Zopf nach hinten hängt, an Compositionen und Spielweise Liszt's Dies und Jenes zu bemerken hätte, allein nicht allen Bäumen ist eine Rinde gewachsen, und der Baum Genie ist in seiner kühnen Kraft nicht für die zustutzende Scheere der Pedanterie emporgeschossen!

Man vergesse nicht, Alles, was ein Genie in der Kunst thut, ist wohlgethan!

Ach, es ist so leicht, ein berühmter Virtuos im Kleinen, und so schwer, ein Genie im Großen zu sein! Ach, die vielen Sorten von Virtuosen, die wir haben! Dieser im Mechanismus, Jener in Fertigkeit, ein Dritter in Timbre, ein Vierter im Nachklingen ein Fünfter in Glätte und Grazie, ein Sechster im Anschlag, ein Siebenter in der linken Hand, ein Achter im Tausendsappermentgehämmer u. s. w. Wir zweifeln auch gar nicht, daß noch Jemand kommen wird, der mit den beiden Ellenbogen ein Tremolo oder ein Tombola auf dem Piano spielen wird, aber das Alles macht das künstlerische Genie im Großen nicht, wie Liszt eines ist!

Ob für die Clavierschule, überhaupt für andere Claviervirtuosen aus Liszt's Compositionen ein Vortheil erblüht, will, kann und mag ich nicht entscheiden. Wer will sie so bald nachspielen? Aber hört ein großer Gedanke, ein origineller auf, groß und originell zu sein, wenn ihn nur Wenige nachdenken können?

Wer hat am letzten Sonntag die „Don Juan-" Fantasie von ihm gehört? Der hat gehört, wie ein Genie sich an dem andern entzündet. Die Motive alle sind so bekannt, so abgespielt, so alltäglich, sie lagen ja da für alle Welt, sie sind unzählige Male variirt warden, aber was wurde aus ihnen unter dem poetischen Genius von Liszt?!

Welch' ein süßer Cyclus von Don Juans Nach-

klängen, von weichen, lieblichen, zauberhaften, lyrischen Klangfiguren!

Die Melodie „Reich mir die Hand mein Leben," ist ja Volkseigenthum, jeder Künstler hat sie in der Tasche, warum ist sie noch unter keine Variirung zu so märchenhafter Innigkeit, zu so blütenduftiger Zartheit, zu so seelensüßer Schalkhaftigkeit, zu so verlockender Liebes- und Sehnsuchts-Duftigkeit emporgeblüht, wie unter der glücklich findenden Wünschelruthe des Liszt'schen Genius?

War da nicht Text und Ton, Wort und Seele, Reiz und Lockung, Widerstand, Ergebung und der Erhörung süßes Vergehen? Oder sprangen in der Melodie des „Champagnerliedes" nicht die entfesselten Geister der Lust in farbigen Blasen empor und warfen den Kork irdischer Sorgen weit in die Lüfte, und stiegen nicht aus diesen Schaumblasen die neckenden, seligen Kobolde des bacchantischen Halbtaumels?

Wenn Liszt nie etwas anderes componirt und gespielt hätte, als seine „Don Juan-"Fantasie, wäre er auch schon das poetischste Genie seines Instrumentes!

Und dann sein „Erlkönig," seine „ungarischen Melodien," das Alles gehört, bei aller technischen Vollendung, bei der Besiegung aller Schwierigkeiten, bei dem Adlerflug der Phantasie, doch höher hinauf, als zum künstlerischen Kalkül, es ist die Anstrebung zum Kunstidealismus, es ist die Tonkunst, wie sie,

als Beleberin des Wortes, die Ideale der Dichtkunst in schöner Sinnlichkeit verklärt.

Der Eindruck, den Liszt jetzt neuerdings hervorbrachte, ist nicht zu beschreiben. Das momentane, unwillkührliche Aufschreien der Bewunderung ist mehr als alle „Bravo" und „Fuora," das sind die Momente, in welchem der zündende Götterfunke des Genies in die aufhorchende Seele des Hörers fällt und die Bewunderung sich in bewußtlosen Lauten aus der Brust drängt.

Die elektrische Wirkung, die Liszt hervorbrachte und stets hervorbringen wird, ist Beweis, daß der Sieg des Geistes ein unausbleiblicher, ein allgemeiner ist.

Was aber sagt die Kritik? Wie geberdet sich diese Sphinx, die mit dem Antlitz auf den vorgespreizten Klauen liegt?

Vor Allem gebe Gott dieser alten, ehrenwerthen Dame etwas, was sie so selten hat und doch so oft braucht: Geschmack. Geschmack ist nach Jean Paul „die Blüte sämmtlicher Weltverhältnisse," bei der Kritik aber soll sie Wurzel, Blüte und Frucht zugleich sein, und doch mangelt den meisten Kritikern nichts so sehr als eben Geschmack!

Das halsstärrigste und hartnäckigste Volk sind die musikalischen Professionisten: sie sagen mit dem Bewußtsein der Pedanterie die höchsten Abgeschmacktheiten! Die gelehrte musikalische Kritik hat gar zu

oft das Unglück, weder von einem Geschmackgesetz noch von einem ästhetischen Gesetz geleitet zu werden.

Grammatik und Technik sind die zwei Pflugthiere, mit welchen sie den kritischen Acker bearbeiten, aber mit diesen zwei soliden, wohlbeleibten, höchst respectablen Hausgeschöpfen dringt man nicht tiefer ein, als in die oberste Rinde, aber nie in den Charakter, in das Innere, in die Subjectivität des Ganzen.

Die „musikalische Logik" allein hat noch niemals einen großen Künstler oder Compositeur — empfunden, ergo nicht verstanden, denn bei Musik-Kritik muß der Gedanke durch das Herz in die Feder gehen.

Liszt hat seinen eigenen Styl und „le style c'est l'homme," er ist originell, hoch- und reichbegabt, großartig, genial, voll Geist und Charakter voll pittoresker und frappanter Eigenthümlichkeit, ist das, sub specie æterni genommen, nicht genug, um einen großen Musiker zu machen?!

Liszt ist der Anfang der Poesie im Clavierspiele; bis jetzt hat man blos sehr schätzenswerthe Prosa gehabt, gehämmerte Prosa, gehackte Prosa, geglättete Prosa, graziöse Prosa, aristokratische Prosa, Prosa mit Trillern, Prosa à la Minute, Prosa de l'extrême gauche, verschönte weibliche Prosa u. s. w., aber Liszt ist bis jetzt der einzige Anfangspunkt der Poesie im Clavierspiel. Sie haben bis jetzt Alles aus dem

Clavier gemacht, Feuerspritzen und Nußknacker' Seiltänzer und Klischnigge, Wagenheber und Zahnstocher, aber nur nichts Poetisches!

Mit Liszt fängt die Palingenesie des Pianos an! Die alten Formen halten nicht mehr, sie brechen mit den Sesseln zusammen, auf welchen sich die Tasten-Marterer abmühen.

Liszt ist die geistige Umgestaltung des Pianospiels, er fängt an, auf dem Clavier nicht nur nachzuschaffen, sondern selbst zu dichten, es sind poetische Abspiegelungen, Abschattungen, Entwürfe, Ergüsse, Facetten, hie und da verschwebender Nachhall, da und dort ein wehmüthiges Wiedertönen, ein verduftender Morgenhimmel, ein in glühenden Strahlen zerfließender Dämmerabend u. s. w., aber es ist überall der Geist eines dichterischen Lebens, einer Seeleninnigkeit und Originalität, die ihn über das Reich der Formenkritik und Formentechnik weit hinaus- und hinüberrückt!

Und somit wollen wir Liszt genießen, ihm folgen in seinen Flügeln zur Höhe und in die Tiefe, uns die Seele erheben, das Herz entfalten und den Geist erschüttern lassen, damit es uns einmal wohl ergehe auf der übervölkerten Erde der Clavierspieler aller Sorten und Farben!

Offenes Sendschreiben

des

auf der Prager Bahn niedergeführten Ochsen an die vor zwei Jahren auf der Gloggnitzer Bahn niedergeführte Kuh.

„Ich folge Dir, sobald ich kann!"
Der arme Poet.

Theure Verklärte!

Ich bin nicht der erste und nicht der größte Ochse, der „offene Sendschreiben" ergehen läßt, und ich bin auch nicht der erste Ochse, der dafür, daß er sich naseweis auf eine ihm nicht angewiesene Bahn gewagt hat, erbärmlich zugerichtet worden ist!

Als vor einem Jahre Deine irdische Laufbahn grausam zermalmt wurde, so sagte die böse Welt, weibliche Neugierde hätte Dich auf die Schienen geführt, und Du büßtest dafür! Bei mir können die bösen Satyriker das nicht sagen; ich gehöre nicht zum neugierigen Geschlecht. Ich bin kein Redacteur, ich fühlte mich von meinem innern Drange eingeladen, diese Bahn zu besuchen, ich wollte mich mit eigenen Augen und eigenen Ohren überzeugen, wie

diese neue Schöpfung aussieht, und ich fiel, ein Opfer der edelsten Wißbegier!

Es war eine schöne Nacht, eine Nacht, wie wir Ochsen sie nicht günstiger wünschen können; es war stockfinster, ein flanelldichter Nebel lag auf der ganzen Gegend des Jahrhunderts, und man sah nicht drei Schritte Fortschritte weit. Um ganz Göding herrschte eine für ganz Europa erfreuliche Stille, und ein französischer Journalist hätte gesagt: „L'ordre règne à Göding!" Da trieb es mich hinaus in die unbekannten Kreise des gefahrvollen Lebens; denn auch der Ochse hat seine Stunden, wo sein hartes Ich von ihm empfunden! Ich hatte eben geackert, aber ein fremdes Feld; ich habe nämlich ein Drama geschrieben unter dem Titel:

„Heu! Heu!"

oder:

„Die beleidigten Rechte der Ochsomanen."

Ein Zeitbild in vierfüßigen Versen und in fünf Acten.

Es ist ein reines Tendenzstück und zeitgemäß und behandelt

„die Kartoffelkrankheit"

durchaus dramatisch. Die Ochsen, die ich sprechen lasse, reden durchaus im Geiste der Zeit, und das Ganze soll beweisen, daß die „Kartoffelkrankheit" genau mit dem Zustande der germanischen Völkerschaften zusammenhängt, und endet mit der großen, welthistorisch-philosophischen Phrase:

„Wenn Ihr säet, ha! Erdäpfel, die verfaulen,
So, wenn Ihr faule erntet, auch nicht maulet!"

Ein drastisch-plastisches Leben hinein zu bringen, habe ich eine mit der Kartoffelkrankheit behaftete Kartoffel auf die Bühne gebracht, lasse sie zerschneiden, vom Publicum mit großen Mikroskopen betrachten, und es zeigt sich eine Welt von Infusorien, die eine ungemeine dramatische Belebung in das Ganze bringen. Ich habe dieses Stück schon vielen Bühnen angeboten, allein sie haben keinen Sinn für vaterländische Talente! Ich steckte das Manuscript zu mir, und begab mich auch auf die Eisenbahn, um mein Drama auf irgend einem Theater der Eisenbahnpuncte aufführen zu lassen.

Ich schritt langsam vorwärts, omnia mea mecum portans! Ich dachte an nichts und fühlte mich ganz glücklich, da, da rasselt sie heran, die neue Pferde-Höllenmaschine, und — „keuchend lag ich da, ein Sterbender!"

Die Bahnwächter, die an's „zweite Gesicht" nicht glauben, bemerkten mich nicht, und ich fiel, wieder ein Opfer der nachlässigen Sions-Wächter!

Ja, meine Theuere, an mir bestätigt sich der Spruch: „Die Nacht ist keines Menschen Freund!"

Aber ich habe die Satisfaction, daß mein Fall beim ganzen Zug eine große Erschütterung hervorgebracht hat, und mancher Schicksals-Waggon kam aus seinem Geleise!

Prophetische Geister wollten an meinen Fall eine Ahnung von einem bedeutenden Actien-Fall anknüpfen, der bald darauf erfolgen sollte. So hätte ich doch sterbend noch meiner Mitwelt genützt!

Um meinen Leib zankten sich wie um Homer mehrere Ortschaften, und noch weiß Niemand, wo meine Gebeine ruhen!

Du bist mir vorausgegangen in jenes Land, wo man schnell hinlangt, indem man zuerst in den „Omnibus" des Sarges steigt, um in den Bahn-Friedhof zu kommen, und da die große Fahrt anzutreten, die den Bettel-Train und den Separat-Train in gleicher Geschwindigkeit auf die letzte Station hinbringt!

Du weißt jetzt schon lange, ob's im Paradies Salonwagen gibt und Holzclassen, und in der Hölle mit Holz oder mit Kohlen geheizt wird!

Wir werden uns bald dort wiedersehen, wo auch nicht das kleinste Geschöpf von einer gewaltigen Macht niedergeführt wird, ohne sich beschweren zu dürfen!

Glaubst Du aber, meine Theure, daß mein Beispiel meinen Mitgeschöpfen zu einem warnenden Beispiel dienen wird? Weit gefehlt! Es werden nach wie vor Ochsen genug sich in Bahnen werfen, die nicht für sie errichtet sind, und werden gerädert werden, und die nächsten Ochsen werden das in Ewigkeit so fort machen!

Wende mir nicht ein, daß sich Viele von uns lange und mit Glück auf und in Bahnen bewegen, für die sie nicht geschaffen sind, und von denen sie nichts wissen; dazu gehört Glück! Das ist der Unterschied zwischen Jetzt und Einst! Einst war die gold'ne Zeit, da genügte die Dummheit allein, um auf seiner Bahn Glück zu machen; jetzt aber ist das eiserne Zeitalter, jetzt muß man zur Dummheit noch Glück auch haben, sonst kömmt Einem bei Nacht und Nebel eine unvorhergesehene Geschichte in den Weg, das Schicksal kömmt Einem unrecht in die Kehle, man ißt eine Gansleber und schluckt ein Hühnerbein, man legt sich einen Senfteig auf den Rücken und stößt sich ein Schienbein d'ran, man riecht an ein Veilchen und bekömmt davon den Wadenkrampf, man bückt sich, um einen gefundenen Groschen aufzuheben und verliert dabei die Brieftasche aus dem Sack, man trinkt heimlich ein klein' Gläschen Wein und ist öffentlich gräulich besoffen, man legt sich Abends ohne Hunde nieder und steht des Morgens mit einem Bertolotto auf; so geht's, wenn man blos dumm ist, und nicht auch Glück hat!

Und somit leb' wohl dort, wo kein Leben mehr ist; ich bin gleich bei Dir!

Dein unwandelbarer Ochse u. s. w.

Leichtfaßlicher Unterricht und Anweisung

für ein

sehr geehrtes Publicum, sich in Zukunft die humoristischen Vorlesungen selbst auf die schmackhafteste Weise bereiten zu können, und kein Geld dafür ausgeben zu müssen.

Ohne Ihre außerordentliche Belesenheit, m. f. H. u. H., im Entferntesten in Zweifel ziehen zu wollen, wage ich es dennoch daran zu zweifeln, daß Sie Alle die neueste Auflage der „vollständigen Wiener Köchin" gelesen haben, besonders von dem weiblichen Geschlechte bezweifle ich das, eher noch Einer von den Herren! Ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich jede neue Auflage dieses Buches neuerdings aufmerksam durchgelesen habe. Daß dieses Interesse aber blos dem Werke und nicht der Verfasserin gilt, mögen meine hochverehrten H. u. H. daraus entnehmen, daß auf dem Titelblatte steht:

„Verfaßt nach eigener 45jähriger Erfahrung."

Man sagt, die Erfahrung ist die Mutter der Weisheit, das ist möglich, ich habe diese Erfahrung noch nicht gemacht, aber gewiß ist's, daß sie die

Großmutter der Dummheit ist. Wir haben im neunzehnten Jahrhundert Erfahrungen gemacht, die man sonst in drei Jahrhunderten nicht gemacht hat: wenn jede dieser Erfahrungen die Mutter einer Weisheit wäre, wo stecken die vielen Weisheiten unseres Jahrhundert's?

Allein in der Küche, in der Kochkunst, da m. f. H. u. H., da ist jede Erfahrung die Mutter irgend einer Weisheit.

Die Verschwender können aus dem Kochbuch lernen: wie man durchschlägt; die unglücklichen Liebhaber, wie man abbrennt; die Journalisten, wie man „Gebackenes Heu" bereitet, und um auf den Lebensweg überhaupt fortzukommen und sein Recht zu behaupten lese man nur in dem Kochbuch

„Anweisung der verschiedenen Arten — zu spicken."

Selbst für eine gewisse Gattung von Frauenzimmern gibt das Kochbuch goldene Lebensregeln z. B. in dem Artikel

„junge Gans"

sagt es: das Erste und Hauptsächliche ist, daß sie „schön geputzt" erscheine! „Ferner lasse man sie bei leichtem Feuer etwas anlaufen!"

Was ist ein Kochbuch denn anders als eine Ergänzung des Himmelspruches, der den Menschen hat gemacht zum Herrn über Thiere, Vögel und Fische; man wird aber nur von dem ganz Herr, was man

verschlingen kann, und das Kochbuch ist eine Art Machiavell, es sagt: wenn Du Herr aller dieser Geschöpfe bist, so werde ich dich lehren, wie man sie zurichtet!

Ich habe mich durch das Kochbuch durchgebissen und meine Mühe wurde belohnt, besonders als ich zu den „Stockfischen" kam. Die Anweisung der Wiener Köchin, wie man den Stockfisch bereitet, ist ganz dieselbe wie man eine „humoristische Vorlesung" macht: denn diese Anweisung lautet buchstäblich Seite 215 also:

„Nimm einen beliebigen Stockfisch, wasche ihm die Haut tüchtig, gieße eine tüchtige Lauge d'rauf, dann vertheile ihn in einzelnen Blättern auf Papier, streue Salz und kleingehacktes Gewürz d'rauf, und so immer wieder ein Blatt Stockfisch um das andere, und dann gieße eine beliebige Sauce darüber, beim Auftragen aber gib' auf die Form gut acht, löse es vom Papier langsam unzerbröckelt ab, und richte es an."

Ich muß gestehen, ich habe meine Vorlesung ganz nach diesem Modell zugeschnitten.

Nur Eines hat mich von der „Wiener Köchin" verdrossen, und ich glaube, sie muß bei einem kuriosen Patron Köchin gewesen sein, denn gleich darauf spricht sie von den „feinen Hechten" und sagt: „in manchen großen Küchen behandelt man sie ganz wie die Stockfische!"

Seit einer langen Reihe von Jahren, m. f. H.

u. H., halte ich „humoristische Vorlesungen." Zum Danke nun für ihre schmeichelhafte und wohlwollende Aufmerksamkeit will ich Ihnen nunmehr mein Geheimniß offenbaren, ich will Ihnen sagen, wie man das Ding macht, was man dazu nimmt, wie man's verarbeitet, was für Essenzen dazu kommen, und wie sie überhaupt im Ganzen bereitet werden.

Nach dieser meiner Anweisung, hoffe ich, wird jeder Einzelne von Ihnen, m. f. H. u. H., sich seine humoristische Vorlesung für sich und seine Familie selbst zubereiten, und wird dazu nicht nöthig haben, einen Schritt aus dem Hause zu machen

Man nehme zuerst einen Gegenstand. — Was für einen? das ist kein Gegenstand! Was heißt ein Gegenstand? „Was einem entgegen steht, hinderlich ist," in einer guten Ehe z. B. ist die Frau der einzige Gegenstand des Mannes!

In der Philosophie heißt ein Gegenstand Alles, was sich nur denken läßt; Sie können also Alle diesen Gegenstand nehmen, nur das nicht, daß der neue Komet ohne Kopf, welchen man entdeckt hat, irgendwo anstoßen könnte, denn daß Jemand ohne Kopf nicht ohne Anstoß durch die Welt kommen sollte, das läßt sich nicht denken.

Wenn Sie aber zum Unglück gar keinen Gegenstand haben, so setzen Sie sich nur nieder und schreiben, so mache ich's wenigstens.

Sie wissen gar nicht, m. f. H. u. H., wie viel

Menschen sich täglich an's Bureau setzen, die keinen Gegenstand haben, und nicht wissen, was sie schreiben sollen, und sie schreiben sechs Stunden lang in einem fort, und wenn sie aufstehen, ist's noch immer kein Gegenstand! dann gehen sie nach Hause und sagen: „Ich hab so viel gearbeitet, ich spüre gar keinen Kopf."

Wenn Sie, m. f. H. u. H., den Gegenstand zur Vorlesung haben, so legen sie den Stoff in eine Schüssel, und die Gewürze in eine andere, z. B. Gegenstände zur Vorlesung sind:

Frauen, Advokaten, Aerzte, Eisenbahnen, Dampf, Liebe, Ehe, Geldmangel, politische Anspielungen, Theaterzustände, Emancipation, Industrie, Deutschland, u. s. w., lauter Dinge, die mit dem „Zeitgeist" gehen. Man fürchte nicht darin zu weit zu gehen, denn unser Zeitgeist ist ein Industrieller, und zwar seines Metiers ist er ein Seiler, er geht immer auf gerader Bahn fort, aber rückwärts und dabei dreht er Stricke.

Mit dem Rückwärtsgehen, m. f. H. u. H., ist es ganz eigen, man sagt: „Der Zeitgeist geht wie ein Krebs rückwärts;" das ist Verleumdung, der Krebs geht gar nicht rückwärts; der Zeitgeist und der Krebs gehen nicht rückwärts, sondern sie bewegen sich blos verkehrt vorwärts!

Haben Sie, m. f. H. u. H., einmal „den Zeitgeist" z. B. zum Thema Ihrer Vorlesung genommen,

dann setzen Sie sich getrost nieder und nehmen Sie sich gefälligst zuerst die Sylbe „Zeit" und ein paar große Hände voll „Geist," mischen das Ding durcheinander und nehmen den Zeitgeist dann in die Arbeit! Unser Zeitgeist ist ein gutes Thema für eine Vorlesung, denn er ist an schlechte Witze gewöhnt!

Der Deutsche glaubt, er hat einen Zeitgeist, allein für den Deutschen gibt es gar keine Zeit, sondern blos ein Datum, wir haben blos einen „Datumgeist." Wir kennen die Zeit selbst gar nicht, sondern blos ihre zwei Töchter: die „Langeweile" und die „Kurzweile." Die Kurzweile ist die angenehmste, die Langeweile die nützlichste. Die Langeweile, m. f. H. u. H., ist das wohlthätigste Frauenzimmer der Erde; sie allein füllt alle Concerte und Akademien, denn der Mensch will nie Langeweile zu Hause haben, lieber genießt er sie in guter Gesellschaft! Die Zeit ist wie eine Comödiantin, sie hat sich mit dem Geiste blos vermählt, um sich auf dem Theaterzettel des Lebens „Mad. Zeit-Geist" zu schreiben, und da sie sich so schreiben kann, hat sie den Geist wieder sitzen lassen, welcher glaubte, durch und mit der Zeit ein fixes Engagement zu bekommen, dieser ist nun ganz ohne Anstellung, nicht einmal außerordentlicher Professor der unentdeckten Wissenschaften.

Die Zeit, m. f. H. u. H., ist der Theatervorhang zwischen diesem Leben und dem jenseitigen, der menschliche Geist ist es, welcher diesen Vorhang auf-

zieht und die Menschen schon von hier aus einen Blick in jene Welt thun läßt, das ist der Geist des Glaubens. Es gibt noch einen anderen Geist, welcher diesen Vorhang zwischen dieser und jener Welt ganz kurz abschneidet, das ist der Geist der Medizin!

Keine Unterhaltung verkürzt die Zeit so als ein Doctor.

Zeit und Geist! Man wird in eine Gesellschaft gebeten und sagt: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit," aber Niemand sagt: „Ich habe heute keinen Geist!" Am Ende sagt man: „Ach, bei Ihnen vergeht Einem die Zeit so geschwind," und man sollte doch sagen: „Ach, bei Ihnen vergeht Einem der Geist so geschwind!"

Es wird von unserm Geiste so viel für die Zeit gethan! Alle Erfindungen gehen darauf aus, Hände und Zeit zu ersparen, dafür wird auch von der Zeit Alles gethan, um Geist zu ersparen! Früher hatte unser Zeitgeist Pferdekraft, er blieb freilich manchmal stecken, aber mit Vorspann brachte man ihn vorwärts; jetzt hat unser Zeitgeist den Dampf, und wenn er jetzt stecken bleibt, geht ihm der Athem ganz aus! Die Zeit fährt mit der Eisenbahn durch's Leben, aber mit dem Bettelzug, der Geist aber fährt mit einem Separat-Train, er hält nirgends lange an!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., Ihren Gegenstand auf solche Weise zubereitet haben, dann richten Sie sich auf der anderen Seite die Zuthaten her, als da

sind: Frohe Laune, Humor, Scharfsinn, Einfälle, Pikanterien, Gemüth, Satyre, schlagender Witz u. s. w. Diese Dinge sind leicht zu haben, aber schwer zu bekommen; daß man aber auch mit ganz winzigen Theilen von denselben auskömmt, davon finden Sie so eben den Beweis!

Frohe Laune, m. f. H. u. H., ist vorherrschend in der Welt. Es gibt mehr ledige Menschen als Verheiratete! Die jährlichen Trauungen verhalten sich zur Bevölkerung wie 1 zu 132, folglich hat Wien bei der Bevölkerung von 400.000 Seelen jährlich 396 tausend ledige Leute mit froher Laune, und nur 4000 übelgelaunte Menschen!

Zur wirksamern Darstellung aber müssen Sie die Güte haben, die Laune mit dem Witz zu verbinden, nicht zu verheiraten, denn sonst gäbe das einen schlechten Witz!

Wenn Sie, m. f. H. u. H., die frohe Laune nur bei ledigen Menschen suchen, so müssen Sie den Witz nur bei Verheirateten suchen, denn diese sind bereits gewitzigt worden!

Witz ist Farbe; mit Witz müssen Sie die Sache färben, aber es muß echte Farbe sein, Witz, der im Waschen nicht ausgeht; denn der Witz ist wie ein unglücklicher Ehemann: wenn der einmal ausgeht, kömmt er sobald nicht zurück!

Wegen des Humors, m. f. H. u. H., dürfen Sie keinen Augenblick in Verlegenheit sein, den be-

kommen Sie jetzt schon auf der Seilerstatt! Sie werden bemerken, daß der meiste Humor jetzt nach dem Wochenmarkte riecht! Humor ist Feuchtigkeit, d'rum nehmen unsere Humoristen so zu, denn es werden jetzt so viele neue Häuser gebaut, die alle feucht sind, Alle, die da hineinziehen, werden lauter Humoristen, und zwar Humoristen von Haus aus!

Auch die Hausherrn sind Humoristen, und wie gehen sie mit dieser Feuchtigkeit um, um Sie zu bemänteln, lassen sie die Wände mit blumigen Redensarten spalieren, aber das ist der Sieg des echten Humors, er schlägt am Ende doch durch!

Zum Humor, m. f. H. u. H., nehmen Sie gefälligst Ernst und Scherz, und wenn ich Ihnen heute auch keinen ausgezeichneten Scherz gebracht habe, so brachte ich Ihnen doch einen ausgezeichneten Ernst!*)

Wenn Sie, m. f. H. u. H., dieses Alles bereitet haben, dann nehmen Sie ein paar Dutzend neue gute Gedanken, das findet sich in jeder Haushaltung!

Die Gedanken sind bescheidener Herkunft, viele große Gedanken werden im kleinen Gehirne geboren! Das Geld und die Gedanken sind die zwei Zeiger an der großen Weltenuhr, die jetzt nur eine Taschenuhr ist! Der Gedanke ist der Monatzeiger, ein solider Mensch braucht nichts als alle Monat einen guten

*) Den Violinspieler „Ernst."

Gedanken, und im Februar, der nur 28 Tage hat, nicht einmal diesen ganz! Ich kenne viele Menschen, die große Revenuen haben, und aus Geiz monatlich nicht einmal einen guten Gedanken ausgeben! Das Geld aber ist der Minutenzeiger, der Mensch braucht in jeder Minute Geld! Man bekömmt für Geld eher gute Gedanken, als für gute Gedanken Geld! Man hat eine Sparcasse für Menschen, die wenig Geld haben, da legt sich ein armer Teufel sein Geld hinein, um es im Nothfalle wieder zu haben; warum hat man keine Sparcasse für Leute, die arm an Gedanken sind? Hat nun so ein armer Teufel einen Gedanken, so legt er ihn in die Sparcasse, das sollte auch jeder Gedankenreiche thun, denn man kann nicht wissen, wie man plötzlich einen guten Gedanken braucht und keinen hat!

Mit dem letzten Kreuzer, den der Mensch ausgibt, stellt sich der erste Gedanke ein! Darum sehen die Genies immer, daß sie geschwind den letzten Kreuzer ausgeben!

Eben so ist's mit den „guten Einfällen": wie der Mensch kein Geld hat, fallen ihm tausend Dinge ein! Es gehört also zu einer humoristischen Vorlesung vor Allem ein bedeutender Geldmangel! Ich glaube also schwerlich, daß sich viel Liebhaber zu diesem Fache finden werden.

Der Geldmangel, m. f. H. u. H., ist ein kostspieliges Gewürz! Manche Menschen haben den Geld-

mangel schon mit Millionen erkauft! Dieser erkaufte Geldmangel, m. f. H. u. H., ist aber nicht der echte Gedankenerzeuger! Zu guten Gedanken muß der Geldmangel legitim, ein angebornes Talent sein, das sich in der Welt zum Genie herangebildet hat! Der Geldmangel aber ist jetzt eine solche populäre Tugend geworden, daß eben dadurch jeder Mensch auf allerlei Gedanken kömmt und Einer dem Andern darüber humoristische Vorlesungen halten kann!

Um Ihnen aber, m. f. H. u. H., die Selbstverfertigung der humoristischen Vorlesungen noch zu erleichtern, werde ich Ihnen zu den angeführten Gegenständen der Vorlesungen auch eine kleine „Gedankenmusterzeichnung" mitgeben, nach welcher Sie sich sodann die ferneren Gedanken zu den Gegenständen selbst vollenden können!

Sie nehmen z. B. „die Frauen" zum Stoff Ihrer Vorlesung; das ist ein großes Thema, und so oft dieses Thema schon da war, es ist uns immer wieder interessant! Nur kömmt es darauf an, wie Sie diesen Stoff behandeln. Denn glauben Sie mir jeder Mann ist der Arzt seiner Frau, wenn sie übler wird und zu Grunde geht, so geschieht's durch seine schlechte Behandlung!

Für diese Rubrik „Frauen" nehmen Sie ein paar Gedanken und Aphorismen, und verweben sie geschickt in das Ganze. Z. B.

1.

Welches ist das härteste Handwerk im Leben? Wenn sich zwei Leute vor dem Altar auf ewig die Hände reichen!

2.

Manche Frauenherzen sind wie die Oster-Eier: roth, hart und kalt!

3.

Die Ehe ist ein Krieg; die beste Ehe ist nichts als ein bewaffneter Frieden!

4.

Nach einer glücklich überstandenen Gefahr, da zeigt sich der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht! Nach einer glücklich überstandenen Gefahr gehen die Männer in's Weinhaus, die Frauen in's Bethaus!

5.

Die Männer glauben, sie sind geboren, um glücklich zu sein, und die Frauen glauben, sie seien blos geboren, um glücklich zu machen!

6.

In jedem Frauenherzen ruht ein Schatz von Tugend und Liebe und Frömmigkeit, und in ihren Augen brennt die Zauberflamme über diesem Schatz; aber nur wenige Männer besitzen den Zauberstab, diesen Schatz zu heben, und nur zu oft sinkt dieser

Schatz durch die Entheiligung der Hebeformel für ewig zurück, und das Herz bricht darüber entzwei!

7.

Wenn die Männer geringschätzig von Frauen reden, so sollten sie sich tief in ihre Seele hinein schämen, daß sie ihnen doch das Heiligste anvertrauen, was sie im Leben haben: die Erziehung ihrer Kinder!

8.

Warum führen die Frauen das Hausregiment? Weil sie geübt sind im Anführen!

9.

Man sagt, die Frauen seien jetzt nicht mehr so arbeitsam, wie in den patriarchalischen Zeiten — es ist nicht wahr, sie haben blos die Handarbeit geändert: vor Zeiten haben sie sich mit dem Spinnen abgegeben, jetzt mit dem Hecheln!

10.

Man sagt „Liebe und Treue," als ob das zwei verschiedene Dinge wären; allein das ist nicht der Fall, Treue ist blos das erste Abonnement auf die Liebe. Bei neuen Stücken haben die Frauenzimmer aber oft „Abonnement suspendu."

11.

Mit dem Alter der Frauen ist's kurios: Ich kenne viele Frauen, mit denen ich an einem Tage

desselben Jahres geboren worden bin, und jetzt sind sie Alle um zehn Jahre jünger als ich. In dieser Beziehung habe ich letzthin eine drollige Erfahrung gemacht, ich gehe mit drei Frauen vor einer Lotterie-Collectur vorüber, und ich mache ihnen den Vorschlag, ihr Alter auf eine Terne secco zu setzen; die eine ist 29 Jahre alt, die andere 17, und die dritte 32, als die Ziehung war, kam nicht eine dieser Zahlen heraus, aber ich sah, daß, wenn diese Frauen ihr wahres Alter angegeben hätten, ich eine große Terne gemacht hätte!!

12.

Die Ehe ist das Grab der Liebe, und die Frau ist sogleich das Kreuz darauf!

Aus einer eben solchen Zucker- und Pfeffer-Streubüchse, m. s. H. u. H., streuen Sie Gedanken und Aphorismen über die andern Gegenstände, z. B. „Aerzte, Advocaten" u. s. w.

1.

Drei Dinge braucht man im Leben nicht zu thun: Den Schnee braucht man nicht wegzuschaufeln, er geht zuletzt von selbst weg; den Mädchen braucht man keinen Mann zu geben, am Ende nehmen sie sich selbst einen, und drittens braucht man sich keinen Arzt zu nehmen — der Mensch stirbt endlich auch ohnehin!

2.

Woher kömmt der Ausdruck: Doctor beider Rechte? Weil eigentlich die Linke nicht wissen sollte; was die Rechte thut; darum sagen manche Advocaten, bei denen die Linke sehr wohl weiß, was die Rechte thut, meine Hände sind beide Rechte.

3.

Bei einem jeden Consilium der Aerzte kömmt noch ein zweites Consilium zu Stande: Der Kranke nämlich bekömmt das Consilium abeundi!

4.

Was sind viele Doctor-Equipagen, die in der Stadt herumfahren? Eine gesunde Lüge mit Vorspann! Es gibt viele Aerzte, die mehr Pferde haben als Patienten, das ist auch natürlich, sie behandeln sie nicht selbst!

5.

Es ist mit dem Geiste der Menschen sonderbar: nach dem Tode erhält er den Menschen unsterblich und ewig, im Leben aber verzehrt er ihn und richtet ihn zu Grunde; so kam ein Taglöhner zu einem Arzte, und dieser verbot ihm den Branntwein, weil er den Magen verzehrt; da sah der Taglöhner einen Magen in einem Spiritusglase stehen und er sagte: „Curios mit dem Branntwein, da bewahrt er den Magen auf, und nur meinen verzehrt er!"

6.

Es geht mit den berühmten Aerzten wie mit den berühmten Helden: die Gefallenen und Begrabenen haben gekämpft und sie werden gekrönt!

7.

Wo ist die größte medizinische Bibliothek? In der Erde. Ein jeder Todter ist ein medizinisches Werk!

Eben solche Gedanken und Aphorismen kneten Sie und mischen Sie fein unter die andern Bestandtheile der Vorlesung, als z. B. Liebe, Leben, Geist, Gefühl u. s. w.

1.

Mit der Liebe ist's wie mit der lateinischen Sprache: sie wird nur noch geschrieben!

2.

Die Großen der Erde haben vom Himmel Eins angenommen: sie geben dem Menschen Hoffnung, allein der Himmel kann Hoffnung geben, denn er weiß, wie lange der Mensch lebt, die Großen der Erde wissen das aber nicht

3.

Woran leiden unsere modernen Dramen? An der blühenden Schwindsucht!

4.

Die Menschheit ist eine Ebene, wenn man in ihr steht, ist sie flach; man erhebe sich über sie, und sie erscheint uns selbst erhaben!

5.

Ein jeder Mann betrachtet seine Frau als das Recensions-Exemplar des ganzen Geschlechtes!

6.

Das Wörterbuch des menschlichen Glückes ist abgeschlossen, es ist vollendet; von dem Lexikon des menschlichen Unglückes aber erscheinen stets „Supplementbände." Das Glück ist ein Hagestolz, das Unglück aber ist ein starker Familienvater; darum aber auch ist das Glück egoistisch, und das Unglück theilnehmend und mitfühlend!

7.

Die Seele und der Leib vermählen sich bei der Geburt des Menschen, und der Mensch hat 70 Jahre lang die Hochzeitskosten zu bezahlen!

8.

Wenn Schönheit und Unschuld sich auf einem Frauenantlitze umarmen, feiern die Augen darüber glänzende Illumination, das Erröthen zieht als Ehrenwache auf, und das Herz pocht auf seinen eigenen Werth.

9.

Es gibt kein edleres Wesen, als ein Frauenzimmer, es putzt sich oft blos seiner ärgsten Feindin zu Liebe!

10.

Warum spielen die Kunstreiter gewöhnlich im rothen Hause? Damit das Haus nicht mehr erröthe, daß von Vielen den Rossen mehr Auszeichnung widerfährt, als je einer würdigen Kunst und Wissenschaft.

11.

Die Medizin bringt gewiß sehr viel Licht in die Welt, denn durch sie wird die Menschheit sehr gelichtet!

12.

Warum nehmen jetzt Leute von Bildung gleich wenn sie in's Theater treten den Hut ab?

Damit sich ihr Haar ganz bequem sträuben könne.

13.

Warum sehen sich die Frauen selten um, wenn sie spazieren gehen, die Männer aber immer?

Weil die Männer von Orpheus gehört haben, welcher, weil er sich umsah, seine Frau verloren hat!

Sie sehen, m. f. H. u. H., wie leicht und mit wie wenig Unkosten die Zubereitung einer humoristi-

schen Vorlesung verbunden ist; wenn Sie Alles durcheinander gerüttelt, verbunden und mit einer angenehmen Farbe überzogen haben, dann suchen Sie einen guten Schluß! Wenn Sie zum Schluße der Akademie lesen, dann können Sie mit Adam Riese darauf rechnen, daß Viele nach und nach hinziehen in das Land, wo die Citronen, d. h. die Diners blühen!

Wenn Sie dieses bemerken, m. f. H. u. H., dann suchen Sie nicht lange erst herum, wie Sie enden sollen, sondern schließen Sie sicher, je eher Sie enden, desto besser, denn das ist der sicherste Schluß!

Solobrief eines wandernden Humoristen.

An Dr. W. H—r. in Wien.

Reichenau.

Vorlesung eines Einsiedlers, gehalten zum Besten verschiedener armer Seelen.

Als Sie mich heute Früh an die Gloggnitzer Eisenbahn begleiteten, mein werther Freund, haben Sie sich gewiß nicht träumen lassen, daß ich Nachmittag als ein frommer Einsiedler in Reichenau sitzen werde, und abgeschieden von der Welt mich in die ernstesten Betrachtungen vertiefen werde!

Ja, mein werther Bruder im Tintenfaß, heute Früh haben Sie mich noch versunken in weltlichen Gedanken, irdischen Gelüsten und staubentsprossenen Ideen gefunden — afflavit deus, et dissipati sunt! — In diesem Augenblicke habe ich von mir abgelegt meinen gelben Paletot und meine rosenrothen Weltgedanken, ich habe ausgezogen meinen blauen Frack mit den blanken Knöpfen und meine grünen Wünsche mit noch blankern „Tächtelmächtel;" hier in diesem

Thale von Reichenau habe ich der Sonne meines weltlichen Treibens und dem Monde der irdischen Empfindungen zugerufen: „Halt!“

Sie wissen nicht, wie mich dieser Vorfrühling im Frühling, diese zahllosen Frühlingsblitze, welche wie Silberblicke und Johannisfeuer auf den Bergen herumflattern, entweltlicht haben! — Hier am Fuße des Schneeberges schlägt der Winter noch mit einigen Schlußaccorden in den Brautkranz des Frühlings hinein, und die weißen Hermelinschleppen auf den Schneegipfeln tauchen ihre Fransen in den Purpurtritt des jubelnden Lenzes, der mit seinen stillen rieselnden Strahlenregen die Fluren tränkt und mit Düften salbt, und über die junge Erde gold'ne, grüne, sammtne und blütengestickte Wiegendecken wirft! Die Seele, d. h. die Stadtseele, wirft ihre Borke ab, die Seele grünt, und aus der baumgrünen, frischen Seele singt die Hamadryade heraus hinein in die Luft, in die blaue, in die ferne, in das Abendroth in diese glühende, blühende Schlußrechnung des regsamen, schaffenden Tages! Frühling! Frühling! Werberuf der Schöpfung! Selbst aus den Spalten eines fünfzigjährigen Herzens schlägt das Immergrün der Empfindung heraus, und schlägt und treibt hervor, und bekleidet wieder die Herzrinde mit reichen Blättlein, tapeziert es aus mit sanftem Tapetengrün, und die Erinnerungen, diese ew'gen Kinder der Seele, gucken aus dem frisch aufgegangenen Herzen heraus,

mit lieblichen, frommen, feuchten, unsterblichen Augen, und erfrischen die späten, verdorrten Jahre, und überziehen das verhärtete Alter mit Sammtmoos und Gedächtniß-Rosenbänken, und wir stehen im Wiederschein früherer Tage, im Wiederstrahl früherer Empfindungen, und im Echo frühgehörter Klänge von Mutterliebe, Kindes-Liebkosungen, seliger erster Liebe, und von tausend andern Klängen, die aus dem Lande der Jugend herüber läuten in unser verlornes Paradies! Aber Alles vergeht! Auch der Frühling, auch die Rose von der Wange, auch das Aetherblau des Auges, auch der Ton der Nachtigall! auch der Duft der Blume! und auch die ganze Menschenblume, sie wird aus Blumenstaub — Staub! Und von der Blume: „Jugend" bleibt uns im späteren Alter nichts als wir selbst, wir selbst als Blumen-Staub!

Sie sehen, ich bin auf gutem Wege zum Frommwerden; und ist denn die Natur nicht selbst fromm, und heißt nicht, sich der Natur nahen, „fromm werden?" — Ja, lieber S., so ist's! — Ich entsage der Welt, allem Treiben des Lebens! — Ich will ein ganz abstraktes Leben führen! Aber nicht nur ich allein, ich will noch Einige um mich versammeln, um mein geneigtes Erdenleben mit ihnen zu theilen! Ich habe bereits an Fanni Elßler geschrieben und an die Schröder-Devrient, und habe sie eingeladen, auch hier Einsiedlerinnen zu werden, und sich in meiner Gesellschaft den Betrachtungen über ein anderes Leben

und über die Eitelkeit und Nichtigkeit aller Einnahmen und Geldangelegenheiten zu überlassen!

Als ich hier ankam, glaubte das Reichenauer Publikum: — Hühner — Enten — junge Gänse — Tauben im Schlag — Spatzen — Lerchen und Schmetterlinge — ich wollte eine „Akademie" veranstalten, und versammelte sich um meinen Vorlesetisch im Garten, an dem ich ein Backhuhn essen sollte, und als ich erschien, empfingen sie mich mit lautem Beifalls-Gegacker, Geglucke, Gezirpe, und schlugen die Flügel aneinander, lauter Natur-Claqueurs!

Ich trat also gravitätisch vor, nahm meine Nase als Claque unter den Arm, machte eine jener Verbeugungen, wie Sie sie an mir gewohnt sind, setzte mich an den Vorlese- eigentlich Vorlege-Tisch und begann wie folgt:

„Wie muß man lieben, um nie Katzenjammer zu haben, und wie muß man sich stellen, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen?"

Ich bin überzeugt, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, daß mein Ruf mir schon bis hieher vorausgeeilt ist; ich ergreife also die gute Eisenbahn und einen Glogguitzer Einspänner, um meinem Rufe nachzukommen, ein Umstand, der sonst nicht immer stattfindet, da Wenige in dieser Welt ihrem Rufe und ihrem Berufe nachkommen.

Es freut mich, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, mit Ihnen von Liebe sprechen zu können. In Hinsicht der Liebe haben Sie, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, fast schon Alles erschöpft, denn in dem Sprichworte: „Besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache," liegt ein halber Code Napoleon der Liebe! In der Liebe muß man auf die Tauben auf dem Dache gar nicht rechnen, denn man ist selbst der Tauben unter dem Dache und unter der Haube nicht sicher, wie soll man sich also auf eine Taube auf dem Dache verlassen?! Wenn man seinen Spatz auch in und an der Hand hat, als Ring, und Brief und Handschlag und anderes dergleichen Zeug, so schlüpfen sie Einem unter der Hand aus der Hand, und gehen von Hand zu Hand, und dennoch ist's besser, als eine Taube auf dem Dache!

Wenn man aus dem Hause geht und glaubt, man hat sein Täubchen im Schlage, und kömmt nach Hause, so findet man das Täubchen auf dem Dache und — doch es sind mir zu viel Schindeln auf dem Dache, und ich breche davon ab! Was soll ich Ihnen von einem Gegenstande erzählen, von dem Sie selbst auf den Dächern singen?

Die Liebe zu den Mädchen ist ein Rausch, und das Erwachen ist der Katzenjammer, und es gibt nur ein Radikalmittel, man muß — brechen! Sie, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, Sie werden

nicht alt, und machen keine Erfahrungen von Liebe und Treue, von Unliebe und Untreue; der Mensch macht im Leben zwei Mal die Erfahrung, von der Untreue der Frauen, in der Jugend auf Kosten Anderer, und im Alter auf eigene Kosten. Sie aber, Sie leben kurz, Sie können lang lieben, wer lang lebt, lernt kurz lieben! Kurz und gut!

Hier, meine freundlichen Spatzen und Spätzinnen, sehen Sie einige Schmetterlinge, die sich um eine Blume herumtreiben. Die Schmetterlinge haben auch besser lieben, als die Menschen, sie lieben auch nur einen Tag, da ist erstens keine Nacht dazwischen und zweitens: einen Tag lang sind alle Männer und Mädchen treu! Ein Schmetterling hat nur eine Herzkammer und gar keinen Magen!

Zu unsern Schmetterlingen hingegen gehört nicht nur ein guter Magen, sondern sie müssen selbst einen guten Magen haben, da ihnen so manche Liebe so lange im Magen liegt, bis sie ihnen eine Zeit lang im Rücken liegt!

Unsere Schmetterlinge wollen jetzt haben, daß ihnen die gebratenen Rosen in's Maul fliegen, wie vielen Menschen die gebratenen Tauben!

Wie aber muß man sich stellen, daß Einem die gebratenen Tauben in's Maul fliegen? Denn daß sie Diesem in's Maul fliegen und Jenem nicht, kömmt gewiß auf die Stellung an! Es gilt Stellungen im Leben, in denen Einem nicht nur gebratene Tauben

sondern gebratene Fetthämmel in's Maul fliegen, mitsammt einem Kopfsalat und Eier!

Das wunderbarste dabei ist, daß Jene dabei gar nicht das Maul aufzumachen brauchen; während Andere in einer andern Stellung das Maul thorweit aufreißen, und ihnen nicht einmal eine Taubenfeder in's Maul fliegt!

So ist's auch in der Liebe! Manchem dummen Kerl fliegen die schönsten gebratenen, oft auch rohen Täubchen in das Maul! Sowie überhaupt die Dummheit eine wahre Venus-Fliegen-Klappe, eine wahre Frauenherz-Fängerin ist!

In dieser Hinsicht sind die Frauen sehr solid, und denken an die Zukunft; der Geist eines Mannes nimmt ab, man kann nicht wissen, im Alter wird er ein dummer Kerl! Aber die Dummheit nimmt mit den Jahren nicht ab, im Gegentheile, sie nimmt zu, da hat man eine sichere Zukunft! Es ist nur Schade, daß sie es mit der Schönheit und Häßlichkeit nicht auch so machen! Schönheit vergeht, Häßlichkeit besteht! Ein häßlicher Mann, dem schadet das Alter nicht; die Häßlichkeit ist eine dauernde Tugend!!"—

Bis hierher war ich gekommen, als ich bemerkte, daß mein Publikum sich nach und nach verlor, und die Wirthin brachte eben mein Backhuhn, und ich unterbrach mich selber, um zu essen. Ein Spatz kam ganz nahe heran, und stellte sich mit klugen Augen mir gegenüber. „Entschuldigen Sie, Herr Spatz,"

sagte ich, „hatte ich nicht die Ehre, Sie vorgestern in einem Wiener Gasthause als ein „junges Gansel" gespeis't zu haben?" Der Spatz lachte zweideutig, und fragte mich: „Wohin reisen Sie, Herr Saphir?" Ich antwortete: „Nach Grätz!" Da jubelte der Spatz und rief eine Menge Spatzen herbei, und schrie: „Herr S. hat unsern Streit entschieden!" — „Wie so?" sagte ich. — „Nun," sagte der Spatz, „wenn Sie sagen ‚nach Grätz," so heißt's auch „Herr Spätz," und nicht „Herr Spatz," wie Viele bis jetzt meinten." Da wurde ein großes Flattern unter den Spatzen, und Alles rief: „Wir heißen Spätzen, Spätzen!"

Wer weiß, wie das enden wird. Ich bin auf die nächste „Allgemeine Zeitung" neugierig! Adieu!

Der große Drache als fest engagirter Mitarbeiter.

„Comment? un dragon? Oui, mais un dragon d'éducation."
Parny.

Fürchten Sie nichts, meine holden Leserinnen, es gibt Drachen von ganz ausgezeichneter Erziehung, aimable Drachen, galante Drachen, Drachen von Welt und gutem Ton.

Wenn ich Ihnen einen Drachen einführe, so können Sie gewiß glauben, es ist ein Drache, der seine Sitten hat, der über das Theater sprechen und Boston spielen kann.

Wie ich zu diesem Drachen kam, wodurch er Mitarbeiter des Humoristen wurde, und welche geistige Vorzüge er besitzt, sollen Sie sogleich erfahren.

Es war ein schöner November-Nachmittag, der Tag war heiter, die Luft milde, ich machte einen Gang um die Stadt, auf dem Glacis. Ich war nicht so heiter wie der Tag, denn ich war ein Redakteur in Spe und der Tag nicht. Am Boden lagen die Herbstblätter, Morgenblätter und Abendblätter und Mittagsblätter und tausenderlei Blätter, und ich dachte: alle

diese Blätter waren auch einmal auf einem grünem Zweige und sind jetzt so herabgesunken, auch in diesen Blättern wurde einst viel Wind gemacht, und jetzt regen sie sich kaum. Da ich Redakteur bin, also sehr weich und gemüthlich, so stimmte mich dieses miß, oder um deutlicher zu sein, es mißstimmte mich, ich wurde wehmüthig. Was thut ein Redakteur, wenn er wehmüthig ist? Er denkt an seine Mitarbeiter, um sich zu erheitern. Ich erheiterte mich also, ward aber in meiner Erheiterung durch die Sorge um Mitarbeiter unterbrochen.

Ich hatte mir ein Ideal von einem Mitarbeiter gemacht, ich liebte dieses Ideal mit jugendlicher Schwärmerei. Ich mag diesem Ideale keine Farben geben; aber es war das Ideal eines Mitarbeiters, wie sie zwischen Schwechat und Inzersdorf selten wachsen. Ich sorgte also, wie ich die Zahl meiner tüchtigen und verehrten wirklichen Mitarbeiter noch vermehren könnte, und kam auf den Gedanken, mir einen aus der Luft zu greifen, so wie man tausend Gegenstände aus der Luft greift.

Ich sah in die Luft hinein, oder hinauf, und siehe da — ein großer papierner Drache schwebte in stiller Majestät über meinem Haupte. Ich fuhr zusammen:

„Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
Er sendet mir den Drachen, er kömmt von ihm!"

Wie? sagte ich, ein Drache mein Mitarbeiter?

bin ich mir nicht selbst genug? — Da senkte sich der fliegende Drache gerade vor mir nieder. Eine kleine Association von Gassenjungen versammelte sich um den von seinen Höhen gesunkenen Drachen. Wie? sagte ich weiter, sollte ich auch diese Gassenjungen als Mitarbeiter mit in den Kauf nehmen? — Ich hatte Mühe, das kühne junge Gassenland von mir abzuwehren, und ich weiß nicht, wohin es seine mitarbeitende Tendenz genommen haben mag.

Ich betrachtete den Drachen lange schweigend. Allein noch nie hat ein Blick, mit Vertrauen nach oben gerichtet, getäuscht; und nicht nur ein Engel, sondern selbst ein Drache, wenn er von Oben gesendet wird, dient uns zum Heil und Segen!

Ich betrachtete dieses papierne Ungeheuer näher, und o Wunder! — es war der köstlichste, der mannigfaltigste, der brauchbarste Mitarbeiter. Er war nämlich gewiß aus tausend kleinen Papierstreifen zusammengesetzt, und auf jedem dieser Papierstreifen waren Aufsätze und Abschriften von Dichtern, Prosaikern, Rezensenten, Journalisten, Humoristen, lyrische Gedichte, Räthsel, Witzspiele u. s. w. Kurz, der Drache war ein unbezahlbarer Schatz! Gewiß tausend verschiedene Papiere an- und nebeneinander, und auf jedem Stückchen ein anderer Aufsatz, eine andere Idee! Ich nahm den Drachen unter den Arm, und wir gingen Hand in Hand nach Hause. Ich räumte meinem neuen und unerschöpflichen Mitarbeiter ein eigenes

Zimmer ein, und fing nach und nach an, denselben auszubalgen. Man kennt die Methode, wie ein Redakteur seine Mitarbeiter auszubalgen pflegt. Die erste Ausbeute gab ungefähr folgenden Ertrag:

1. „Das Bestreben der Leistung dieser Künstlerin erreichte den Stand der Gefälligkeit. Die Beliebtheit der Künstlerin zeigte sich in dem rauschenden Beifall der Künstlerin. Die Künstlerin entwickelte ihre Rolle, wie man es nur von einer solchen Künstlerin erwarten kann." Auf der Rückseite dieses Blattes stand: haec mensa: dieser Tisch, hujus mensae: dieses Tisches u. s. w.

2. „Humoristische Pelargonien von der Alpe des Lachens, gepflückt in der Sennhütte des Momus, von der Aelplerin der Laune. So wie ein Newton glaubte, er habe ein nicht gegessenes Huhn gegessen, und Comenius einmal im Dunkeln seine Frau für einen Folianten genommen hat, so gibt es Täuschungen im Leben des eigentlichen Lebens, und wie Pausanius in einem Brunnen Segel und Masten erblickte, und ein Cornelius von Drebbel immer Vorreden ohne Werke lieferte, so gibt es Menschen, die den Strauß'schen Walzer in den Lanner'schen Galopp des Daseins tanzen, ohne erst oder nachher die Dampfmaschine der Begeisterung und die Tertulianischen Strafpredigten der Reue abzuwarten."

3. Gedankensplitter. Der Mensch bleibt

so lang er lebt nichts als Mensch, und erst wenn er gestorben ist, hört er auf Mensch zu sein! O, was ist der Mensch!

Die Liebe dauert nur so lange, als man sich gegenseitig liebt, hört das sich lieben auf, hört das lieben auch sich auf!

Der Geist ist das Höchste, was die Welt hat! Die Welt ist das Höchste, was der Geist hat! Darum sind Geist und Welt äqual hoch.

Der Tugendhafte ist nur so lange tugendhaft, bis er lasterhaft wird!

4. Frühlings-Bimbam à la Nachahmer von Heine.

Im Frühling wächst die Blume,
Es geht der Kelch schön auf,
Im Frühling kommt die Muhme,
Da geht das Herz mir auf.

Im Frühling kommen Blätter,
Sie säuseln auf und zu,
Im Frühling kommt der Vetter,
Wir spielen blinde Kuh.

Im Frühling liebt der Schäfer
Die Schäferin, auch zwei!
Ich liebe wie ein Käfer,
Das macht die Poesei!

Herzbruch.

Mein Herz, es ist gebrochen.
Gebrochen ist es, traut,
Weil ich die vor'ge Wochen
Lisberta hab' geschaut.

Gebrochen ist mein Herze,
Mein Herze, ach, zerbrach,
Weil ach, zu meinem Schmerze,
Lisbert mit Rob'rt sprach.

Und will mein Herz sie brechen,
So brech' ich meine Treu,
Sie kann nicht widersprechen,
Ich spreche wieder bei.

5. Theatralisches. Aus dem Dorfe Kisch-Bibitz schreibt man, daß die Sängerin Lambulli im großen Theater, bei leerem Hause gesungen hat. Der Jubel des außerordentlich zahlreichen Publikums war gränzenlos.

„Der berühmte Statist Rumpel hat in Zwickau eine Tasse schwarzen Caffee getrunken."

Unter diesem Mic-Mac fanden sich auch Gedanken wie folgende:

6. Der erste Artikel.

„Zwei Dinge haben die Frauen gerne für sich: den ersten Eindruck und das letzte Wort: zwei Dinge überlassen sie gerne den Männern: den ersten Schritt und den letzten Willen. Der erste Schritt ins Leben, der erste Schritt in die Gesellschaft, der erste Schritt in die Ehe sind die schwierigsten. Der schwierigste ist der erste Schritt ins Publikum. Ein erster Artikel im ersten Blatte ist das Allerschwierigste. Das Publikum sitzt herum,

die Frauen haben die Lorgnette geschärft, die Herren drehen erwartend das Stutzbärtchen, der erste Artikel tritt herein, verneigt sich, und sein erstes Compliment soll sogleich Feinheit, Anstand, festes Auftreten, Bescheidenheit und doch Selbstbewußtsein, Würde mit Grazie, Scharfblick, Weltkenntniß und Menagement verrathen! Der erste Artikel soll wie Philadelphia in verschiedenen Gestalten zu allen Gattungsthoren hinaus, und zu allen Erwartungsthüren der Leser hereinspazieren! Der erste Artikel der Blätter soll wie der erste Aufguß bei Theeblättern der aromatischste sein, und doch will der Leser bei jedem frischen Blattaufguß ein steigendes Aroma! Der erste Artikel soll wie das Manna in der Wüste die Wundergabe besitzen, dem Lecker wie Wachteln, dem Näscher wie Honigschalen, dem Starkesser wie feister Braten, und dem Alltagsgaumen wie Hausbrot zu schmecken! Bei der Geburt des ersten Artikels soll der Geist hundert und einen Freudenschuß abfeuern, aber er soll doch das leere Stroh der Bescheidenheit vor die Thüre der Leser streuen, damit er mit dem Vorfahren der Kanonen keinen Lärm verursache."

Dann wieder:

7. Nacht-Luftgratulation zum neuen Jahre. Da liegt sie unter mir die Erde wie ein schlafendes Mädchen, und der Mond wandelt um sie herum, und sieht ihr blaß und leidend ins Angesicht. Es ist Sylvester-Nacht! Das alte Jahr und das neue

küßen sich, und das eine stirbt und geht hinab ins Grab, und das andere geht hinein ins Leben, und der Mensch sollte erst mit dem alten Jahre in seiner Sterbstunde beten und dann mit dem neuen in seiner Geburtsstunde sich freuen. Die Nähe eines Grabes gibt selbst der Freude etwas Höheres, etwas Heiligeres, so wie ein hinabziehendes schwarzes Gewölk dem blauen Himmel eine erhabenere Schönheit gibt!

Der Mensch legt aber gleichgiltig die hinabgegangenen Jahre zurück, wie die Spielmarken, und setzt sich an das neue Jahr, wie an einen frischen Spieltisch, und legt das grüne Spieltuch der Hoffnung darüber, und greift nach den glatten, bunten Kartenblättern des Lebens, die unter seinen Händen den glatten Rücken krümmen, und ihn dann täuschen.

Und ein Jahr um das andere springt hinab in das offene Grab, ihnen nach ziehen die schwarzbehängten Prachtgäule unserer Erwartungen, und die leeren Rüstungen unserer Wünsche, und wir gehen wie Hamlet von dem Leichenschmause des alten Jahres zu dem Hochzeitsbraten des neuen über.

Da liegt sie unter mir die Erde, sie schlummert! Ich soll ihr zum neuen Jahre Glück wünschen. — —

Ich aber sehe von oben herab, und die Erde, diese Menschen-Baumschule für die jenseitige Geister-Orangerie, ist von zu vielen Thränenströmen durchschnitten, von zu vielen schwarzen und bittern Unglücks-Kohlenlagern angefüllt, und der Höhenrauch des Schmer-

zens zieht sich zu sehr über alle hervorragenden Erhöhungen hin, und der Wünschende wird zum Klagenden, und der Wunsch wird zum Gebet, und die Gratulation zur Thräne! Wie viele Augen sind jetzt nicht vom Schlafe geschlossen, und zwei Spannen tiefer unter diesen Augen sitzt ein ewig wacher Schmerz! Wie viel kummervolle Häupter nicken herab auf die vom Jammer eingesunkene Brust, und der erwachende Morgen läutet Kopf und Brust ein und auf zu einem Tag voll Stachelgängen und Dornenwegen! Wie viel blaße Mütterwangen ruhen leise auf dem Haupte ihres kranken Kindes, und der Morgenstrahl wird ein stillstehendes kleines Herz und ein zerrissenes Mutterherz finden! Wie viel stille Größe, wie viel unbewunderte Tugend, wie viel ungeahnte Erhabenheit sitzt einsam mit rothgeätztem Auge und siechen Wangen, hier um mit kleinen Nadelstichen das Leben einer Mutter, eines Mannes, eines Kindes zu erhalten, dort um mit gekrümmten Rücken am Schreibtisch sein eigenes Leben und seine Grundsätze zu erhalten! Wie viel Tugend und Unschuld kämpft unter heißem Gebete mit dem eisernen Geschicke, und unterliegt, und die Menschen freuen sich, und die Engel weinen!

Und dann, wie viel schöne Gedanken schlummern da unten auf der Erde, und wie wenige erwachen und schlagen die Augen auf und werden That! Ich wünsche nichts und wünschte nichts, als alle diese schönen Gedanken zur That machen zu können; allen

diesen gesunkenen Tugenden ihr Bewußtsein wieder geben zu können; allen diesen stillen Größen und ungekannten Tugenden einen Augenblick der Anerkennung, des Lohns verschaffen zu können; jeden schweigenden Schmerz in sprechende Liebe einhüllen zu können; auf jede blasse Wange ein Rosenblatt des Trostes hauchen zu können; auf jedes thränengeröthete Auge einen Kuß der Hoffnung drücken zu können; jedes zusammensinkende Haupt gegen Himmel emporrichten zu können, und mit jedem Sterbenden ein leises, trostreiches Gebet beten zu können!

Dann möchte ich noch jede Nachtigall, die im Käfig sitzt und ihrer freien Schwester sehnsüchtig nachsieht, in die blauen Lüfte senden; jede Rose, die unter der Fensterscheibe blüht, zu denen, die im Freien blühen, zugesellen; jedes Fischchen, das im Glase plätschert, dem unbegränzten Elemente wiedergeben; jedem Herzen, das hoffnungslos liebt, wenigstens den Trost der Dichtkunst geben, und jedes Kind, das verwaiset ist, an meine Brust ziehen, und ihm sagen: Da ist doch ein Herz, das dich liebt!

Das alles möcht' ich, wünscht' ich, und in dieser Stimmung schließe ich, und in der Stimmung, in der ich schließe, möge denn mein Leser zu lesen beginnen und er wird mein Freund sein!

Stunden-Quetscher für Müssiggänger.

Eine neue und geniale Idee.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, die Großmutter der Narrheit, und die Ahnfrau aller ängstlichen Kleinheit. Aus Vorsicht schreib' ich über meinem Aufsatze:

„Eine neue und geniale Idee."

Denn die Leser könnten so boshaft sein, den Aufsatz bis zu Ende zu lesen, und weder etwas Neues, noch etwas Geniales in ihm zu finden. Wenn ich selbst aber gleich auf die Hausthüre meines Aufsatzes hinnagle: „Hier wohnt ein neuer, ein genialer Gedanke", so nimmt der Leser schon auf jeden Fall den Hut ab. Also

Neue und geniale Idee,
von M. G. Saphir.

Stunden-Quetscher für Müssiggänger.

Für böse Ehen und Ratten gibt es viele gute Mittel, die aber Alle nichts taugen. Das ist ein Symptom unseres Zeitgeistes, wir haben lauter approbirte Mittel, aber es geht ihnen wie der Tugend, sie

sind vortrefflich bis zu dem Augenblicke der Probe! Wir haben viele Mittel für Alles, aber wenig Mittel zu irgend Etwas! Der einzige wahre Mittelpunkt der Welt ist der Punkt, wie man zu Mitteln kömmt. Wir haben verschiedene Mittel, das Leben zu verlängern, wir haben aber blutwenig Mittel, das verlängerte Leben angenehm zu verkürzen! Wir haben verschiedene stärkende Mittel für unsere schwachen Seiten, wir haben verschiedene beruhigende Mittel gegen unsere unruhigen Gläubiger, wir haben verschiedene unschädliche Mittel für beschädigte Mittel, wir haben verschiedene Hausmittel ohne alle Mittel ein Haus zu kaufen u. s. w., warum haben wir noch kein Mittel gegen den Müssiggang?!

Ein Müssiggänger ist ein hohler Mensch, ein hohler Mensch ist ein hohler Zahn, man muß ihn aus der Kinnlade der Gesellschaft herausreißen, wenn er nicht weh thun soll. Allein wenn man lauter hohle Menschen und lauter hohle Zähne hat, da kann man sie nicht herausreißen, sondern man muß sie plombiren. Wie plombirt man Müssiggänger? d. h. wie füllt man sie aus, ihre Zeit nämlich? Die Israeliten haben eine Dankesformel, in welcher sie der Natur danken, daß sie den Menschen hohl erschaffen hat. Die hohlen Menschen wären also die von der Natur begünstigten!

Wie füllt man also den Müssiggängern ihre Naturgabe aus? Es ist keine Kleinigkeit, wenn der

Mensch um 8 Uhr Morgens aufsteht und Abends um 10 zu Bette geht, so hat er vierzehn Stunden auszufüllen. Die Geister aller Tagesstunden treten jeden Morgen vor jeden Erwachenden hin, wie hungrige Kinder, und schreien um ihr Brod, und wenn er keine Nahrung für sie hat, so werden sie Taugenichtse, Straßenjungen, Diebe und Mörder, ja sie nagen aus Hunger dem Vater selbst das Fleisch ab. Die Müssiggänger stricken den Tag wie einen Strumpf vom Knie abwärts, und beim Schluß bleibt ihnen noch ein langer Faden, den sie nicht einzustricken wissen. Der Müssiggang der Geld-Reichen ist ein Nahrungszweig der Geld-Armen, der Müssiggang der Geist-Reichen ist ein Nahrungsquell für Geistes-Arme, allein der Müssiggang der Geld- und Geistes-Armen ist das Erbübel unserer Zeit, unserer Sitten, unserer Geselligkeit! Der Müssiggang ist nicht aller Laster *Anfang*, sondern er ist der *Austräger* aller Laster. Ohne Müssiggänger würden die Laster isolirt bleiben, die Müssiggänger sind die Dampfröhren, welche ihre Communication befördern, sie sind die Brieftauben der Lüge und die Schnelläufer der Verläumdung. Jede Stunde stellt sich vor den Müssiggänger hin und fordert ihren Inhalt, ihre Seele, er opfert ihr andere Seelen, er schlachtet ihr feiste Rinder und Brandopfer, Brandopfer von Ehre und Namen, um sie zur Ruhe zu bestatten.

Ein „*Stunden-Quetscher*" also für Müs-

siggänger müßte auf die moralische und sittliche Volksbildung von großem Einfluße sein. Ein solcher Stunden-Quetscher könnte sich an Verdienst der „Druckpresse" kühn an die Seite setzen, ja sogar mit der „Servietten-presse" an Popularität wetteifern.

Ich gebe nur die Idee an, die Ausführung wäre einem großen Genie, einem großen Techniker zu überlassen, und der ganze Gegenstand wäre der ehrenwerthe Gegenstand einer akademischen Preisaufgabe.

Dieser „Stunden-Quetscher" müßte die Form eines Ruhebettes haben, unter welchem die eigentliche Quetscherei angebracht wäre, und zwar so, daß der Müssiggänger immer jede Stunde insbesondere, wie die Walzen in einer Spieluhr, hineinlegte, sich dann auf den „Stunden-Quetscher" ausstreckte, welcher dann die Stunde ausquetscht und so sie ablaufen läßt. Der Müssiggänger würde dadurch zum erstenmale empfinden, daß er einiges Gewicht hat. Dabei könnte auch eine kleine Art von Drehorgel angebracht werden, welche bei jeder Stunde, die eben ausgequetscht wird, eine passende Melodie spielt; denn die Musik selbst ist eigentlich nichts als Müssiggang in Noten gesetzt. Musik ist eine wohlklingende Ausrede für geistiges Müssiggehen, ein angenehmer Lärm, den unsere Geistesfaulheit schlägt, damit unser Gewissen nicht höre was der gesunde Menschenverstand eigentlich zu sagen hätte. Musik also ist bei einem „Stunden-Quetscher für Müssiggänger" unerläßlich. In den Melodien

müßte aber sogenannte classische Musik, die so aussieht, als ob man sich dabei etwas denken könnte, ganz vermieden werden, und nur jene gedankenlosen und inhaltsleeren Melodien genommen werden, die das Entzücken unserer Dilettanti und Enragées ausmachen.

Wenn die „Morgenstunde" ausgequetscht wird, könnte die Drehorgel füglich den Marsch spielen, mit dem Ninette in der „diebischen Elster" zum Tode geführt wird, mit dem untergelegten Text:

„Morgen, morgen, nur nicht heute,
Sagen alle faulen Leute!"

Wenn die „Mittagsstunde" in die Quetsche kömmt, spielt sie die Melodie aus der „Italienerin in Algier":

Trinken, Essen! Essen, Trinken!
Papataci Mustapha!

Wenn die „Nachmittagsstunden", die allerfaulsten und mattesten im Tage, in die Maschine kommen, da wälzte sich der Müssiggänger ganz fürbaß herum, und die Drehorgel spielt die, der animalischen Verdauung so zuträgliche Ouverture zu „Zampa", mit untergelegtem Schlaftexte aus „Robert der Teufel".

Kommen endlich die „Abendstunden", diese glatten und gemeißelten Schlußsteine am großen Müssiggangs-Gebäude, in die Quetscherei, so braucht der reelle Müssiggänger, der die Maschine belebt, nur die drei Kartenausspiel-Finger in Bewegung zu setzen, die Stunde wird süperb ausgepreßt, und die Drehorgel spielt aus dem „Maurer und Schlosser":

„Darfst nur wagen, nicht verzagen,
Treue Freunde sind dir nah!"

Sollten auch die „Nachtstunden" noch in die Presse genommen werden, so spielt die Drehorgel die Arie aus „der Brahma und die Bayadere":

„Womit vertreibst du dir die Grillen?" —
(„Tanz und stummes Spiel.")
„Am Ganges wohnt die Liebe!"

Nach diesen leicht gezimmerten Umrissen möge ein artistischer und mechanischer Künstler die Idee realisiren, und sich ein unsterbliches Verdienst um die, durch geld- und geistesarme Müssiggänger in Ehre, Ruf und Namen so unermüdlich untergrabene Menschheit erringen!

Höhere Klätschereien

über

die Himmelskörper-Angelegenheiten des Jahres 1838.

(Ein Sylvester-Abend-Tritsch-Tratsch.)

Meine freundlichen Freunde und Freundinnen! Lassen wir einmal die Erde und die Menschen ein Bischen in Ruh! „Was kann diesem Misere denn Großes begegnen?" — Eine Liebschaft, eine Entführung, ein Bankerott, ein Ehezwist u. s. w. Lauter Lappalien! Das ist nicht mehr der Mühe werth!

Wir wollen uns mit unsern Verläumdungen, mit unserm Ausrichten, mit unserm Ehrabschneiden höher erheben; wir wollen einen Aufschwung nehmen, ad astra!

Da oben, seht ihr da oben die tausend Körper wandeln und treiben und schaffen? Sollen die ungeschoren von uns bleiben? Sind sie nicht erhaben genug, um vom Neid angefeindet zu werden? Sind sie nicht rein und glänzend genug, um von uns verleumdet zu werden? Stehen sie nicht so hoch über uns, daß wir, da wir uns nicht zu ihnen emporheben können, sie zu uns herabzerren müssen?

Was? der „Venus" da oben sollen wir ihre Schönheit lassen? Die „Jungfrau" da oben soll von uns jungen Laffen nicht mit lügnerischen Nachreden verunglimpft werden? Dem Heldenneffer „Mars" soll sein Ruhm nicht geschmälert werden? Die „Wage" da oben soll für unbestechlich gelten? Der „Merkur" da oben soll etwa kein Kornjude genannt werden? Die „Vesta" soll oben für keusch gelten? Der „Pallas" sollen wir nicht einige Dummheiten nacherzählen, die beweisen, daß sie ein Gänschen ist?

Nein, meine verehrten Freunde! Da wir jetzt für die Erde einen Augenblick Klatschement suspendu haben, so machen wir uns an den Himmel und seine Sterne. Wir wollen ihnen einmal aufpassen, was sie für das Jahr 1838 für Gänge und Schliche und Winkelzüge und sonstige Maßematten vorhaben; und wenn wir einmal so ein Wesen, das um so viel höher steht, als wir, auf einer Schwäche ertappen, die es mit uns gleich hat, dann wollen wir jubeln, daß wir es zu uns herab bekommen, und uns ihm gleich dünken können!

St! stille! aufgepaßt!

Madame Venus kömmt! Sie ist die Fürstin der Sterne! Sie läßt sich Urania nennen! Mit einer Strahlenkrone prangt sie, rein will sie sein, und ein unbeflecktes Licht haben! Warum nicht gar! Das leiden wir nicht, meine theueren Freunde! Wir werden sie schon erwischen! Nur sachte: nachgeschlichen —

St! still! aha! — Sie läuft einem Manne nach, ich seh' es deutlich an ihrem schnellen Lauf, da! hab' ich's nicht gleich gesagt? da habt ihr die Bescherung! dem „Uranus" ist sie nachgelaufen, am 11. Januar holt sie ihn ein, und kommt mit ihm zusammen!

Gehorsamster Diener, Frau Venus!

Sie freuen sich, meine Freundin! Ja, das ist noch nicht genug! Spüren wir ihr nur weiter nach, am 3. März kommt sie gar mit einer Militärperson zusammen, mit Mars! Am 12. März hat sie ein Rendezvous mit Herrn Merkur, am 13. October mit Herrn Jupiter, und am 29. November mit Herrn Saturnus! Wenn das auf Erden Jemand so triebe!

Am Ende Februar dieses Jahres, meine Freunde, wird die Venus ganz unsichtbar; das ist noch verdächtiger! Was ist das Ende von einer solchen Laufbahn? Die Venus geht am Ende durch! Am 27. December geht sie durch, durch die Milchstraße!

Und, meine Freunde, ist denn die Vesta, diese Himmelsreine, dieses Muster, etwas besser! Sie ist mit freiem Auge nicht zu sehen; nehmen Sie gefälligst ihre Lorgnette. Da spaziert die stolze Spröde! Sehen Sie, zwischen zwei Männern! und welche Männer! zwischen zwei Ehemännern, die eben nicht die beste Reputation haben! — Das ganze Jahr schleppt sie sich zwischen den Herren Mars und Jupiter herum! Das ist ein Lebenswandel! — Was ist das Ende vom Liede? Am Ende des Jahres, am 29. December,

kömmt das zweideutige Fräulein mit der Sonne in Opposition, und ihr Heiligenschein kömmt in einen Gegenschein!

Die Sonne! Nun ja, die Sonne! Wenn man Alles erzählen dürfte! Glauben Sie, meine theuern Freunde, es ist nicht Alles Gold, was glänzt! Der Schein trügt oft! Ich will gerade nichts behaupten, allein, wenn Sie sich am 12. Jänner ein wenig auf die Lauer legen wollen, da werden Sie sehen, wie der Monsieur Merkur ihr ganz nahe geht, ohne daß die strenge Frau ihn zu Asche versengt! Ha, ha, ha! Wenn Sie sich am 20. Februar wieder bemühen wollen, finden Sie Herrn Mars ganz vertraulich um die Sonne herum. Nun, es ist ja schon mehr als ein Monat, daß sich Herr Merkur entfernte!

Ja, ja! Weiber sind Weiber, und wären es auch Sonnen!

Da ist die Jungfrau ein anderes Wesen! Ein Muster! Sehen Sie, meine theuern Freunde, vom 16. August bis 2. November hat sie nur einen Courmacher, den Merkur, den Jupiter nur im Januar, den Mars nur im December! Und die andern Planeten überhaupt! Man glaubt, weiß Gott, wie hoch sie's bringen, und die meisten gehen heuer zurück, z. B. die Herren Merkur, Uranus, Saturn, Jupiter u. s. w. gehen alle rückwärts! (von Osten nach Westen).

Und nun gar die „Finsternisse", meine theuern

Freunde! Da ist auch viel Lärm um nichts! Von vier Finsternissen getrauen drei sich nicht sehen zu lassen, das müssen saubere Finsternisse sein! und die einzige, die sich sehen läßt, ist eine lumpige Mondesfinsterniß, die kaum einige Stunden dauert! Was schaut bei einer solchen Finsterniß heraus!?

Doch, ich will Sie nicht länger ermüden, daß ich wahr gesprochen habe, ist der Himmel mein Zeuge.

Die gebildete Naturtrinkerin.

„O thut euch doch nicht bene,
Und sagt: „Das ist wohl Jene!"
Ein Bild, gegriffen aus der Luft —
Doch wer so ist, fühlt sich gerufft!"

Altes Lied.

Die Natur ist schön, fast so schön, wie die Frau von Haberstroh, und die Frau von Haberstroh ist sehr schön, fast so schön, als sie glaubt, und ihr Glaube ist stark.

Die Frau von Haberstroh ist sehr schön, das sagt sie alle Morgen sich selbst, dann sagt ihr es ihr Spiegel, sodann ihr Stubenmädchen, und Nachmittags sagt es ihr ein Hausfreund, wenn sie im Prater Caffee und Natur trinkt, und der Hausfreund versteht sich auf Schönheit bei Caffee und Natur, auf Caffee bei Schönheit und Natur, und auf die Natur bei Caffee und Schönheit. Also ist die Frau von Haberstroh sehr schön, und da die Natur fast so schön ist, wie die Frau von Haberstroh, so ist die Natur auch schön. Allein die Frau von Haberstroh ist nicht nur schön, sondern auch gebildet. Denn was ist Schönheit ohne Bildung? Eben so wenig, als Bildung ohne Schönheit! — Also muß die Natur auch nicht nur schön,

sondern auch gebildet sein, denn was ist eine Natur ohne Bildung? Eben so wenig, als eine Bildung ohne Natur. Also die schöne und gebildete Frau von Haberstroh liebt die schöne und gebildete Natur. Die Bildung einer schönen Frau besteht in einer französischen Grammatik und in einem regardez-moi auf der Stirne, in Walter Scott, in dicken Locken und in einem Doppel-Tubus. — Die Bildung einer schönen Natur besteht in Caffee mit einem Hausfreund, in einem Strickstrumpf mit Mücken, und in einer Conversation mit Cigarrenqualm.

Die schöne und gebildete Frau von Haberstroh trank alle Tage eine große Mundtasse schöne und gebildete Natur, und reciproce trank die schöne und gebildete Natur alle Tage eine Mundtasse von der schönen und gebildeten Frau von Haberstroh.

Da sitzen sie zusammen an jedem schönen Nachmittage im Prater, sie und die Natur. „Wie schön ist die Natur!" sagt die Frau von Haberstroh, „insonders mit Caffee und Hausfreunden!" — „Wie schön ist die Frau von Haberstroh!" denkt sich die Natur, die nicht sprechen kann, „besonders mit dem Walter Scott und den dicken Locken." — Und so sehen sie sich an, die Natur nämlich und die Frau von Haberstroh. — Darauf nimmt sie ihn, und schenkt ihn ein, das heißt nicht etwa, die Natur schenkt den Hausfreund ein, sondern die Frau von Haberstroh schenkt den Caffee ein, und sie führt ihn an den Mund, nicht

den Hausfreund, sondern den Caffee, und sie ruft aus: „Er ist kalt und bitter"; nicht etwa der Hausfreund, denn der ist heiß und süß.

Darauf fängt er an zu sprechen, das heißt, nicht der Caffee, sondern der Hausfreund, und lächelt sie an, das heißt, nicht die Natur, sondern die Frau von Haberstroh. Darauf streckt sie die Hand nach ihm aus, nämlich nach dem Strickstrumpf, und er fährt fort zu sprechen, nicht der Strickstrumpf, sondern der Hausfreund. Und sie wird immer lebhafter, nicht die Frau von Haberstroh, sondern die Conversation, und sie fangen an, Alle herumzuschwärmen, nicht die Frau von Haberstroh und der Hausfreund, sondern die Mücken. — Und sie sieht den Hausfreund an und sagt: „Er sei etwas zu gedehnt," nicht der Hausfreund, sondern der Walter Scott, und er hielte einen zu lange mit Nebenumständen auf, bis er zur Sache komme, nicht der Hausfreund, sondern wieder der Walter Scott. Darauf legt er die Cigarre nieder, nicht der Walter Scott, sondern der Hausfreund, und sagt: „Auch sie sei veraltet," nicht die Frau von Haberstroh, sondern diese Lectüre. — Darauf wird sie immer schläfriger, nicht die Conversation, sondern die Frau von Haberstroh, und sie sieht ihn mit niedergeschlagenen Blicken an, nicht den Hausfreund, sondern den Strickstrumpf; er aber, das heißt, der Hausfreund, sucht eine Neuigkeit aus ihr herauszustudieren, aus der Zeitung nämlich, um sie neu zu beleben: die Conversation und die Frau

von Haberstroh, und sie werden beide munter. Endlich geht Beiden der Faden aus, das heißt dem Hausfreund und dem Strickstrumpf, und man hört sie bloß leise summen, die Mücken nämlich; da nimmt die Frau von Haberstroh ihn vor die Augen, nicht den Hausfreund, sondern den Doppel-Tubus, und schaut sie an, nicht die Mücken, sondern die Natur, und ruft aus: „Sie ist ewig neu!“ — Der Hausfreund meint, sie spricht von der Zeitung, zuckt die Achsel und spricht: „Aber sehr trocken!“ Endlich wird sie immer finsterer, die Natur nämlich, sie steht auf, die Frau von Haberstroh nämlich, schaut den Hausfreund an und steckt ihn ein, den Strickstrumpf nämlich. Er aber, der Hausfreund, steckte sie ein, die Zeitung nämlich, und sagt: „Wie herrlich ist sie!“ die schöne Natur nämlich. Darauf findet sie sich geschmeichelt, die Frau von Haberstroh nämlich, bezahlt ihn, den Caffee nämlich, und reicht ihm den Arm, dem Hausfreund nämlich.

Darauf gehen sie fort, die Frau von Haberstroh, der Hausfreund und der Strickstrumpf, und lassen die andern zwei zurück: die Conversation und die Mücken. — Am andern Nachmittag kehren sie wieder, um gebildete Natur zu trinken, und finden die alte Natur und neue Mücken; dieselbe Conversation, denselben Hausfreund und denselben kalten Caffee.

Menagerie-Licitation.

(Am 27. Mai 1857 in Wien, in der Menagerie des Kath. van Aken.)

Mit gespanntem Interesse sehen wir einem Tage entgegen, wo die zartesten Bande, welche je wilde Thiere aneinander fesselten, wo das Stillleben, welches zwischen Eisbär, Hyäne und Tiger stattfand, wo die friedlichsten Familien-Verhältnisse, welche je Bär, Wolf und Känguruhs zusammenhielten, gelöst, getrennt, zerrissen werden sollen.

Die europäisch berühmte Van Aken'sche Menagerie, diese beispiellos einträchtige Herrnhuter-Familie, wird licitirt, an den Meistbietenden hintangegeben!

„Es wird ein Schauspiel sonder Gleichen!"

Wer von meinen zarten Leserinnen hat schon einer Licitation von Löwen, Tigern, Hyänen und anderen dergleichen Schoßthieren beigewohnt?

Es sind bereits Liebhaber und Bevollmächtigte großer Menagerien aus berühmten Residenzen da: Menagerie-Besitzer, Bestien-Speculanten, aus Holland, Frankreich und England, als Mit-Licitanten angekommen; und es dürfte nicht ohne bedeutende Concurrenz enden.

Ach Gott, wer doch bei der Licitation dabei sein könnte, d. h. nicht um auch licitirt zu werden, sondern um das Schauspiel mitanzusehen.

Kommt ihr Melodramen-Dichter und Dichterinnen: hierher kommt, hier laßt eure Helden heulen, brüllen, Thränen vergießen lernen. Was sind Freiknechte und Irrenhäuser, was sind Gamins, Räuber- und Selbstmörder gegen die Erschütterung, die hier stattfinden wird! Was sind alle Trennungs-Scenen in euren miserablen Comödien gegen die Scene, wenn ein Waschbär vom Busen seines langgetreuen Führers, wenn ein Rüsselbär von dem Herzen eines Eisbären, und das Mandrill aus den Armen eines Känguruhs gerissen wird! Das sind Effecte! Da ist dramatische Fülle! Eine ganze Aguti-Familie wird verkauft an Unbekannte, an blutfremde Herzen, welch' ein tragischer Hebel, welch' ein Iffländisches Familienstück! Seht, der Lippenbär hatte eine jahrelange Neigung zu der Hyäne! Er liebt sie, — so hat nur Berjowsky geliebt! und sie liebt ihn, so hat nur Medea geliebt! Aber sie lieben platonisch wie die „Gefesselten" von Raupach; sie sehen sich nur durchs Gitter; der Bär singt alle Abende:

„Ach, ich komme mit der Zither,
Weihe dieses Stündchen dir,
Doch verschlossen bist im Gitter,
Liebchen komm' und lausche mir!"

Die Hyäne aber weint stille Thränen, und sie gibt ihm eine Locke mit den Worten:

„Ich komme, sobald ich kann!"

und der arme Poet singt alle Abend dasselbe Lied, und so sehen sich die Liebenden schon jahrelang an, und nun auf einmal kömmt das Schicksal her in Gestalt einer Licitation, der Bär wird als Sclave verkauft, sie wird Favorit-Sultanin eines Menagerie-Sultans! Die Trennungsstunde schlägt — nun, Romantiker und Melodramatiker, was wollt ihr mehr?

Die Licitation beginnt bei den „reißenden Thieren": der „witzbergische Wolf" kommt zuerst an die Reihe, und so herunter bis zum Recensenten. Dann kommen die „friedlichen Thiere", dann die „Amphibien", und dann die „befiederten Thiere". — Die reißenden Thiere werden gewiß reißender abgehen, als die friedlichen.

Theater-Unternehmer werden besonders auf diese Licitation aufmerksam gemacht, denn es sind

„Mehrere Affen verschiedener Gattung"

zu versteigern.

Auch erbieten sich

„Zwei Känguruhs"

recht gerne zu Modellen für eine ganz neue Künstler-Gattung zu sitzen.

Die verehrten Damen, welche diese Licitaton zu besuchen gedenken, werden gebeten, mit den zu licitirenden Gegenständen zart umzugehen, die Löwen

und Tiger beim Beschauen behutsam umzudrehen, besonders aber den Waschbären nicht auf einer Hand stehen zu lassen, indem er sonst leicht herunterspringen und sich verkriechen könnte. Auch wird Niemand so indiscret sein, eine Hyäne einzustecken.

Kinder unter vier Jahren dürfen nicht mitlicitiren.

Man bittet auch die Herren, keinen Tabak zu rauchen, indem auch weibliche Wesen licitirt werden, und unter den wilden Thieren die Civilisation noch nicht so weit ist, um den Frauen unter die Nase zu rauchen. Bei dem Ausgange werden sich die Damen gefallen lassen, daß man ihre Ridicüls und Strickbeutel untersuche, um zu sehen, ob sich nicht eine Boa constrictor hinein verkroch, so wie den Herren ihre Rundbärte ausgekämmt werden, für den Fall, daß einige Strauße sich daselbst heimlich eingenistet hätten. Die Licitanten werden aufmerksam gemacht, nicht zu erschrecken, wenn die Thiere beim Zuschlagen einige unarticulirte Töne von sich geben sollten.

Man bittet, die Boa constrictor nicht zu necken, weil sie leicht aus der Haut fährt.

Für die resp. Personen, welche einige Exemplare an sich bringen, sind schon mehrere Gesellschafts- und Familienwagen bereit, um sie in den Schoß der ihrigen zu bringen. — Der Anfang ist, wenn alles beisammen ist, und das Ende, wenn keine Bestie mehr da ist.

Ich als Gesichterschneider,

oder:

Der Gezeichnete wider Willen.

Wer je gesessen hat, weiß, wie unausstehlich das Sitzen ist. Ich rede nicht von dem Sitzen, wo man zuerst getroffen hat und dann gesetzt wird, nicht von schriftstellerischen Sitzereien, sondern von jenem Sitzen, wo man erst sitzen soll, um getroffen zu werden — von Maler- und Zeichner-Sitzungen.

Was hat man von der leidigen Berühmtheit? Man wird gestochen, gedruckt, in Oel gesotten, und am Ende gerade von seinen Verehrern aufgehängt! — Und dazu muß man früher noch stundenlange sitzen und freundliche Gesichter machen!

Letzthin hatte ich eine eigene dergleichen Sitzung. Ich bemerkte nämlich einige Tage lange nacheinander, daß mir ein Mann — dem Anscheine nach ein Fremder — immer nachging. Er ging bald vor, bald hinter mir, und sah mich mit zärtlichen Blicken an. Ich glaubte erst lange, es sei ein verkleidetes Frauenzimmer, und sie habe eine heftige Leidenschaft für mich gefaßt. Der Mann hatte zwar einen starken Backenbart, allein das machte mich nicht irre, denn Liebe kann Alles! —

Eine kleine Coquette, wie ich bin, warf ich ihm dann und wann so einen meiner recht unwiderstehlichen Blicke, so einen Gollaschblick mit Paprika zu. So ein Coquettir-Blick, der nach Nordost zu gehen scheint, aber in Südwest Verheerungen anrichtet, ist nicht mit Gold zu bezahlen. Er verfehlte auch seine Wirkung nicht! Der Mann ging mir nach über Graben und Kohlmarkt, und da ich, wenn ich einmal im Zuge bin, wenigstens dreißigmal über Graben und Kohlmarkt gehe, so blieb ich immer bei einem gestickten Bilde bei der „Braut" stehen, und blinzelte meine verkleidete Geliebte an, der oder die dann nach mir auch immer bei dem Bilde stehen blieb, seufzte, mich ansah und Versuchungen anstellte, die gewiß zu meinem Vortheile ausfielen, denn er folgte mir stets mit erneuter Leidenschaft.

Eines Abends saß ich im Volksgarten, die Langeweile verzehrte mich, und ich verzehrte Gefrornes; ich sah mich um, einen Gegenstand zu finden, an dem ich meine Langeweile auslassen könnte, und siehe da, mein verkleideter Liebhaber saß mir gegenüber! Da saß er, und aus seinem Auge schlug die wilde Flamme seiner heftigen Neigung zu mir; sein Blick schien zu sagen:

„Mich reizt, mich lockt deine schöne Gestalt!"

Und in der Hand hielt er ein Zeichenblei und Papier, und seine Absicht lag klar am Tage; er wollte mich zeichnen, so was man sagt: abreißen!

Die Liebe und das Zeichnen fangen Beide beim Auge an. Der Mann aber begann bei der Nase! Sein Blick ruhte auf meiner Nase, so gegen den siebenten Grad ihrer nördlichen Breite.

Nun ist es ärgerlich, wenn der Mensch nicht einmal seine Nase für sich allein haben kann! Hab' ich dazu eine Nase, damit jeder Mensch seine Nase in diese Nase stecke? Meine Nase hab' ich platterdings für mich allein, und nun kömmt so ein Mann aus Berlin oder Hannover oder Hamburg und stiehlt mir meine Nase vor der Nase weg, und bringt sie unter die Leute. Die besten Frauen und die besten Nasen sind jene, von denen man gar nicht spricht!

Ich ärgerte mich also, ließ mein Gefrorenes stehen und meinen Liebhaber sitzen, ging ins Paradiesgärtchen und ließ mir wieder ein Gefrorenes geben. Kaum saß ich zehn Minuten, da erblicke ich meinen Geliebten schon wieder mir gegenüber, das Mordinstrument blitzte in seiner Hand, das gespitzte Blei auf mich gerichtet, sah er mich mit sehnsüchtigen Blicken an.

„Ach," dachte ich, „selbst als Schatten im Paradiesgarten ist man noch seines Schattenrisses nicht sicher!" sprang wieder auf und entfloh wie eine schüchterne Taube.

Am anderen Tage saß ich am Fenster beim Mittagstische im Daum'schen Speise-Locale, ich saß, wie

gewöhnlich große Genies zu sitzen pflegen, und dachte an nichts; ich sah hinab zum „Modebande", dem einzigen Bande, welches Mode bleibt, wenn alle anderen Bande reißen, da weckte mich Theodors Stimme, der mich fragte: „Haben Euer Gnaden schon Ihren Kalbskopf?" Ich faßte mich schnell und sagte: „Noch nicht, Schmeichler!" Mein Blick fiel auf den Tisch mir gegenüber, und ich rief mit Macbeth aus: „Pr'ythee, see there! behold! look!"

Da saß er, sein Auge starr nach mir gerichtet, das Zeichenblei in der Hand, das Papier vor sich und den Blick wie die Trut auf meiner Nase sitzen! Mich faßte Verzweiflung! Der Kalbskopf war indessen gekommen, und stand vor mir. Ich wollte dem Zeichner schon zurufen: „Wenn du interessante Köpfe zeichnen willst, so zeichne diesen da, der hat doch noch wenigstens den Reiz der Jugend für sich!"

Allein nicht der Kalbskopf war sein Ziel, auf mein unschuldiges Haupt war es abgesehen. Ich hätte ihm gerne alle jene verunglückten Bilder von mir gezeigt, und ihm wieder zugerufen: „Schrecken dich nicht Babingtons, nicht Tychburns blutige Häupter, auf Londons Brücke warnend ausgesteckt?"

Der Mann aber arbeitete sich in meine Nase hinein, als ob sie ein Goldbergwerk gewesen wäre Mich erfaßte ein Grimm sondergleichen, und ich griff

zu dem entsetzlichsten Mittel! Ich fing an, Gesichter zu schneiden, daß eine Hyäne davongelaufen wäre. Ich machte mit meiner Nase die unsäglichsten Manöver. Ich zog sie auf wie einen Sonnenschirm, ich ließ sie hängen wie ein Truthahn, ich rümpfte sie wie ein Erdzeisel, ich räusperte sie mit einem solchen Donnerwetter, daß der Kellner drei Teller fallen ließ, u. s. w. Ich legte die Stirne in Falten wie ein Hemdjabot; ich verzog den Mund bald zu einer Charybde, bald zu einem Zuckerhut; ich riß die Augen auf wie die Dummheit, wenn man ihr eine Liebeserklärung macht; ich drückte sie zu wie ein Gourmand, wenn er den ersten Spargel ißt; ich blinzelte wie eine Gans beim Wetterleuchten; ich legte den Kopf auf die Seite wie ein Stieglitz, wenn er trinkt; ich ließ den Kopf auf die Brust sinken wie eine nervenkranke Frau, wenn sie eine Tenorstimme hört; kurz, ich muß mich benommen haben, wie ein Verrückter, denn ein Lärm unterbrach mich plötzlich, und ich erblickte zu meinem Entsetzen zwei schöne Frauen, die indessen gekommen waren, und die mich voll Bewunderung in der Force meiner Gesichtschneiderei angafften, und endlich in lautes Lachen ausbrachen. Nun steigerte sich mein Grimm zur Raserei, ich sprang auf, nahm die Serviette, warf sie dem Zeichner über den Kopf, rannte zwei Kellner über den Haufen, nahm im Vorüberstürmen statt meines Hutes eine Studentenkappe mit, stolperte über einen

Sessel, fiel einem eintretenden Militär in die Arme, dieser warf mich einer eintretenden Frau zu Füßen, diese ging über diesen Gegenstand ganz weg, ich raffte mich empor, setzte die Treppe hinab, und lief, und lief, und ich glaube, ich laufe noch!

Inhalt des zwanzigsten Bandes.

Seite

Der Gerichtssaal zu Allamatukeli 1
Phantasiereien, oder: Nachempfindungen nach einem Balle 8
Der Landtag der Taschen 11
Vorschläge zu einem Steuertarife im Gebiete der Kunst und des Wissens 14
Etwas über die Hydropsie (Wassersucht) der deutschen Theatervorstände 20
Projecte 22
Modelle zu Theater-Publicums 26
Neuester Plutarch, oder: Biographien wilder Bestien, allen Theater-Directoren in Unterthänigkeit gewidmet vom Verfasser 29
Der Humor und der Frühling 34
Ueber das Heil des Zapfenstreiches 38
Ueber Gelehrsamkeit und Wissen des Schauspielers . 41
Das schwierige Kleeblatt, oder: Theater-Directoren, Recensenten und Polizeien 44
Die satyrische Buchhändler-Auslage 47
Der Beobachter des weiblichen Geschlechtes 52
Schnurrbarts-Lamentation. Jammerepistel an meinen braunschnurrbärtigen Wallfer 58
Ueber die häusliche Erziehung der Töchter 64
Was ist Lesen? 75
Uhren, Menschen und Bücher 81
Ein Abenteuer in den Tuilerien 85
Der Pantoffel 90

Seite

Warum der Himmel blau ist? 94

Doctor Natürlich, oder: Der Mann mit dem lichten Rocke und dem dunklen Drange 98

Welcher von den vielen neuerschienenen Kometen wird zuerst mit unserer Erde anstoßen, der mit dem Kopfe oder der ohne Kopf? 105

Frau von Stiftel, oder: Das lebendige Vorurtheils-Lexikon 126

Melinth, der stille Wucherer, genannt: der blaue Blutegel 133

Industrie-Ausstellung inländischer Journal-Artikel und Kritik-Fabricate 141

Das ausgestopfte Beethoven-Fest, oder: Ach und Krach vom Beethoven-Feste! 148

Dumme Briefe, Bilder und Chargen aus meinem Reise-Album 157

Die Mystification 167

Sonnabend-Gedanken aus meinem Fußteppich . . . 174

Neue Variationen über meinen alten Liszt-Enthusiasmus 179

Offenes Sendschreiben des auf der Prager Bahn niedergeführten Ochsen an die vor zwei Jahren auf der Glogguitzer Bahn niedergeführte Kuh . . 188

Leichtfaßlicher Unterricht für ein sehr geehrtes Publikum, sich in Zukunft die humoristischen Vorlesungen selbst auf die schmackhafteste Weise bereiten zu können, und kein Geld dafür ausgeben zu müssen . . 193

Solobrief eines wandernden Humoristen 212

Der große Drache als fest engagirter Mitarbeiter . 220

Stunden-Quetschen für Müssiggänger 230

Höhere Klätschereien über die Himmelskörper-Angelegenheiten des Jahres 1838 236

Die gebildete Naturtrinkerin 241

Menagerie-Licitation 245

Ich als Gesichterschneider 249

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

144865
LG.
S241

Author Saphir, Maurice Gottlieb

Title Schriften. Vol.19-20.in 1